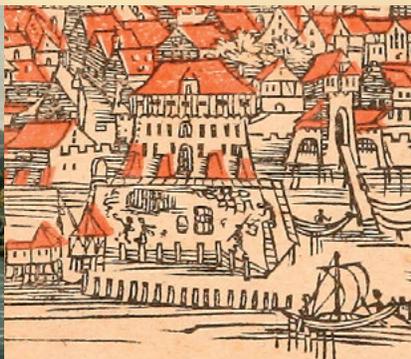




THORBECKE



131. Heft 2013



Schriften des Vereins für
**GESCHICHTE DES
BODENSEES UND SEINER
UMGEBUNG**

Schriften
des Vereins für Geschichte
des Bodensees
und seiner Umgebung

131. Heft 2013

SCHRIFTEN
DES VEREINS FÜR GESCHICHTE
DES BODENSEES
UND SEINER UMGEBUNG

131. Heft 2013



JAN THORBECKE VERLAG

Schriftleitung:

Priv.-Doz. Dr. Jürgen Klöckler, Konstanz

Internationale Abkürzung: Schrr VG Bodensee

Für den Inhalt der Beiträge und die Abgeltung der Bildrechte
tragen alleine die Autorinnen und Autoren die Verantwortung

Für die Schwabenverlag AG ist Nachhaltigkeit ein wichtiger Maßstab ihres Handelns. Wir achten daher auf den Einsatz umweltschonender Ressourcen und Materialien. Dieses Buch wurde auf FSC®-zertifiziertem Papier gedruckt. FSC (Forest Stewardship Council)® ist eine nicht staatliche, gemeinnützige Organisation, die sich für eine ökologische und sozial verantwortliche Nutzung der Wälder unserer Erde einsetzt.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten

© 2013 by Jan Thorbecke Verlag der Schwabenverlag AG, Ostfildern
www.thorbecke.de

Druck: Beltz Bad Langensalza GmbH, Bad Langensalza
Hergestellt in Deutschland
ISBN 978-3-7995-1719-5

INHALT

Jahresbericht des Präsidenten über das Vereinsjahr 2011/2012	VII
Bericht über die 125. Hauptversammlung am 7. Oktober 2012 in Bregenz	XI
Nachruf Hubert Lehn	XIII
CAROLINE BLECKMANN/MICHAELA JANSEN	
Bauen, gebaut, abgerissen.	
Die bauliche Entwicklung am Konstanzer Kaufhaus	3
NORBERT KRUSE	
Die Weingartner Kaiserchronik	
Einordnung der Welfen in die Weltgeschichte	33
FREDY MEYER	
Bemalter Raum als himmlischer Kosmos	
Die spätgotischen Wandmalereien in der St. Wendelinskapelle auf dem Ramsberg zwischen Pfullendorf und Überlingen	51
WILLIBALD KATZINGER	
Zur Hinrichtung zweier Bettler	
Die Urgicht der Räuber und Mörder Peter Belzly und Hanns Ruff in Konstanz im Jahr 1511	83
ULRIKE LAULE	
Der sogenannte Wiesbadener Riss	
Ein Vorschlag zum Wiederaufbau der Westturmanlage des Konstanzer Münsters nach dem Brand von 1511	115
ERNST ZIEGLER	
Über das Säcken in der Reichsstadt und Republik St. Gallen	135

DANIEL L. VISCHER

Die Flösserei auf dem Alpen- und dem Hochrhein

Zur Geschichte des Holztransports auf dem Bodensee von 1600 bis 1900 155

JAN-ANDREA BERNHARD

Das Album Amicorum von Ursula Staehelin aus St. Gallen

Ein Beitrag zur Peregrinations- und Kommunikationsgeschichte 185

JOHANNES WERNER

Sein Herz aber blieb am See. Konrad Gröber über Konstanz 199

MARTINA PETER

Konzentrierte Sachlichkeit

Der Maler Otto Tillkes in Lindau (1923–1930) 209

ARNULF MOSER

Die Konstanzer Zeugen Jehovas als Opfer des »Dritten Reiches« 229

FABIO CRIVELLARI

Prekäre Erinnerungsorte

Straßen als Medien der Erinnerungskultur – mit einem Beispiel
aus Konstanz 243

OSKAR KELLER

Die geologische Geschichte des Bodensees 267

Buchbesprechungen 303

Buchanzeigen 316

Verein intern 319

JAHRESBERICHT DES PRÄSIDENTEN ÜBER DAS VEREINSJAHR 2011/2012

Gemäß den Satzungen erstreckt sich der Bericht auf das abgelaufene Vereinsjahr von der Hauptversammlung in Friedrichshafen am 9. Oktober 2011 bis zu der in Bregenz am 7. Oktober 2012.

MITGLIEDER

Verstorben sind:

Thomas Kolb, Höchst

Klaus Thommel, Ravensburg

Dr. Gebhard Kraft, Hamburg

Kurt Ritter, Überlingen

Max Tobler, Romanshorn

Bruno Gloor, Aadorf

Werner Künzler, Arbon

Felix Bolli, Beringen

Gerold Rusch, Rorschach

Ernst Bayer, Dachsen

Außerdem betrauert der Bodenseegesichtsverein den Tod des langjährigen Vorstandsmitglieds Dr. Hubert Lehn, der als Naturwissenschaftler, als Limnologe jahrzehntelang an der Anstalt für Bodenseeforschung der Stadt Konstanz in Konstanz-Staad tätig war. Dem Vereinsvorstand gehörte er von 1972 bis 1993 an, neben einer Vielzahl von Beiträgen in unseren Schriften verdanken wir ihm auch die »Tiefenkarte des Bodensees«. Ein ausführlicher Nachruf leitet diesen Band ein.

Wir werden den Verstorbenen ein ehrendes Andenken bewahren.

Die Mitgliederstatistik weist eine positive Bilanz auf; es sind im Berichtszeitraum 36 Neueintritte zu verzeichnen (18 in Deutschland, 17 in der Schweiz, einer in Österreich). Ihnen stehen 21 Austritte gegenüber (davon neun in der Schweiz und Liechtenstein sowie 14 in Deutschland).

VORSTANDSSITZUNGEN

Im Berichtszeitraum hielt der Vorstand drei Sitzungen ab: Zur ersten trafen sich die Vorstandsmitglieder am 18. November 2011 im Vorarlberger Landesarchiv, Bregenz. Am 9. März 2012 tagte der Vorstand im Lindauer Heilig-Geist-Spital. Die dritte Vorstandssitzung fand am 6. Juli 2012 im Alten Pfarrhof zu Balzers im Fürstentum Liechtenstein statt.

PERSONELLES

Unser langjähriges Liechtensteiner Vorstandsmitglied Arthur Brunhart sah sich leider veranlasst, aus dem Vorstand auszuschcheiden, da er als Präsident des Liechtensteinischen Landtags sowie als Ortsvorsteher seiner Heimatgemeinde Balzers nicht mehr über die erforderlichen Zeitressourcen verfügt, um sich den Vereinsaufgaben in ausreichendem Maß widmen zu können. Für sein stets großes Engagement, das er zuletzt mit der perfekten Ausrichtung unserer Mitgliederversammlung 2010 in Vaduz unter Beweis stellte, sei Arthur Brunhart sehr herzlich gedankt.

INFORMATIONSV ERANSTALTUNGEN

Den Auftakt machte am 10. März 2012 eine von Ernst Ziegler, Maria Hufenus und Stefan Sonderegger bestens organisierte Vortragsveranstaltung im Stadthaus der Ortsbürgergemeinde St. Gallen zum Gallus-Jubiläum mit insgesamt fünf Referaten über den Heiligen selbst, sein Ambiente und sein Nachwirken. Die Tagung war mit über 100 Mitgliedern und Gästen hervorragend besucht, ein Teil der Vorträge liegt bereits gedruckt vor.

Auf den 12. Mai lud Vorstandsmitglied Daniel Studer zu »Zeit für Medizin! Einblicke in die St. Galler Medizingeschichte« ins Historische und Völkerkundemuseum St. Gallen ein, das im Rahmen einer großen Sonderausstellung einen Überblick über die Medizingeschichte im Allgemeinen wie auch über die regionalen Gegebenheiten in Kloster, Stadt und Kanton St. Gallen gab. Die Führungen und Vorträge stießen bei den zahlreichen Teilnehmerinnen und Teilnehmern auf reges Interesse.

Vom 29. Mai bis 2. Juni fand in Friedrichshafen die 81. Verbandstagung des West- und Süddeutschen Verbandes für Altertumsforschung e. V. statt. Da der Bodenseegegeschichtsverein als Kooperationspartner fungierte, hatten unsere Mitglieder freien Eintritt zu den zahlreichen Veranstaltungen dieses großen Kongresses.

BODENSEEBIBLIOTHEK

Als Bibliothekarin ist nunmehr Frau Ulrike Siegmund als Nachfolgerin von Frau Claudia Entrup tätig. Wegen Umbauarbeiten mussten die Bestände vorübergehend in andere Räumlichkeiten des Stadtarchivs Friedrichshafen verlagert werden, sodass die Freihandaufstellung bis zu deren Abschluss im Winter 2012/13 nicht genutzt werden kann.

Der Bodenseegesichtsverein gewährte der Bibliothek auch für 2012 einen namhaften Zuschuss.

VEREINSSCHRIFTEN

Die Fertigstellung des 130. Bandes – des kunsthistorischen Sonderbandes zum Gallus-Jubiläum »Die Fürstenland-Strasse entdecken in der Kulturlandschaft St. Gallen« aus der Feder von Johannes Huber – verzögerte sich aus Gründen, auf die der Verein keinen Einfluss hatte, um einige Wochen, sodass er den Vereinsmitgliedern ausnahmsweise erst nach der Jahreshauptversammlung zugestellt werden konnte.

DANK

Dass das Vereinsjahr 2011/12 einen aus der Sicht des Vorstands sehr positiven Verlauf nahm, ist den Organisatorinnen und Organisatoren der Veranstaltungen, den Vorstandsmitgliedern sowie den Mitarbeiterinnen in den Geschäftsstellen – Frau Wirth, Frau Rüegger und Frau Weratschnig – zu verdanken, außerdem allen jenen Institutionen, die den Verein und seine Tätigkeit finanziell unterstützen: den Regierungspräsidien des Landes Baden-Württemberg in Freiburg und in Tübingen, dem Land Vorarlberg, den Kantonen Appenzell-Innerrhoden, St. Gallen, Thurgau und Schaffhausen, dem Bodenseekreis, dem Kreis Lindau sowie den Städten Friedrichshafen, Konstanz, Ravensburg, Tettnang, Überlingen, Weingarten, Romanshorn und Kreuzlingen. Sehr herzlich gedankt sei selbstverständlich auch den Mitgliedern für ihr stets reges Interesse am Bodenseegesichtsverein und seinen Aktivitäten.

UNIV.-PROF. DR. ALOIS NIEDERSTÄTTER, PRÄSIDENT

BERICHT ÜBER DIE 125. HAUPTVERSAMMLUNG

am 7. Oktober 2012 in Bregenz

Der Präsident des Bodenseegeschichtsvereins, Prof. Dr. Alois Niederstätter, seines Zeichens Direktor des Vorarlberger Landesarchivs, hatte zur 125. Hauptversammlung unseres Vereins in das Vorarlberger Landestheater nach Bregenz eingeladen. Die 90 Mitglieder, die dieser Einladung gefolgt waren, wurden guter Tradition entsprechend im Foyer des Theaters mit Kaffee und Gebäck empfangen.

Frau Magister Judith Reichart, Stadträtin für Kultur der Landeshauptstadt, hieß als Hausherrin die Gäste aus der Bodenseeregion herzlich willkommen. Präsident Niederstätter erinnerte in seiner Begrüßung an die letzte Hauptversammlung in Bregenz 1977 und dankte Mag. Thomas Klagian, dem Stadtarchivar von Bregenz, für seine organisatorische Unterstützung.

Die Regularien wurden gewohnt zügig und konzentriert abgearbeitet. Der Präsident ließ in seinem Tätigkeitsbericht, der von der Hauptversammlung genehmigt wurde und in diesem Band abgedruckt ist, das vergangene Vereinsjahr Revue passieren. Anstelle der verhinderten Vereinsschatzmeisterin Susanne Hölzer trug er auch den Finanzbericht vor. Er konnte vermelden, dass sich die finanzielle Lage des Vereins – nicht zuletzt Dank der Spenden aus der Eidgenossenschaft – sehr erfreulich entwickelt hat. Die Rechnungsprüfer Hubertus Bürgel und Alfons Brenner haben, so Herr Bürgel, die Finanzen »mit Vergnügen« geprüft und es sei »nach wie vor eine Freude, die Unterlagen durchzugehen.« Das Lob für Frau Hölzer gipfelte in dem Wunsch der Rechnungsprüfer, sie möge dem Verein noch lange erhalten bleiben. Die anschließende Entlastung des Vorstands erfolgte bei Enthaltung der Betroffenen einstimmig.

Mit Bedauern gab anschließend Präsident Niederstätter das Ausscheiden des liechtensteinischen Vorstandsmitglieds Arthur Brunhart bekannt. Wegen seiner Verpflichtungen als Landtagspräsident und Ortsvorsteher der Gemeinde Balzers kann er sich den Aufgaben im Vorstand unseres Vereins nicht mehr im gewünschten Umfang widmen. An seiner Stelle erklärte sich Donat Büchel aus Balzers, Kurator des Liechtensteinischen Landesmuseums, bereit, sich als Repräsentant des Fürstentums Liechtenstein zur Wahl zu stellen. Auf Vorschlag von Prof. Dr. Niederstätter wurde Herr Büchel von der Mitgliederversammlung einstimmig in den Vorstand gewählt, so dass der Präsident die Versammlung ganz entspannt und pünktlich schließen konnte.

Nach einer kurzen Pause fanden sich Mitglieder und Gäste zum öffentlichen Teil des Vormittags ein, der traditionell einem kulturgeschichtlichen und einem naturwissenschaftlichen Vortrag gewidmet ist. Mag. Thomas Klagian, der Leiter des Bregenzer Stadtarchivs, nahm die Zuhörer mit seinem Vortrag unter dem Titel »Von der Montforterstadt zur Vorarlberger Landeshauptstadt« mit auf eine Reise in die Geschichte der Bodenseemetropole von kleinen Anfängen zur heutigen Größe. Mit Witz und Charme verstand er es das Auditorium zu fesseln. Thema des naturwissenschaftlichen Vortrags des Biologen Dr. Benno Wagner war einmal mehr die die Bodenseefischerei. Sein besonderes Augenmerk galt dem Gangfisch aus historischer Sicht. Über diesen in mittlerer Wassertiefe des Bodensees lebende kleinere, dem Blaufelchen ähnliche Renkenart gewann die interessierte Zuhörerschaft eine Menge neuer Einsichten.

Nach dem Mittagessen schlossen sich viele Mitglieder und Gäste trotz des regnerischen Wetters den angebotenen Stadtführungen durch Bregenz an.

DR. BERND MAYER, WOLFEGG



HUBERT LEHN (1922–2012)

Im gesegneten Alter von 90 Jahren verstarb am 2. September 2012 mit Dr. Hubert Lehn einer der markantesten Vertreter der klassischen Bodensee-Forscher, einem Wissenschaftler-Typ, den es heute so nicht mehr gibt. Hubert Lehn erlebte als junger Soldat noch den Zweiten Weltkrieg. Die Herkunft aus einer zutiefst christlichen Familie, die letzten Jahre des zusammenbrechenden »Dritten Reiches« und die Zeit des jungen Nachkriegs-Deutschlands, die für angehende Wissenschaftler wie ihn auch von großer materieller

Unsicherheit beherrscht war, prägte sein kommendes Leben.

Nach dem Studium in Tübingen bei dem bekannten Zoologen Alfred Kühn zog es den am 24. Juli 1922 geborenen Hubert Lehn bald zurück in seine Geburtsstadt Konstanz. Er begann seine wissenschaftliche Laufbahn mit einer Projektstelle an der 1919 gegründeten Anstalt für Bodensee-Forschung der Stadt Konstanz. Eine seiner ersten Aufgaben war die wissenschaftliche Betreuung der Versuchsfilterstation in Sipplingen, die später zum Seepumpwerk der Bodensee-Wasserversorgung ausgebaut wurde. Seine Forschungsergebnisse trugen wesentlich zur Entwicklung der Wasseraufbereitung einer der größten Trinkwasserversorgungen Mitteleuropas bei. Nach Erhalt einer festen Planstelle war die Zeit der wirtschaftlichen Unsicherheit auf diesen Projektstellen vorbei, die regelmäßig von Jahr zu Jahr neu beantragt werden mussten.

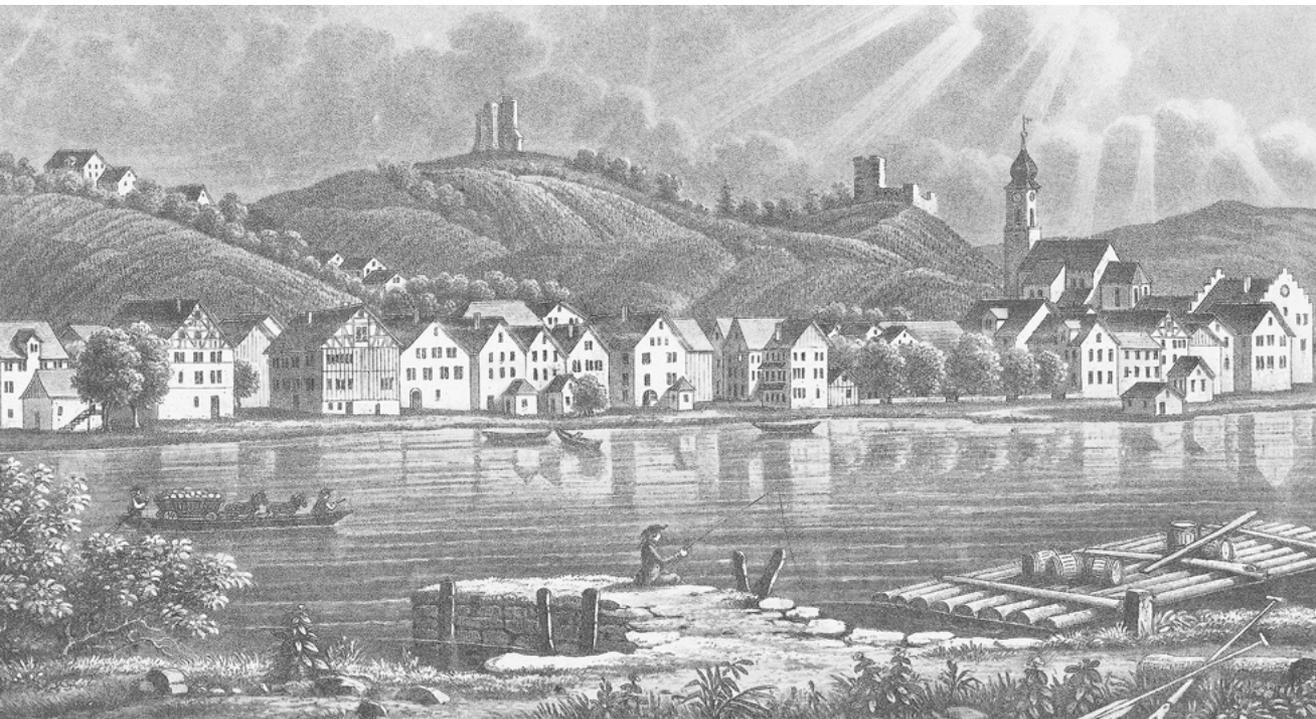
Nach Gründung der Internationalen Gewässerschutzkommission für den Bodensee (IGKB) im Jahr 1959 wurde die Anstalt für Bodenseeforschung vom Land Baden-Württemberg mit der Überwachung der Freiwasserregion von Ober- und Untersee beauftragt. Hubert Lehn war derjenige, der ab 1965 das Untersuchungsprogramm aufbaute, das mit geringen Änderungen bis heute fortgeführt wird und von größter Wichtigkeit für die Zustandsbeschreibung des Bodensees ist. Neben diesem großen Überwachungsprogramm begann Hubert Lehn mit Untersuchungen im Bereich der Physik, Chemie und des Phytoplanktons, also der ersten Stufe der Nahrungskette im See. Er bearbeitete Fragen zu Zufluss und Abfluss im See, zum vertikalen Wasseraustausch, zur Wassertransparenz

und zur Temperaturverteilung im See. Er war der erste am Bodensee, der mit Funkbojen arbeitete, also der Messung von Parametern aus der Distanz ohne protokollierendes Personal, was die heute gängige Technik ist. Zu erwähnen ist weiter die Erstellung einer genauen Tiefenkarte des Bodensees und die Mitarbeit im Bodenseeprojekt der Deutschen Forschungsgemeinschaft, der ersten Gesamtschau des Bodensees nach dem Zweiten Weltkrieg. Anfang der achtziger Jahre war er Mitautor der großen Bodensee-Monographie »Der Bodensee – Landschaft, Geschichte, Kultur« des Bodensee-Geschichtsvereins. Hubert Lehn war ein Universalist, der im Alleingang fast das gesamte Spektrum der Limnologie des Bodensees bearbeitete und in zahlreichen Publikationen aufzeichnete.

Wer Hubert Lehn begegnete, lernte einen äußerst geradlinigen Menschen kennen, der aus seiner Meinung kein Hehl machte; wegducken war nicht seine Sache. Zivilcourage war eine seiner wesentlichen Charakterzüge, die er in der praktischen Politik unerschrocken einsetzte. Für die CDU saß er ab Anfang der siebziger Jahre im Kreisrat und ab 1975 für mehr als ein Jahrzehnt im Stadtrat. In die früher so beschauliche Stadt Konstanz mit ihren gefestigten gesellschaftlichen Strukturen zogen politische Veränderungen ein, die bis heute anhalten. Hubert Lehn erzählte im persönlichen Gespräch oft von verbalen Auseinandersetzungen mit politischen Gegnern aus dem linken Spektrum; wer ihn gut kannte, weiß, dass diese Auseinandersetzungen ihn nicht unberührt ließen. Am 31. Juli 1987 ging er in den Ruhestand, was für ihn kein Stillstand war, denn er wertete weiter seine Daten aus und trat noch mehrmals bei den jährlichen Treffen der Limnologen als Vortragsredner auf. Er beteiligte sich dort mit großem Interesse an den Diskussionen und scheute sich auch nicht, abweichende Meinungen klar auszusprechen.

Neben seiner wissenschaftlichen und politischen Laufbahn engagierte er sich in einer Vielzahl von Ehrenämtern. Naturgemäß verstärkte er dieses Engagement nach seinem Ruhestand. Stellvertretend für diese Ehrenämter sei seine mehr als 50 Jahre dauernde Mitgliedschaft im Roll- und Eissportverein erwähnt. Über 15 Jahre leistete er Vorstandsarbeit, was der Verein mit der Ehrenmitgliedschaft dankte. Kraft bezog er aus der großen Familie; seiner Ehefrau Edeltraut und ihm wurden sechs Kinder geschenkt, die sein ganzes Glück waren und mit denen er ein intensives Familienleben pflegte. Bis ins hohe Alter hatte er den Traum, dass eine seiner Enkelinnen in seine Fußstapfen treten und seine Arbeit am Bodensee fortführen würde.

Der Verfasser dieser Zeilen hatte das Glück, mit Hubert Lehn mehrere Jahre am gleichen Institut arbeiten zu können und mit der Erforschung und Überwachung des Phytoplanktons seine Arbeit weiterführen zu dürfen. Mit seinem Lebenswerk ist Hubert Lehn einer der Väter des Gewässerschutzes am Bodensee. Die heutige Seenforschung weiß das zu würdigen und wird ihm stets ein ehrendes Andenken erhalten.



BEITRÄGE

Caroline Bleckmann/Michaela Jansen

BAUEN, GEBAUT, ABGERISSEN

Die bauliche Entwicklung am Konstanzer Kaufhaus

In den Jahren 2014 bis 2018 gedenkt Konstanz in großem Rahmen des Konstanzer Konzils von 1414–1418 – zahlreiche Ausstellungen und Aktivitäten stehen bevor. So wurde denn auch im Jahr 2009 mit der Sanierung und dem Umbau des Konstanzer Kaufhauses begonnen, in dem jene entscheidende Papstwahl stattfand, und das auch zur 600-Jahr Feier Ausstellungen und Veranstaltungen beherbergen soll. Zu diesen Maßnahmen gehörte der Bau eines nördlich an das Kaufhaus anschließenden Kellers, in dem neue sanitäre Anlagen, Lager- und Technikräume untergebracht werden. Die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstandene Platzanlage blieb dabei erhalten, so dass sich oberirdisch für den Betrachter nichts geändert hat.

In der schriftlichen Überlieferung tritt das Untersuchungsareal erstmals mit dem Bau des Kaufhauses zwischen 1388 und 1391 in Erscheinung, doch schon zuvor befanden sich im unmittelbaren Umfeld für die städtische Identität wichtige Gebäude. Im Westen hatten die Bürger der Stadt bereits im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts das Heiliggeistspital errichtet, gegen Ende des 13. Jahrhunderts war das Rathaus, das wichtigste Haus der Bürgerschaft, an der Stelle der heutigen Südwestdeutschen Philharmonie erbaut worden. Etwas weiter östlich befand sich der Hauptzugang zur Stadt vom See her: das Fischbrucktor, auch Fischertor oder St. Conradstor genannt, sowie das 1515 errichtete Steuerhaus und sog. Säckelamt. Später wurde diesem Ensemble noch das Neuhaus hinzugefügt, in dem das städtische Archiv untergebracht war.

Um die Bedeutung des östlichen Hauptzuges durch das Fischertor hervorzuheben, sei an dieser Stelle wieder auf die Ereignisse zur Zeit des Konstanzer Konzils erinnert, denn König Sigismund, seine Gemahlin und der Hofstaat wurden hier von den Stadtherren empfangen, als sie im Konzilsjahr 1414 nach Konstanz kamen. Nach dreistündiger Überfahrt von Überlingen trafen sie tief in der Nacht in Konstanz ein. Die Schiffe machten sicherlich am Landungssteg fest, der sich vor dem Fischbrucktor in den Bodensee erstreckte. Die königliche Hofgesellschaft zog durch das Tor in die Stadt ein. Über eine Brücke, die den Wassergraben bzw. Stadtgraben hinter der Stadtmauer überspannte, gelangten sie zum Rathaus am Fischmarkt, wo sie sich aufwärmten und

ihnen Wein gereicht wurde. Erst danach brachen sie zum Münster auf, wo Papst Johannes XXIII., die Kardinäle und der Klerus ihre Ankunft erwarteten¹.

Im Vorfeld der Baumaßnahmen wurde die geplante Kellerfläche – mit bauplanbedingten Unterbrechungen – von Mai 2010 bis September 2011 archäologisch untersucht². Wichtige schriftliche Quellen sind die Konstanzer Bauamtsbücher, die aus den Jahren zwischen 1437 und 1667 überliefert sind und Bautätigkeiten an den öffentlichen Bauten der Stadt Konstanz und die Errichtung neuer Gebäude beschreiben. So finden sich dort beispielsweise Auskünfte über den Bau des Steuerhauses im Jahr 1515, Reparaturmaßnahmen an den Mauerschalen der Stadtmauer und des Fischertores, die sich auf das Grabungsumfeld beziehen. Bildliche Quellen seit der Zeit um 1600 geben uns einen Eindruck von den Bauten nördlich des Kaufhauses. Allerdings stammen die meisten Stadtansichten, auf denen der Untersuchungsbereich genauer zu erkennen ist, aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, aus späteren Zeiten ist kaum noch etwas überliefert, bzw. die Darstellungen sind in ihrer Detailtreue stark unzuverlässig. Ein erstes Aufmaß der Konstanzer Seeseite liegt in einem Plan aus dem Jahre 1826/27 vor. Über weite Zeiträume ist die bauliche Entwicklung nördlich des Kaufhauses entsprechend nicht oder nur spärlich belegt. Die archäologischen Untersuchungen haben gezeigt, dass im Bereich des nördlichen Kaufhausvorplatzes sehr viel mehr passierte, als die historischen Quellen überliefern. Im Folgenden sollen die wichtigsten Ergebnisse der Ausgrabung vorgestellt werden.

EIN SPERRWERK (ABB. 1)

Der älteste aufgedeckte Befund ist eine hölzerne, Nord-Süd verlaufende Pfostenreihe, die auf einer Länge von 31 m erfasst wurde, und die direkt in die anstehende Seekreide eingebracht wurde³. Die Pfosten weisen einen Abstand von nur wenigen cm bis zu etwa 40 cm auf. Die größeren Abstände könnten auch erhaltungsbedingt sein. Vorgelagert ist ein nachträglich angebrachter »Wellenbrecher« aus Geröll⁴. Die Hölzer wurden weitestgehend gezogen und dendrochronologisch untersucht⁵. Fast alle datierbaren Pfosten dieses Sperrwerks wurden 1221 gefällt, so dass eine Errichtung in diesem oder dem Folgejahre belegt ist⁶.

Im 12. Jahrhundert erfuhr die städtische Topographie eine umfassende Umgestaltung. Die Stadt wurde stark erweitert und südlich der alten Stadtmauer ein neuer Markt eingerichtet. Diese Stadterweiterung wurde um 1200 oder in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts mit einer massiven Mauer befestigt⁷.

In den Bereichen der heutigen Salmannsweiler- und Zollerngasse sind Überreste von Landungsstegen beobachtet worden, die wohl im frühen 13. Jahrhundert aufgegeben wurden, als der Hafen an die Stelle der heutigen Marktstätte verlagert wurde⁸. Die Bereiche zwischen den Landungsbrücken wurden aufgefüllt. Die alten Stege



Abb. 1: Wichtige Hauptstrukturen, die während der Ausgrabung freigelegt wurden und ihr postulierter weiterer Verlauf (Planzeichnung: M. Jansen/C. Bleckmann, RPS).

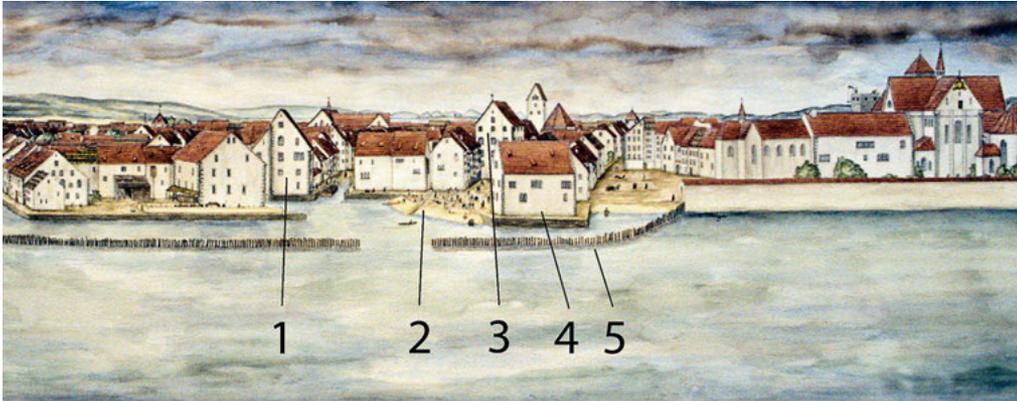


Abb. 2: Visualisierte Stadtansicht der Stadt Konstanz, vor dem Bau des Kaufhauses und der Stadtmauer, vom See aus gesehen.

1: Salmannsweilerhof; 2: Fischmarkt; 3: Hohes Haus; 4: Rathaus; 5: Holzpalisade (Rekonstruktion C. Bürger).

wurden im neugewonnenen Bauland als Straßen genutzt⁹. Vor 1225 siedelte sich das Heiliggeistspital auf einer Parzelle am östlichen Ende des Baublocks Marktstätte-Münzgasse an, einem jener Baublöcke, die durch die Aufschüttung zwischen den ehemaligen Landungsstegen entstanden waren¹⁰. Der neue Damm reichte weit nach Osten in den See hinein und endete 40 m vor dem dort 150 Jahren später errichteten Kaufhaus. Nördlich davon entstand so eine Wasserstraße in die Stadt hinein, die auf beiden Seiten durch aufgeschüttete Landzungen umschlossen wurde (Abb. 2). Nach den Schriftquellen wurde sie vor allem als Wasserzufahrt zum Salemer Pfleghof der Zisterzienser und als Anlegestelle für Fischer genutzt¹¹. Die im Zuge der Ausgrabung freigelegte Pfostenreihe von 1221 oder kurze Zeit später dürfte unmittelbar mit diesen Baumaßnahmen im Zusammenhang stehen und eine Sicherung der Zufahrt in die Stadt und zum Fischmarkt darstellen, denn die Stadtmauer wurde nicht mit der Stadterweiterung nach Osten in den See hinein verlegt. Das Sperrwerk ist als ein Teil der Schutzmaßnahmen für die Stadt anzusehen, wahrscheinlich eingebettet in die bereits oben erwähnte Stadterweiterung während der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts.

Im nördlichsten freigelegten Abschnitt des Sperrwerks wurden einige Hölzer mit späterem Fälldatum geborgen, das jüngste aus dem Jahr 1295 (S). Die nachträglich eingebrachten Hölzer weisen auf Reparaturen oder Ergänzungen der Palisade hin, die während ihrer Nutzungszeit vorgenommen wurden.

Aus den Schichten, die sich durch Seegang auf dem Wellenbrecher ablagerten, stammt ein interessantes Fundensemble. Es besteht aus unzähligen Scherben von Bügelkannen, die zur Aufbewahrung von Flüssigkeiten dienten (Abb. 3). Der hier aufgefundene Typ Bügelkanne war zwischen der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts und dem Beginn des 14. Jahrhunderts in Gebrauch¹². Sowohl die dendrochronologischen Ergebnisse der Untersuchungen an den Pfosten als auch die zahlreichen Keramik-



Abb. 3: Fragmente von Bügelkannen aus den Schichten über dem Wellenbrecher (Foto: M. Schreiner, ALM).

funde belegen eine Laufzeit des Sperrwerks bis zum Ende des 13. Jahrhunderts.

Bemerkenswert ist die schiere Menge an Bügelkannenfragmenten. Diese mutet recht außergewöhnlich an, finden sich doch in der Regel bei Ausgrabungen im städtischen Bereich zwar Bügelkannen, doch in wesentlich größerem Maße andere Haushalts- bzw. Kochkeramik, die hier beinahe voll-

ständig fehlt. Sie könnte im Zusammenhang mit der vermutlichen Funktion der Bügelkanne als Schöpfgefäß und Wasser- bzw. Flüssigkeitsbehälter stehen.

ERRICHTUNG DER »STADTMAUER IM SEE« (ABB. 1)

Im Spätmittelalter wurde im Osten der Stadt die Stadtmauer in die Flachwasserzone des Sees hinein gebaut. Sie verlief zwischen Rheintorturm und dem ehemaligen Augustinerkloster annähernd gerade in Nord-Süd-Ausrichtung, mit einer kleinen Ausbuchtung nach Osten auf der Höhe des späteren Kaufhauses. Im Osten reichte der See bis an die Stadtmauer heran. Zur Stadt hin, westlich der Mauer, gab ein etwa 14 m breiter Wassergraben, der nach Norden bis zum Rheintorturm führte, zusätzlichen Schutz. In



Abb. 4: Geometrisches Planaufmaß der Wasserseite der Stadt Konstanz von 1826/27 (Konstanz, Stadtarchiv).

den bisherigen Publikationen zur Stadtentwicklung von Konstanz herrschte Unsicherheit bezüglich des zeitlichen Zusammenhangs zwischen dem Bau der Stadtmauer in diesem Bereich und dem Bau des Kaufhauses. War die Stadtmauer gleichzeitig mit dem Kaufhaus errichtet worden oder erst später¹³? Die anderthalbjährige Grabungskampagne der Jahre 2010 und 2011 konnte hierzu eine Antwort geben: Auf der Höhe der Ostfassade des Kaufhauses wurde eine Mauer erfasst, die aufgrund ihrer Lage und ihrer Dimensionen anhand jüngerer Darstellungen als Stadtmauer zu identifizieren ist¹⁴. Sie wurde etwa 10 m vor dem hölzernen Sperrwerk im Bodensee erbaut. Die Stadtmauer sperrte aber nicht den gesamten See von der Stadt ab, sondern bog innerhalb der Untersuchungsfläche rechtwinklig in Richtung Stadt ab, so dass weiterhin eine Zufahrtsmöglichkeit für Boote und Schiffe bestand. Wegen des ungünstigen Baugrunds wurde die Mauer im Osten sorgfältig mit zwei bis drei Lagen von über 1 m großen Gerölln fundamntiert (Abb. 5). Darüber bestand das Mauerwerk im unteren Bereich aus etwas kleineren Gerölln und ab einer Höhe von 395,73 m ü NN aus kleineren Sandsteinquadern. Der Unterschied ist darauf zurückzuführen, dass in dieser Höhe der Übergang vom Fundament zum aufgehenden Mauerwerk erfolgte. In der Fläche deuten auf dieser Höhe partiell vorhandene Sandsteinplatten einen Laufhorizont und eine in die Auffüllschichten eingreifende Holzkonstruktion eine Bebauung an (zu den Auffüllungen und der Holzkonstruktion siehe weiter unten). Die Verteidigungsfähigkeit der Mauer wurde durch eine Breite von über 1,50 m gewährleistet, bis zu 40 cm hohe und etwa 1 m lange Sandsteinquader bildeten ihre repräsentative Außenfront. Die Erosion durch das Seewasser (u. a. Brandung, differierender Wasserstand zwischen Sommer und Winter) machten Ersetzungen und großflächige Reparaturen in diesen Mauerwerksbereichen notwendig, so dass die äußere Erscheinung der seeseitigen Maueroberfläche keinen Anhaltspunkt mehr für den Zeitpunkt ihrer Errichtung bietet. Erste Reparaturen an der Außenschale der Stadtmauer werden bereits in den Konstanzer Bauamtsbüchern erwähnt, und werden sicherlich nicht die ersten oder letzten gewesen sein:



Abb. 5: Links auf dem Foto ist die Stadtmauer zu sehen, im unteren Bereich mit den massiven Gerölln. Vorn das Fundamentmauerwerk des Kaufhauses, das gegen die Stadtmauer angesetzt wurde. Die Baufuge zwischen beiden Mauerwerken ist deutlich sichtbar. Blickrichtung Süd (Foto: RPS).

Im 1564 Jhare ist die mur von Steuerhaus bis zu dem Rhinthurm so gar schadhafft und böß gewesen usgespirkt und verbessert worden¹⁵.

Während der Ausgrabung wurde die Ecke, an der Stadtmauer und Kaufhaus zusammenstoßen, freigelegt: Es zeigte sich, dass das nördliche Kaufhausfundament gegen die bereits bestehende Stadtmauer gebaut wurde (Abb. 5). Die Schichten westlich, stadteinwärts, der Stadtmauer liefern sogar genauere Datierungsansätze. Wie bereits oben erläutert, datiert das Material aus den Schichten, die entstanden waren, bevor die Stadtmauer errichtet wurde, in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts. Des Weiteren dürfte um 1295 die Holzpalisade zum See hin das letzte Mal ausgebessert worden sein, und dieser Umstand kann nur anzeigen, dass die Stadtmauer zu diesem Zeitpunkt noch nicht stand.

Die im Zuge der Ausgrabung beobachteten Schichtverläufe lassen vermuten, dass der Bereich des Kaufhauses zuvor nicht wie allgemein angenommen im tiefen Wasser lag, sondern – ähnlich zum Spital-Areal – dort schon eine natürliche Geländeerhebung vorhanden war, die bei Niedrigwasser sichtbar gewesen sein dürfte¹⁶. Dieses würde auch den Standort der Konstanzer Hafengebiete erklären sowie die Ausbuchtung des Mauerverlaufes nach Osten auf der Höhe des späteren Kaufhauses. Nach dem Bau der Stadt- und Stadtgrabenmauer wurde der Bereich unmittelbar westlich davon mit mehreren Kies- und Geröllschichten auf einer Breite von etwa 10 m und einer Höhe von etwa 1,5 m angeschüttet (bis etwa 395,75 m ü NN). Die Schichten fallen dahinter nach Westen, stadteinwärts, ab, so dass eine Berme in diesem Bereich hinter der Stadtmauer postuliert werden kann. In den Auffüllschichten befand sich außerdem eine Holzstruktur, die eine Begrenzung nach Westen darstellte, was das Vorhandensein einer Berme weiterhin bekräftigt. Die Holzkonstruktion ist nur in einem winzigen Abschnitt erfasst worden, so dass über ihr Aussehen und ihre Funktion nichts Genaueres gesagt werden kann. Sie greift ab einer Höhe von 395,75 m ü NN in die Schichten ein, also direkt in die Auffüllungen hinter der Stadtmauer, und auf dem Niveau direkt über den Auffüllschichten ist an einer ungestörten Stelle eine Art Bodenbelag aus waagrecht ausgelegten Sandsteinplatten dokumentiert.

Aus der Holzstruktur lieferten bislang zwei Hölzer Fälldaten, beide für die Zeit um das Jahr 1340¹⁷. Somit kann der Bau der Stadtmauer nicht nur sicher vor dem Bau des Kaufhauses im Jahre 1388 angesetzt, sondern sogar noch näher eingegrenzt werden nach 1295 und vor 1340. Bislang standen keine Daten für diesen seeseitigen Teil der Stadtmauer zur Verfügung¹⁸.

DAS FISCHBRUCKTOR ODER FISCHERTOR

Das Fischbrucktor, auch Fischertor oder St. Conradstor genannt¹⁹, war der Hauptzugang zur Stadt vom See her. Der davor gelegene Landungssteg wurde als Fischbrücke

oder St. Conradsbrücke bezeichnet. In der kurz nach dem Konstanzer Konzil von 1414 bis 1418 verfassten Chronik des Ulrichs von Richental begegnet uns bereits die Fischbrücke, allerdings unter der Bezeichnung St. Conradsbrücke²⁰ – eine Bezeichnung, die selbst noch im 19. Jahrhundert gebräuchlich war²¹. In den Schriftquellen taucht der Begriff Fischbrücke erst im Jahr 1505 auf²², das Fischertor sogar erst 1515²³. Der Name Fischertor bzw. Fischbrücke rührt daher, dass sich hier der Zugang zum Fischmarkt befand, und bereits schon vorher die Fischer in diesem Bereich ihre Anlegestelle zur Belieferung des Fischmarktes hatten. Die Bezeichnung St. Conradsbrücke stammt vermutlich aus noch älterer Zeit und nimmt auf eine Überlieferung Bezug, nach der im 10. Jahrhundert Bischof Konrad von dort mit den Fischern auf den See hinaus fuhr²⁴.

Das Fischertor befand sich nördlich des später errichteten Kaufhauses und südlich der Dominikanerinsel, bzw. des Trompetertürmle. In den Baubüchern heißt es: *Item das vischer thor und die Mure bis an das Koffhus hat 92 Schuh*²⁵ und weiterhin ist bei Marmor, der es sicherlich ebenfalls aus den Baubüchern gezogen hat, zu lesen: *Vom Trompeterthürmle bis zum Fischbruck-, Fischer- oder St. Konradstor, sind es 820 [Schuh]*²⁶. Nach den bildlichen Quellen war dem Fischertor stadteinwärts ein Vorbau vorgelagert, von dem man über eine kleine Holzbrücke, die in eine Brücke mit steinernen Bögen überging, in die Stadt gelangte. Mehrere Eintragungen in den Baubüchern verdeutlichen, dass diese hölzernen Zugänge wartungsintensiv und entsprechend in ihrer Instandhaltung kostspielig waren, wie zum Beispiel dieser Beleg zum Jahr 1546 deutlich macht: *Im 1546 Jar sind die Joch under der Vischprugk alle von Nuiwem geschlagen, die steg von nuiwem gemacht und die prugk mit aichin thillen belegt, unde ist die prugk by 5 Schuh von dem rham verschregt worden*²⁷.

Zum Bau des Fischbrucktores stehen uns leider keine Quellen zur Verfügung. Im Zuge der Ausgrabungen wurde nur eine Mauerecke freigelegt, so dass zu ihm keine näheren Aussagen möglich sind. Das Fischbrucktor wird aber sicherlich im Zuge des Stadtmauerbaus errichtet worden sein. Andererseits wird zum Bau des Kaufhauses berichtet: *Im 1388 jar in dem ersten Herbstmonat, da ward gepuwen das kuffhus zu Costanz, enzwisehen der alten und nuwem brugg an dem merkstatt*²⁸. Dieser Vermerk in den Konstanzer Baubüchern stammt zwar aus dem 16. Jahrhundert, doch wurden einige der Einträge aus den Büchern mehrfach übertragen und weitergeführt, so dass dieser auf einem älteren, vielleicht zum Bau des Kaufhauses zeitgenössischen Eintrag basieren dürfte. Hier werden weder Fischbrücke noch St. Conradsbrücke erwähnt, sondern nur die alte und die neue Brücke an der Marktstätte, wobei nicht festgestellt werden kann, welche Brücken bzw. Landestege (die ebenfalls in den Quellen als »Brücke« angesprochen werden) damit gemeint sind. Bedeutet dies, dass das Tor erst nach dem Bau des Kaufhauses errichtet wurde? Maurer nennt in seiner Stadtgeschichte eine Liste der Tore aus dem Jahre 1378, in der weder das St. Conradstor noch das Fischertor genannt werden²⁹, doch schreibt er einige Seiten zuvor für das Jahr 1343: – *in ganz Deutschland waren die Flüsse über die Ufer getreten – überstieg das Hochwasser des Sees sogar die Stadtmauer bei der Fischbrücke nahe dem Rathaus*³⁰. Auch wissen wir, dass die Stadtmauer vor 1340 in diesem

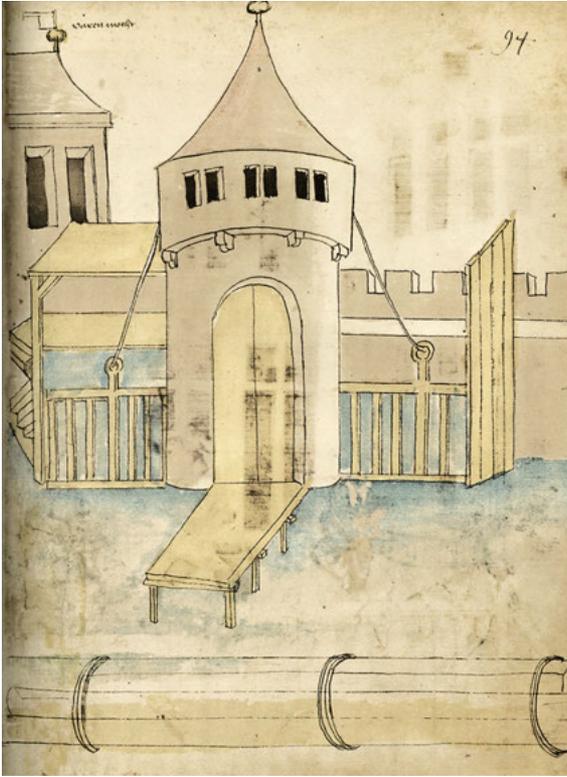


Abb. 6: Abbildung aus der Richental Chronik mit Ansicht von Ost auf das Fischertor (Foto: M. Schreiner, ALM).

Bereich errichtet wurde, und bauplanerisch scheint es widersinnig anzunehmen, dass an dieser Stelle nicht von Beginn an ein Tor geplant gewesen sein soll.

In den Abbildungen der Richental Chronik, die allerdings erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts der Chronik beigelegt wurden, ist ein Stadttor direkt nördlich vom Kaufhaus dargestellt (Abb. 6). Wir sehen hier einen runden Turm mit vorgesetzter Landungsbrücke und einem leicht ausgestellten oberen Stockwerk. An beiden Seiten des Tores sind hölzerne Aufziehgatter dargestellt, mit denen die Wasserdurchlässe durch die Stadtmauer gesichert sind. Diese Durchlässe bestehen nicht aus Bögen in der Stadtmauer, sondern links des Tores (nach Süden hin) ist eine Treppe mit hölzernem Gang zu sehen, rechts des

Tores (nach Norden) zieht die Stadtmauer bis an das Tor heran, die Öffnung ist eckig gestaltet. Archäologisch konnten keine Überreste dieser Strukturen beobachtet werden.

BAU DES KAUFHAUSES 1388–1391 (ABB. 1)

Ohne jeden Zweifel lässt sich der Bau des Konstanzer Kaufhauses in die Jahre 1388 bis 1391 datieren³¹. Die Anregung zum Bau kam von den Mailänder Kaufleuten, die der Bischofsstadt am See für ihren Handel große Bedeutung zumaßen, und so wurde zu Beginn des Jahre 1387 vom Konstanzer Rat entschieden, *daz man ain hus machen sol, darinne man den Walhen von Mailan und anderen frömden lüten ir gut inne besorge und behalt*. Wie eine Inschrift über dem Hauptportal des Kaufhauses verkündet, war der offizielle Baubeginn 1388, und bereits nach drei Jahren war das mächtige Gebäude mit einer Grundfläche von 53 m Länge und 23,50 m Breite fertiggestellt³². Sogar der Name des Baumeisters ist überliefert, es handelt sich um Baumeister Arnold, der wenige Jahre nach der Fertigstellung des Kaufhauses in den Appenzeller Kriegen in einem Kampf am 15. Mai 1403 fiel³³. Der Bau wurde auf die Stadtmauer gesetzt bzw. die Stadtmauer im unteren Bereich als östliche Mauer genutzt.

Interessant ist, dass das nördliche Fundament des Kaufhauses zwei verschiedene Bautechniken aufweist: Im östlichen Drittel zur Stadtmauer hin ist das Fundamentmauerwerk abgetreppt, die Stufen korrespondieren in etwa mit den Mauerabschnitten der Stadtmauer (Abb. 7). Für diesen Bereich ist eine Baugrube belegt. Westlich davon ist das Fundament hingegen senkrecht ohne Versprünge aufgemauert worden und weist verstrichenen Mörtel an der Maueroberfläche auf. Dies spricht dafür, dass dieser Bereich noch nicht aufgefüllt und damit zugänglich war. Dieser Umstand ist ein weiterer Hinweis darauf, dass das Kaufhaus zum Teil in der Berme hinter der Stadtmauer errichtet wurde. In der Mitte des Fundamentmauerwerkes war ein Entlastungsbogen in die Mauer eingebaut (Abb. 8), der vermutlich das Mauerwerk aufgrund des



Abb. 7: Nördliches Kaufhausfundament (rechts) mit den deutlich im Fundamentmauerwerk zu erkennenden Stufen. Links: Stadtmauer. Blick in Richtung Südost (Foto: RPS).

Abb. 8: Fotogrammetrische Aufnahme der Nordseite des Kaufhauses mit seinem bei den Ausgrabungen freigelegten Fundamentmauerwerk, mit dem Entlastungsbogen (mit roten Linien nachgezeichnet) (Abb: C. Bleckmann; RPS).

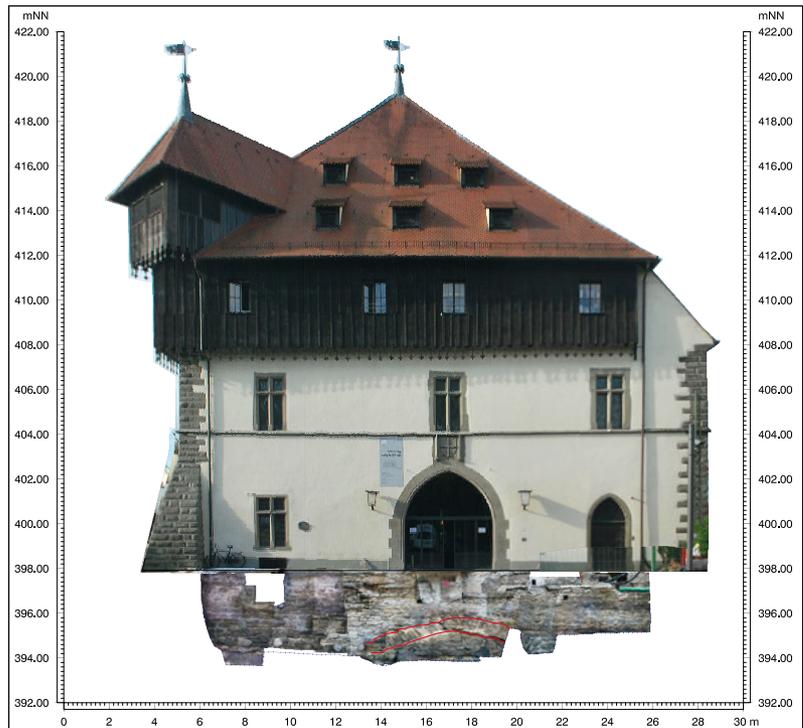




Abb. 9: Drei der insgesamt 5 Schwellbalken unter dem nördlichen Fundamentmauerwerk (Foto: RPS).

unterschiedlichen Baugrundes im Übergang zwischen dem aufgeschütteten, östlichen Bereich (Berme) und der Flachwasserzone im Westen stabilisieren sollte.

Die ursprüngliche Eingangsschwelle in der Nordwand des Kaufhauses wurde während der Ausgrabung freigelegt. Sie lag in etwa 1,10 m unter dem heutigen Geländeneiveau, auf einer Höhe von 396,85 m ü NN. Mit der Errichtung des Kaufhauses wurde der westlich der Berme tiefer gelegene Bereich aufgeschüttet und das gesamte Niveau zusätzlich um etwa einen Meter angehoben.

Während des Kellerbaus im Jahr 2011 wurde das Nordfundament des Kaufhausbaus durchbrochen, um vom heutigen Konzilsbau einen Durchgang zum neuen Keller zu schaffen. Die Baumaßnahme gewährte einen Einblick in die Gründung des Mauerzugs. Das Nordfundament ruht auf insgesamt fünf massiven Schwellbalken, die längs unter dem im unteren Bereich 2,56 m breiten Fundament verlaufen (Abb. 9). Entgegen der volksmündlichen Annahme, bestärkt durch die Beobachtungen, die 1967 bei einer Sondage an einem der tragenden Pfeiler im Innenraum des Gebäudes gemacht wurden³⁴, steht das Kaufhaus nicht auf tausenden von Pfählen. Es kann nicht ausgeschlossen werden, ja es ist sogar wahrscheinlich, dass unter den Ecken im Westen des Gebäudes und unter den Punktfundamenten, auf denen die Pfeiler stehen, tatsächlich Pfahlbündel eingebracht wurden, aber die Längsmauern liegen auf horizontal ausgelegten Balken und die Ecken im Osten des Gebäudes ruhen auf der Stadtmauer, nicht auf Eichenpfählen.

BAU DES STEUERHAUSES 1515 (ABB. 1)

Nach den Baubüchern wurde im Jahr 1514 oder 1515 das Neuhaus, auch Steuerhaus genannt, gebaut³⁵. Zum gleichen Zeitpunkt wurden die Steinbögen über die in die Stadt führenden Wassergräben nördlich und südlich des Fischertores errichtet³⁶ und der Weg hinter dem Kaufhaus erweitert³⁷, was von einer baulichen Ausgestaltung des gesamten Bereichs nördlich des Kaufhauses zeugt. Einer der in den Baubüchern erwähnten Steinbögen konnte archäologisch nachgewiesen werden: nördlich an die Stadtgrabenmauer sind die Überreste eines Pfeilers mit abgerundeten Ecken und sein Pendant, nördlich davon, am Fischertor freigelegt worden. Die Fundamente dieser Pfeiler ruhen auf einem Spannbalken, der dendrochronologisch auf 1509 (S) datiert ist, was sich gut mit den historisch überlieferten Baudaten 1514 und 1515 deckt. Bereits in den Abbildungen der Richental Chronik (Abb. 6) konnte beobachtet werden, dass der Bogen unter der Stadtmauer von einem Fallgitter abgesperrt wurde, und so ein Fallgitter braucht ein Auflager. Dieses dürfte mit dem Spannbalken zu identifizieren sein, von einer Vorgänger-Anlage waren archäologisch keine Anzeichen zu entdecken, auch wenn sie vorhanden gewesen sein muss.

In den Darstellungen des 19. Jahrhunderts, bevor die Gebäude nördlich des Kaufhauses abgerissen wurden, ist sowohl ein Neuhaus als auch ein Steuerhaus dargestellt, wobei in den Bildquellen nicht immer Klarheit darüber herrscht, welches was ist und ob damit überhaupt unterschiedliche Gebäude bezeichnet wurden (Abb. 10 und Abb. 11). In der gemeinsamen Analyse von Bild- und Schriftzeugnissen wird jedoch klar, dass das Gebäude hinter dem Fischertor das 1832 abgebrochene Steuerhaus und das Gebäude am Kaufhaus das 1838 abgerissene Neuhaus ist³⁸. Die Schriftquellen, die von dem Bau des Neuhauses, auch Steuerhaus genannt, berichten, beziehen sich auf das Gebäude, das stadteinwärts an das Fischertor angesetzt und in späterer Zeit nur noch Steuerhaus genannt wurde. Der Baukörper, der in den Quellen des 19. Jahrhunderts gemeinhin als Neuhaus bezeichnet wird, also der Anbau direkt nördlich am Kaufhaus, ist erst zu einem späteren Zeitpunkt entstanden (vgl. das Kapitel weiter unten zum Bau des Neuhauses).³⁹

Das Steuerhaus stand zu Teilen auf einer dem Fischertor stadteinwärts vorge-setzten Plattform, die in ihrem südlichen Bereich erfasst wurde. Die Außenschale der Plattform ist mehrfach repariert worden⁴⁰. Da das Fischertor fast gänzlich außerhalb der Untersuchungsfläche lag, wurde der Anschluss zwischen Fischertor und Plattform in einem zu kleinen Ausschnitt erfasst, als dass gesicherte weiterführende Aussagen zu ihrem zeitlichen Verhältnis und ihrer baulichen Verknüpfung gemacht werden könnten. Allerdings konnten unter der Plattform mehrere Schwellbalken dokumentiert werden, die vermutlich mit der Plattform in einem baulichen Zusammenhang stehen, und dendrochronologisch auf 1514 (W und S), 1513 (W) und 1516 (S) datiert sind. Somit dürfte es

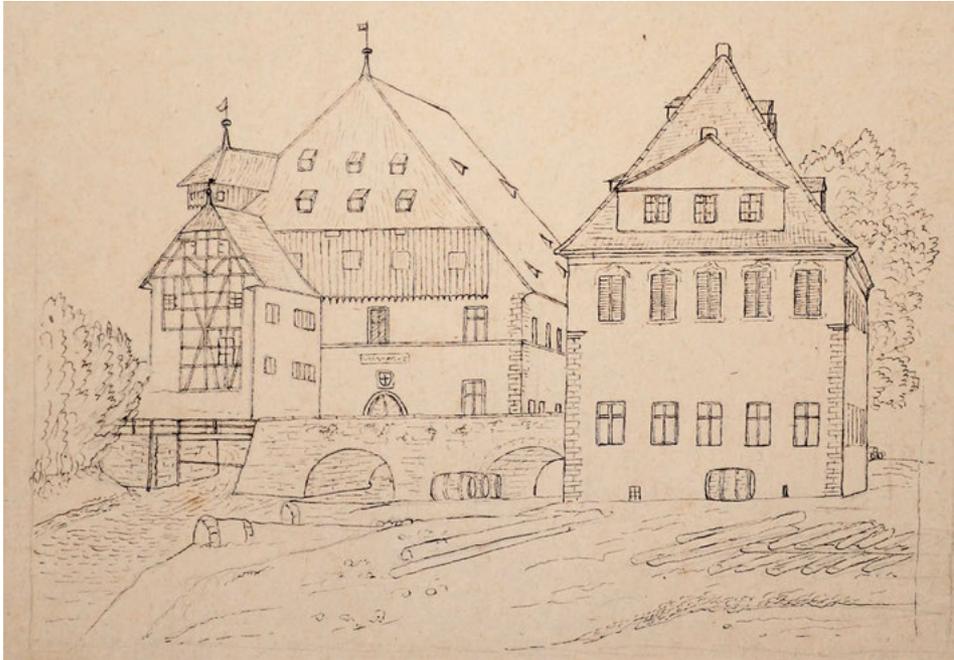


Abb. 10: Die Legende dieser Zeichnung lautet: »Kaufhaus, Steuerhaus und Rathaus«. Doch ist hier der Anbau direkt nördlich an das Kaufhaus dargestellt, das Gebäude beim Fischertor ist nicht zu sehen. Hier wird wohl der Anbau an das Kaufhaus als Steuerhaus bezeichnet (Rosgartenmuseum Konstanz).

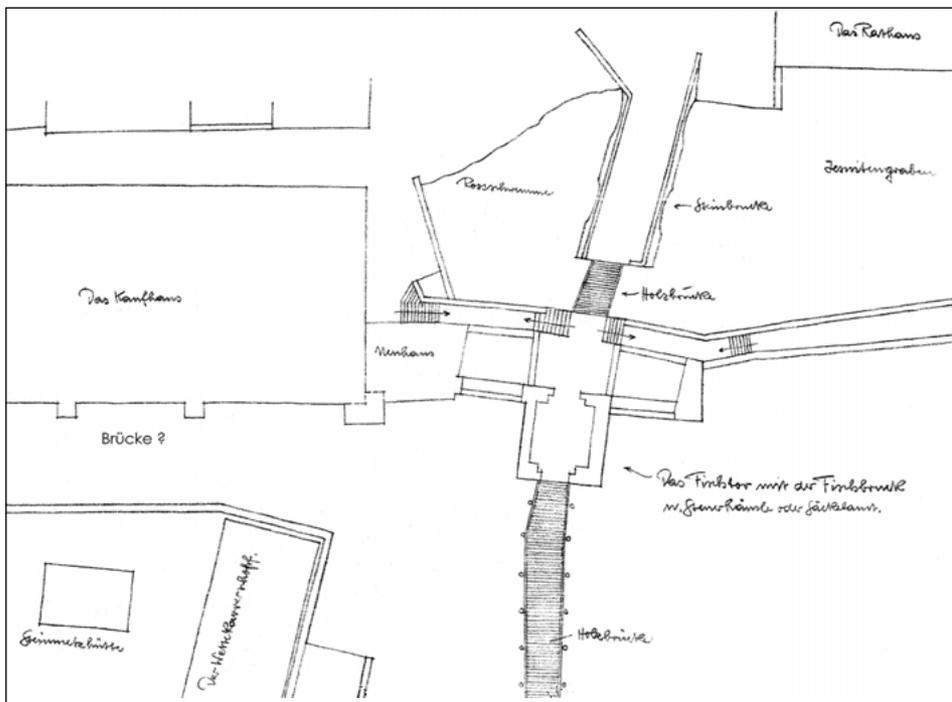


Abb. 11: In dieser Rekonstruktion von Hugenschmidt von 1916 wird das nördlich an das Kaufhaus angesetzte Gebäude als Neuhaus bezeichnet, das Steuerhaus liegt beim Fischertor (Rosgartenmuseum Konstanz).

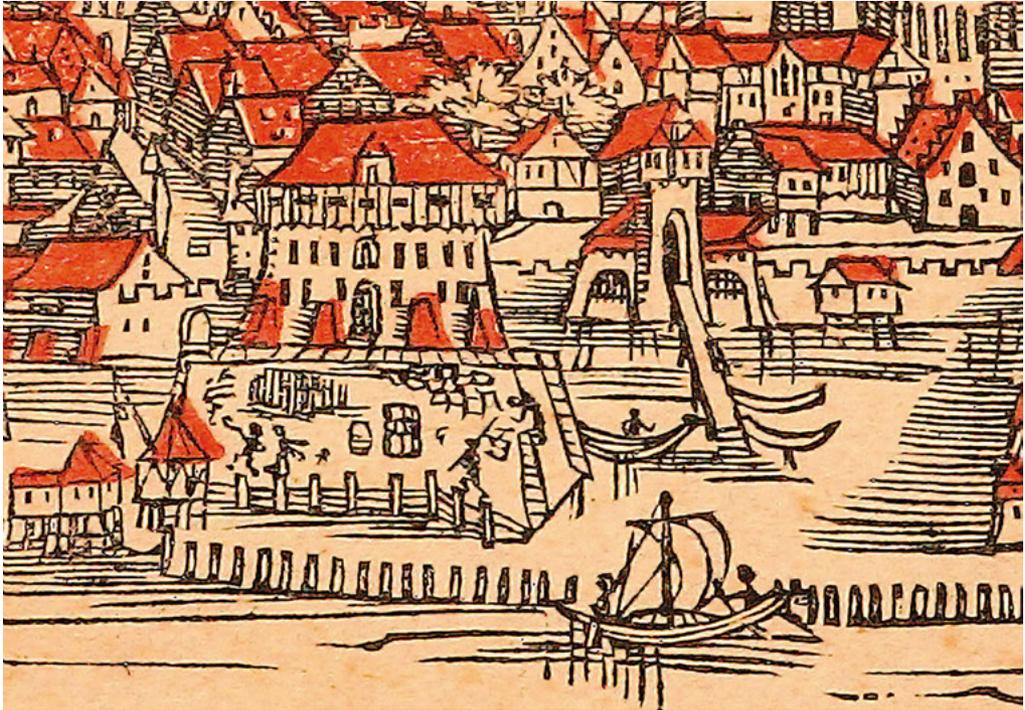


Abb. 12: Alte Stadtansicht von 1553 (Foto: Rosgartenmuseum Konstanz).

eindeutig sein, dass diese Mauern zu dem in diesem Jahr errichteten Steuerhaus gehören, und sich das »Neuhaus – genannt Steuerhaus« westlich des Fischbrucktors befand, und nicht den nördlichen Anbau am Kaufhaus bezeichnet.

EIN GEBÄUDE MIT KELLER AUS DEM JAHRE 1568 (ABB. 1)

Im Westen der Mauer, die den Stadtgraben begrenzte, war im Laufe der Baugeschichte des Konzil-Vorplatzes ein Mauerwerk rechtwinklig angesetzt worden. Dieses Mauerwerk verlief von der Stadtgrabenmauer etwa 4,50 m nach Süden, um dann nach Westen abzubiegen. Dort konnte das Mauerwerk noch über 6,20 m verfolgt werden, bevor es durch eine im beginnenden 20. Jahrhundert in Beton gegossene Klärgrube gestört wurde. Die Innenseiten aller Mauern wiesen Wandverputz auf. Der Fußboden des Raumes lag nach der Unterkante des Putzes etwa 1 m unter der Eingangsschwelle des Kaufhauses. Das untere Geschoss des Gebäudes war also im unteren Bereich in die Erde eingetieft (Abb. 13). Zwischen dem Gebäude und dem Kaufhaus verblieb ein Weg von 1,90 m Breite.



Abb. 13: Rechts im Bild ist das angesetzte Mauerwerk zu sehen, in der Mitte der verputzte Bereich. Links davon ist das Mauerwerk wohl nach Aufgabe des Gebäudes mit Teil- oder Ganzunterkellerung im Westen abgebrochen worden und mit einem stumpfen Ende versehen worden (Foto: RPS).

Zum Jahr 1568 vermerken die Baubücher, dass ein Gebäude mit Keller oder einem teilweise eingetieften unterstem Stockwerk, am Kaufhaus gebaut wurde: *Anno 1568 ward zwischen dem Kouffhaus und Steuerhaus das haus gebawen das undergmach dem obern hausherrn zu ainem Keller, das obergmach alles ain Rhat den steuerherren verordnet*⁴¹. Die Zuordnung der Mauerstrukturen zu dem in den Baubüchern genannten Bauwerk liegt aufgrund der Baubeschreibung nahe, zumal die Unterkellerung explizit genannt und damit ihre Besonderheit betont wird.

Dieses Haus wurde auf Veranlassung des Rates errichtet und es sollte sowohl von den Steuerherren des Steuerhauses als auch vom Hausherrn des Kaufhauses genutzt werden, die offenbar unter Platzmangel in ihren jeweiligen Gebäuden litten. Das untere Stockwerk bzw. der Keller sollte dem Hausherrn zur Verfügung stehen, das obere den Steuerherren.

ABBRUCH DES UNTERKELLERTEN GEBÄUDES UND ERRICHTUNG DES NEUHAUSES (ABB. 15)

Bei dem jetzigen Bearbeitungsstand kann davon ausgegangen werden, dass das teilunterkellerte Gebäude aufgegeben wurde und an dessen Stelle, zwischen Stadt- und Stadtgrabenmauer ein neues Gebäude errichtet wurde – das in den Quellen des 19. Jahrhunderts als »Neuhaus« bezeichnete Haus – in welchem das Stadtarchiv untergebracht war. Der Grund hierfür ist unbekannt, zu dessen Bauzeit sind in den Baubüchern leider keine Spuren zu finden. Ist dies ein Hinweis darauf, dass es erst nach 1667 geschah? Die Baubücher der Stadt Konstanz wurden bis 1667 geführt, zumindest bis 1616 sind alle Maßnahmen u. a. an Kaufhaus, Stadtmauer, Stadtgraben oder Roßwette aufgeführt. Es begegnen Angaben zu den äußeren Arbeiten und Umbauten, aber auch zu Änderungen



Abb. 14: Das Gebäude mit Keller wird vermutlich abgerissen, die Mauern bis auf Höhe des Laufhorizontes gekappt. Ein neues Gebäude wird in dem annähernd quadratischen Bereich zwischen Stadtmauer, Stadtgrabenmauer und Kaufhaus, östlich des Eingangsbereiches, errichtet. In der Mitte des Gebäudes steht ein quadratisches Pfeilerfundament (Planzeichnung: M. Jansen/C. Bleckmann, RPS).

des Mobiliars, Einrichtungsverbesserungen, Vorkommnisse in und um diese Gebäude⁴². Da alle städtischen Bauten in diesem Bereich bis 1616 ausführlich beschrieben wurden, ein Hinweis zu diesem Bau aber fehlt, lässt sich annehmen, dass das »Neuhaus« erst nach 1616 entstanden ist. Die westliche Fundamentmauer zu diesem Neuhaus ist jedenfalls aufgrund ihrer Bauart (es sind Backsteine mit verbaut worden) erst in das 16. oder 17. Jahrhundert anzusiedeln.⁴³ In der Mitte des neu eingegrenzten, annähernd quadratischen Bereichs, wurde ein gemauertes Pfeilerfundament von 1,50 m Kantenlänge entdeckt, das dazu diente, die Last eines Gewölbes oder der Balkenunterzüge für eine Decke zu einem zweiten Stockwerk aufzunehmen (Abb. 15). Der archäologische Befund deutet demnach auf ein mindestens zweistöckiges Gebäude. Die Westmauer des Neuhauses war etwa 1 m breit, wovon knapp über 1 m Höhe erhalten und von zahlreichen modernen Leitungen durchbrochen sind. Mehr kann aufgrund des rein archäologischen Befundes nicht gesagt werden, und auch die Schriftquellen schweigen sich zu dieser Bauphase aus.

Die Bildquellen ermöglichen zumindest bestimmte Beobachtungen, die diese Interpretation von der Bauabfolge und den baulichen Details unterstützen könnten. In der Darstellung von 1553 (Abb. 12) ist nördlich des Kaufhauses noch kein Gebäude zu sehen. Allerdings erlaubt dies nur eine sehr vorsichtige Aussage, da es auch bewusst fortgelassen worden sein könnte, um das Kaufhaus als wichtigen Bau besonders hervorzuheben. Auf der Vogelschau der Stadt Konstanz von Nikolaus Kalt aus der Zeit um 1600 ist hingegen ein Gebäude direkt nördlich vom Kaufhaus zu sehen: es scheint aus Stein zu sein, zumindest ist kein Fachwerk eingezeichnet, und es weist eine Fensterreihe mit



Abb. 15: Der Innenbereich des Neuhauses. In der Mitte ist das gemauerte Pfeilerfundament zu sehen, rechts die Innenseite der westlichen Mauer des Neuhauses. Links wurde die Stadtmauer als Ostwand, vorne das Kaufhaus als Südwand mitgenutzt (Foto: Stiele-Werdermann, Konstanz).

zwei Fenstern auf. Etwas weiter unten ist eine kleinere, quadratische Öffnung zu sehen. Dieses Gebäude wirkt um einiges kleiner als das Kaufhaus, der First reicht nur bis etwa auf die Höhe des ersten Stockwerks des Kaufhauses, und seine Ostgrenze liegt auf einer Höhe mit der Stadtmauer, die nach Norden weiterzieht. Auch in den Abbildungen von 1633 (Merian, vgl. Abb. 17) oder 1653 (Spengler Scheibe) ist ein Gebäude dargestellt, dessen First in etwa auf einer Höhe mit der Stadtmauer verläuft. Bei Merian sind zwar bereits durch zwei Fensterreihen à zwei Fenster zwei Stockwerke angedeutet, aber auf der späteren Spengler Scheibe sind wiederum nur ein Stockwerk und nur eine Fensterreihe zu sehen. Diese Darstellungen könnten mit dem teilunterkellerten Gebäude aus dem Jahr 1568 in Verbindung gebracht werden. Auf der Darstellung aus einer Südansicht der Stadt von Friedrich Speth aus dem Jahr 1733 befindet sich nördlich des Kaufhauses ein Gebäude, dessen Westseite jedoch eindeutig östlich des Haupteinganges zum Kaufhaus liegt. Dieses Gebäude stimmt von der Lage bzw. Ausdehnung her nicht mehr mit dem teilunterkellerten Haus überein, es dürfte sich hier um die erste Darstellung des uns bekannten »Neuhauses« handeln.

Vermutlich zeitgleich mit dem Neuhaus wurde eine steinerne Brücke über den Stadtgraben zwischen Kaufhaus und Fischertor gebaut. Ältere Bildquellen deuten darauf hin, dass es bereits von Anfang an einen Übergang zwischen Kaufhaus und Steuerhaus gegeben haben muss, doch konnte archäologisch nichts davon beobachtet werden. Für diese neue Brückenanlage wurde die nördliche Mauerschale der Stadtgrabenmauer ausgebrochen und der Ausbruch mit Kleinquadern aus Sandstein, Bruchsteinen, Ziegel-



Abb. 16: Fotoaufnahme des Ausbruches von oben. Die durch ihre rote Farbe erkennbaren Ziegel und Backsteine entsprechen dem Bereich des neu aufgemauerten Bogenansatzes. Der Verlauf des Ausbruches ist mit der roten Linie nachgezeichnet (Foto: RPS).

(u. a. Biberschwänzen) und Backsteinbruch neu aufgemauert (Abb. 16). Dieser Bereich ist mit einem schrägen Auflager versehen, das sich in der Flucht nach Norden in den Wassergrabenbereich hinein erstreckte und als Brückenbogen mit einer Brückenbreite von mindestens 3 m zu rekonstruieren ist. Die Unterkante des Ausbruchs liegt im Osten bei 396,50 m ü NN und fällt leicht nach Westen ab. Er ist auf durchschnittlich 70 cm in der Höhe erhalten und liegt damit deutlich über dem ehemaligen Geländeneiveau von etwa 396,85 m ü NN (Eingangsschwelle des Kaufhauses). Folglich muss der Aufgang auf die Brücke, vielleicht in Form einer gemauerten Treppe, die gesamte Breite der Stadtgrabenmauer überspannt und im Süden näher an das Kaufhaus heran gereicht haben. Der nachträgliche Eingriff in die Stadtgrabenmauer zeigt deutlich an, dass die steinerne Brücke nicht zur Bauzeit der Wassergraben- und Stadtmauer gehörte.

AUS ALLEN NÄHTEN... DAS NEUHAUS WIRD NACH NORDEN ERWEITERT (ABB. 20)

Das Neuhaus wurde nachträglich um etwa 3 m nach Norden hin erweitert. Dafür wurde ein u-förmiger Mauerzug in der Breite des Neuhauses an die Außenschale der Stadtgrabenmauer angesetzt und dabei der Bogenpfeiler in diesen neuen Mauerzug integriert. Die Erweiterung wurde also in den Stadtgraben gesetzt und reduzierte so den Durchfluss an der schmalsten Stelle auf eine Breite von 6,60 m. Der Zufluss aus dem Bodensee wird während des Baus unterbrochen und das Wasser über den Stadtgraben nördlich vom Fischbrucktor geführt worden sein. Dies erfolgte vermutlich im Herbst oder Winter, da in dieser Jahreszeit der Wasserstand am niedrigsten ist. Der erweiterte Mauerzug des Neuhauses ist im Westen schmaler als das Westfundament des ursprünglichen Neuhauses. Der östliche Mauerzug der Erweiterung orientiert sich hingegen in seiner Breite an dem älteren, in das Mauerwerk integrierten Pfeiler des Steinbogens und richtet sich in der Flucht an diesem und nicht an der Stadtmauer aus. Die Stadtmauer springt sogar 26 cm nach Osten vor diese vor. Gleiches gilt für die Westseite: Das Fundament der Erweiterung springt hier 34 cm nach Osten zurück. Die Neuhauserweiterung schloss also weder im Osten noch im Westen bündig an das alte Neuhaus an, sondern wies auf beiden Seiten einen Rücksprung von etwa 30 cm auf. Allerdings ist die Flucht des alten Neuhauses unbekannt. So könnte es sein, dass das alte Westfundament des Neuhauses im Aufgehenden schmaler gemauert war als das ausgegrabene Fundament. Gleiches gilt für die Ostseite, wo das Aufgehende des Neuhauses mit einem Rücksprung auf der Stadtmauer gestanden haben könnte.

Der u-förmige Mauerzug ist in einem Stück gebaut, weist allerdings leicht unterschiedliche Charakteristika in den drei Mauerstücken auf.

Der nördliche Mauerzug sitzt auf Schwellbalken auf, die in Längsrichtung des Mauerzugs verlegt sind. Einarbeitungen an den Schwellbalken, wie beispielsweise eine Nut, die keinen funktionalen Zusammenhang mit der Mauer besitzt, verweisen auf eine sekundäre Nutzung der Hölzer. Die nördliche Mauerschale besteht aus sorgfältig verlegten Steinquadern, die eine glatte Oberfläche aufweisen, womit eine repräsentative Schauseite erreicht werden sollte⁴⁴. Die südliche Seite der Mauer hingegen wirkt gestückelt und besteht aus kleinteiligerem Material. Der östliche Mauerzug hat selbst nur eine Länge von 0,35 m und besteht zum größten Teil aus dem älteren Pfeiler. Die Innenschale und der Mauerkern sind gegen den Pfeiler gesetzt, während die Außenschale mit dem Pfeiler stellenweise verzahnt wurde.

Der westliche Mauerzug der Erweiterung ist ähnlich aufgebaut wie die beiden anderen Mauerzüge. Die Außenschale besteht an ihrer Norddecke vornehmlich aus Großquadern. Ansonsten besteht das Mauerwerk aus mittelformatigen Sandsteinquadern, die einen repräsentativen Eindruck vermitteln. Im Gegensatz zu den anderen Mauerzügen springt das Fundament hier aber nach außen 44 cm vor, Schwellbalken wurden hier nicht beobachtet.

Die in den Stadtgraben gesetzte Mauer der Neuhaus-erweiterung ist leicht nach Norden verkippt, wodurch ein Spalt zwischen dem westlichen Mauerzug und der Außenschale der Stadtgraben-mauer entstand. Die Neigung der Mauer ist ebenfalls am Fundament der Außenschale abzulesen, dessen Oberkante nach Norden hin abfällt.

Schlechter Baugrund war vermutlich unter anderem der Grund für die Verkip-pung der Mauer. Während die älteren Mauern, wie die Stadt-graben- und Stadt-mauer, auf der Seekreide aufsitzen, ist dies bei der Neuhaus-erweiterung nicht der Fall. Im Osten setzte man die Schwellbalken der Mauer auf das hölzerne Spannfundament des Stein-

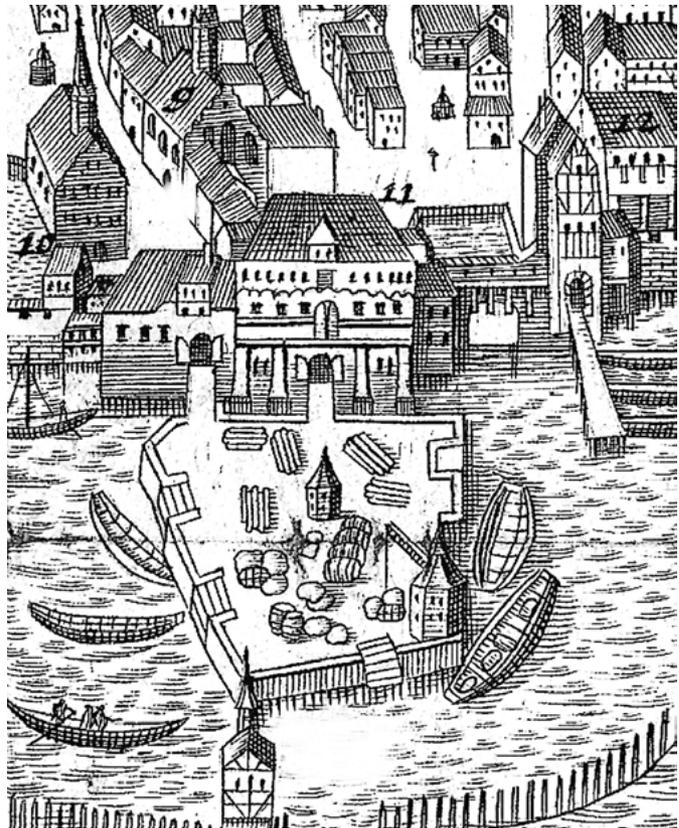


Abb. 17: Ausschnitt aus der Vogelschau von Merian aus dem Jahr 1633 mit dem Kaufhaus und dem Damm in der Mitte, rechts die Stadt-mauer mit hinterlagertem Gebäude und Fischbrucktor (Foto: Rosgartenmuseum Konstanz).

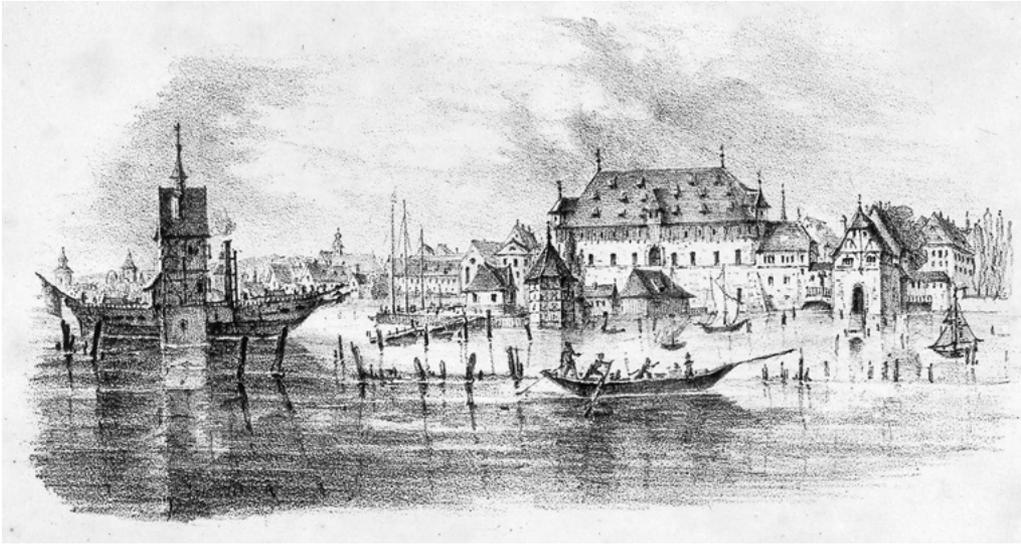


Abb. 18: Ansicht von Osten auf das Kaufhaus und die nördlich davon gelegenen Bauten: Neuhaus, Steuerhaus, Fischbrucktor. Darstellung aus dem Jahr 1830 (Rosgartenmuseum Konstanz).

bogens auf und verlegte die Schwellbalken nach Westen einfach waagrecht weiter, wo sie allerdings in den Sedimentationsschichten des Stadtgrabens lagen, die keine stabile Auflagefläche boten und es so vermutlich zu den Setzungsrisen kam.

Eine genaue archäologische Datierung dieser Erweiterung kann nicht gegeben werden, da die Mauerschale aus wiederverwendeten Sandsteinquadern besteht und die hölzernen Unterzüge ebenfalls in Zweitverwendung vorliegen. Bauhistorisch geben zwei Quader im östlichen und nördlichen Mauerzug einen Anhaltspunkt zur einer *post-quem-*Datierung. Die beiden Quader weisen eine Bossierung mit zurückgesetztem Spiegel und



Abb. 19: Steuerhaus, Neuhaus und Kaufhaus von der Stadtseite aus gesehen aus dem Jahr 1816 (Rosgartenmuseum Konstanz).

scharriertem Rahmen auf, die in die Neuzeit zu datieren sind. Nach Karl Friederich sind solche Quader frühestens ins 16./17. Jahrhundert einzuordnen.⁴⁵ Da sie hier in Zweitverwendung vorliegen, dürfte der Bau der Neuhaus-Erweiterung erst im 17./18. Jahrhundert erfolgt sein. Die Schriftquellen schweigen sich zu diesem Neubau aus. Einen Anhaltspunkt zur zeitlichen Einordnung liefern ggf. his-

torische Darstellungen der Stadt Konstanz. So ist zum Beispiel in der Stadtansicht von Merian aus dem Jahr 1633 nördlich vom Kaufhaus ein Gebäude mit zwei Stockwerken dargestellt, mit je zwei Fenstern (Abb. 17). Auch noch auf der Spengler Scheibe von 1653 ist der gleiche Zustand dargestellt. In einer Ansicht aus dem Jahre 1830 vom See aus erkennt man hingegen eindeutig die Norderweiterung, die auf dem Bogen über dem Stadtgraben ruht (Abb. 18), so wie auch auf einer Ansicht von der Stadtseite aus dem Jahr 1816 (Abb. 19).

DIE STIEGE NÖRDLICH DES KAUFHAUSES WIRD NEU GESTALTET (ABB. 20)

Vermutlich nach der Erweiterung des Neuhauses, aber zeitlich nicht genauer einzuordnen, wurde der Treppenaufgang zur Brücke abgebrochen und ein neuer Aufgang gebaut. Zwei gepflasterte Ebenen beziehen sich auf diesen neuen Aufgang, was auf eine längere Nutzungszeit deutet. Das Gehniveau des älteren Pflasters liegt bei etwa 396,85 m ü NN. Das jüngere Pflaster ist in etwa auf dem Niveau von 397,00 m ü NN verlegt, zwischen ihm und der Nordmauer des Kaufhauses wurde eine schmale Reihe Sandsteinplatten von einer Breite zwischen 0,30 und 0,50 m verlegt.

An die Brücke ist eine Art Strebepfeiler angesetzt, der vermutlich die durch die Neuhaus-Erweiterung instabil gewordene Brücke über dem Stadtgraben stabilisieren sollte. Die Stadtgrabenmauer ist nicht mehr in ihrer ursprünglichen Form vorhanden, sondern durch eine mehr diagonal südlich verlaufende Mauer ersetzt worden. Der Zweck dieser Mauer, die letztendlich durch ihren diagonalen Verlauf den Wasserbeckenbereich verbreiterte, ist unklar, zumal ihr Bau durch den Abriss des westlichen Teils der massiven Stadtgrabenmauer eine immense Arbeitsleistung bedeutete.

DAMPFMASCHINEN ERFORDERN UMSTRUKTURIERUNGEN ...

Der Damm, der östlich dem Kaufhaus vorgelagert war, erwies sich mit dem Aufkommen der Dampfschiffahrt als nicht mehr funktionabel⁴⁶. Eine neue Hafenanlage musste her. Die ersten Anträge hierzu wurden bereits im Sommer 1833 im engeren Bürgerausschuss diskutiert und angenommen⁴⁷. Der Hafenbau begann im Winter 1837. Im selben Jahr wurde die sog. »Patrontasche« östlich an das Kaufhaus angesetzt, um als Zollamt zu dienen⁴⁸.

Aber schon im Jahr 1832 wurde das Fischertor mit dem Steuerhaus abgebrochen, wenige Jahre später, 1838, folgte der Abriss des Neuhauses⁴⁹. Der genaue Grund für diese Abrisse ist nicht bekannt, sie hängen wahrscheinlich mit der allgemeinen Entfestigung



Abb. 20: Vergrößerung des Plans von 1826 mit Überlagerung der archäologischen Befunde der jüngsten Entwicklungsphase (Planerstellung: M. Jansen/C. Bleckmann, RPS).

der Stadt zusammen⁵⁰. Dadurch konnte der Bereich nördlich des Kaufhauses zu einem breiten Vorplatz werden. Abbildungen aus dem Jahr 1840 zeigen, dass die Bögen der steinernen Brücke vom Fischertor zum Rathaus hin bereits zugemauert waren, doch scheinen der Stadtgraben und die Roßwette weiterhin offen gewesen zu sein. Der Fund eines Marmeladentopfes mit der Aufschrift *Only prize medal for Marmalade, London 1862* in den untersten Auffüllschichten des Stadtgrabens bezeugt, dass dieser Bereich erst danach

aufgefüllt wurde, wohl im Zuge der Bauarbeiten zur Einführung der Eisenbahn nach Konstanz.

ZUSAMMENFASSUNG

Die Ausgrabungen am nördlichen Kaufhausvorplatz in Konstanz haben gezeigt, dass nur eine gemeinsame Betrachtung von historischen, naturwissenschaftlichen, kunsthistorischen und archäologischen Quellen es erlaubt, ein weitgehend vollständiges Bild vergangener Baulichkeiten zu zeichnen.

Die Schriftquellen zu dem Untersuchungsbereich berichteten vom Bau des Kaufhauses in den Jahren 1388 bis 1391, vom Bau eines Steuerhauses im Jahr 1515, vom Bau eines teilunterkellerten Gebäudes im Jahr 1568, von Umbau- und Sanierungsmaßnahmen an Stadtmauer, Fischertor und Brücken. Anhand von Bildquellen konnten diese Informationen vervollständigt bzw. bestätigt werden. Doch ist es diesen Quellen nicht zu entnehmen, ob bereits vor 1388 bauliche Aktivitäten an diesem Ort zu verzeichnen waren und wie die Bauausführung der diversen Gebäude vor sich ging⁵¹.

Archäologisch ist nachgewiesen, dass als Erstes im Jahr 1221 oder kurz danach ein hölzernes Sperrwerk im Untersuchungsbereich errichtet worden war, das mit der Befestigung der Stadt im Süden in Zusammenhang stehen dürfte. Etwa 100 Jahre später wurde hier auch die Ostseite der Stadt durch eine Mauer geschützt, eine Wasserzufahrt war durch eine von Mauern eingefasste Einfahrt möglich. Aus dieser Zeit dürfte auch das Fischertor stammen. Hinter der Stadtmauer, nach Westen, wurde eine Berme eingerichtet. Einige Zeit später wurden die Fundamente des Kaufhauses gegen die Stadtmauer angesetzt, es entstand zuerst eine Baugrube in den Auffüllungen hinter der Stadtmauer, nach Vollendung des Baus wurde das Geländeniveau durch Aufschüttungen angehoben. Den in die Stadt führenden Graben überspannte ein Steinbogen – an der Stadtgrabenmauer wurde ein Bogenansatz entdeckt und auf der anderen Seite des Stadtgrabens das Pendant dazu. Zwischen beiden befand sich ein hölzernes Spannfundament. Nördlich vom Stadtgraben wurden massive Fundamente entdeckt, direkt westlich davon, in Richtung des neuen Rathauses, konnte der erste Bogen einer steinernen Brücke freigelegt werden. Zwischen Kaufhaus und Stadtgrabenmauer wurde zuerst ein Gebäude mit Keller oder Teilunterkellerung errichtet. Nach dessen Aufgabe entstand ein neues Gebäude mit mindestens einem ersten Stockwerk über einer ebenerdigen Halle, worauf ein Pfeilerfundament hindeutet. Vermutlich zu dieser Zeit wurde ein Teilbereich der Stadtgrabenmauer ausgebrochen, um einen Brückenbogen aufzumauern. Das Gebäude wurde später nach Norden in den Stadtgraben hinein erweitert.

Die Naturwissenschaften, hier speziell die dendrochronologischen Analysen an den entnommenen Hölzern, erlaubten für einige beobachtete Vorgänge genauere Datierungen: das hölzerne Sperrwerk wurde 1221 oder bald darauf errichtet, eine letzte Reparatur

kann für das Jahr 1295 beobachtet werden. Im Jahr 1340 oder 1341 wurde in den Aufschichtungen hinter der Stadtmauer eine Art hölzerner Verbau eingebracht. So kann der Bau der Stadtmauer nicht nur vor dem Bau des Kaufhauses im Jahr 1388 datiert werden, sondern genauer zwischen etwa 1300 und 1340. Der Spannbalken zwischen den beiden steinernen Bogenansätzen zum Bogen über dem Stadtgraben wurde um das Jahr 1509 gefällt, was darauf schließen lässt, dass dieser Bereich höchstwahrscheinlich zur selben Baumaßnahme gehörte wie der Bau des Steuerhauses im Jahr 1515. Unter den massiven Mauerwerken nördlich des Wassergrabens konnten einige Schwellbalken geborgen werden, die für die meisten ein Fälldatum um 1514 aufweisen, einige wenige etwas früher. Somit können diese Mauern dem in den Quellen erwähnten, 1515 errichteten Steuerhaus zugeordnet werden.

Die hier vorgestellten Ergebnisse werfen aber auch neue Überlegungen auf. Es wird von einem wirtschaftlichen Niedergang der Stadt ab dem Jahr 1460 berichtet⁵², der u. a. durch diverse Urkunden, Steuermeldungen belegt ist. Doch was für den Bereich um das Konzil herum und auch allgemein an städtischen Baumaßnahmen zu beobachten ist, spricht eine gänzlich andere Sprache. Für das 16. Jahrhundert kann eine ganze Reihe an städtischen Baumaßnahmen beobachtet werden⁵³: 1504 und 1505 wurde das gesamte Dach des Kaufhauses erneuert, 1513 der Krench neu gemacht, der Kran auf dem Damm, mit dem die Waren aus den Schiffen gehoben wurden. Im Jahr 1515 wurde die Stadtmauer im Bereich des Kaufhauses erneuert, ein neuer Bogen über den Stadtgraben errichtet und das Steuerhaus westlich an das Fischertor angesetzt. Für 1538 sind Berichte über neues Mobiliar für die Kaufhausstube erhalten, 1540 wurde in einer aufwändigen Maßnahme der Damm als Lande- und Entladeplattform für Waren aufgeschüttet, die in das Kaufhaus gebracht werden sollten. 1558 wurde die gesamte Stadtmauerfront vom Fischertor bis zum Augustinerkloster erneuert und ausgebessert, 1564 der Bereich in Richtung Rheinturm. Im Jahr 1568 wurde für die Steuerherren und den Hausherrn des Kaufhauses ein neues Gebäude errichtet. Dazu kamen großflächige Aufschüttungen an der Ostseite von Stadelhofen mit der Anlage des städtischen Werkhofes im beginnenden 16. Jahrhundert sowie die Errichtung eines neuen und repräsentativeren Rathauses im Stil der Renaissance an der Kanzleistraße (1580?). Stellen diese Baumaßnahmen das Bemühen der Stadt um neue Investitionen dar? Wie und mit welchen Mitteln schaffte es der Rat wenigstens noch ein Jahrhundert nachdem die Stadtgemeinde und die Kaufleute der Stadt in ihrem wirtschaftlichen Handlungsraum massiv eingeschränkt worden sein sollen, solche umfangreiche Baumaßnahmen durchzuführen?

Es ist über die Stadtentwicklung von Konstanz bekannt, sowohl aus historischen Quellen aber immer mehr auch dank archäologischer Untersuchungen. Die Ausgrabungen am Konstanzer Kaufhaus haben wieder einmal gezeigt, in welchem Maße das Zusammenspiel der verschiedenen Wissenschaften notwendig ist, um die Vergangenheit zu rekonstruieren und zu verstehen, doch auch, dass die Geschichte dieser Stadt immer noch und wieder neue Rätsel aufgibt.

Anschriften der Verfasserinnen:

Caroline Bleckmann M.A., Strandweg 9d, D-78476 Allensbach

eMail: caroline.bleckmann@web.de

Dr. Michaela Jansen, Moltkestraße 18, D-49076 Osnabrück

eMail: jansen.michaela@web.de

ANMERKUNGEN

1 Ulrichs von Richental Chronik des Constanzer Concils 1414 bis 1418. »Und kam bottschaft von unserm herren, dem römischen künig, wir er nach wär. [...] Und kam er und sin eliche frow, die künigin, uff den hailigen aubent ze wihenächten gen Überlingen und ruwotend da biß ain stund vor mitternacht [...]. Das beschach och und santend die burger ze Costenz die schiff und schifflüt an die statt gen Überlingen uff dieselben nacht und hieß man die rautstuben wermen, wann sy kemint, das sie sich warmtind, das och beschach. An dem hailigen tag ze wihenacht, do man zalt von gottes geburt vierzehenhundert und fünfzehn jar, am morgen frü, zwo stund vor mitt-nach, do kam von Überlingen gen Costenz der allerdurchlüchtigost fürst, künig Sigmung [...] und dazu mit im die allerdurchlüchtigost fürstin, frow Barbara [...] und och mit ir die geborene fürstin, frow Anna von Wirtemberg [...]. Und kertend von den schiffen in die rautstuben und wärmbtend sich da wol ain stund.« S. 35 in XL und XLI.

2 Die Ausgrabungen standen unter der Projektleitung von Prof. Dr. Ralph Röber, die örtliche Grabungsleitung lag in den Händen der Verfasserinnen, Caroline Bleckmann und Michaela Jansen. Die Aufnahme des Mauerwerks erfolgte durch Stefanie Fuchs (Heidelberg).

3 Diese liegt bei etwa 303,85 m ü NN.

4 Der höchste Punkt dieses Wellenbrechers, unmitelbar im Anschluss an die Palisade/Pfostenreihe und auf einer Breite von etwa 3 m, liegt bei 394,05 m ü NN, nach Osten sinkt die Gerölllage ab und wurde bis in einer Tiefe von 393,70 m ü NN von uns verfolgt.

5 Die dendrochronologische Untersuchungen der Hölzer aus der Grabung 2010-076: Konstanz – Konzil Nordseite wurden alle vom Dendrochronologischen Labor des RP Stuttgart, Außenstelle Hemmenhofen, unter der Leitung von Dr. André Billamboz durch-

geführt, dem wir für die schnelle Bearbeitung und vielerlei Auskünfte vielmals danken.

6 Für viele der Pfosten aus dieser Reihe konnte eine Waldkantendatierung erfolgen. Anm. zur Datenpräzision wie von Dr. A. Billamboz in seinen Untersuchungsberichten erläutert:

»Waldkantendatierung (W-Datum): Voraussetzung für eine jahrgenaue Datierung ist das Vorhandensein des letzten Wuchsrings unter der Rinde, der sogenannten Waldkante. Je nach Prägung der Frühholz- bzw. Spätholzbildung kann der Zeitpunkt der Baumfällung innerhalb des Jahres näher bestimmt werden. Besteht der letzte Wuchsring nur aus Frühholz, wurde der Baum im Frühling geschlagen. Eine abgeschlossene Spätholzbildung weist dagegen auf eine Schlagaktivität während der Vegetationspause im Winterhalbjahr hin.

Splintgrenzendatierung (S-Datum): Bei angewitterten oder abgebeilten Eichenhölzern lassen die erhaltenen Splintholzringe das Fälldatum innerhalb eines gewissen Spielraumes eingrenzen. Üblicherweise beruht die Splintgrenzendatierung auf einer theoretischen Rekonstruktion von 20 ± 10 Jahren für das Splintholz (= S-Datum ± 10).«

7 DUMITRACHE, Marianne: Konstanz. Archäologischer Stadtkataster Bd. 1, Filderstadt 2000, S. 56, 193–195; LÖBBECKE, Frank/ RÖBER, Ralph: Zwischen Schutz und Repräsentation. Zum Stand der Erforschung der mittelalterlichen und neuzeitlichen Konstanzer Stadtbefestigungen, in: Schr VG Bodensee 129 (2011) S. 11–15.

8 DUMITRACHE (wie Anm. 7) S. 52–54. Auch ausführlich in RÖBER, Ralph: Konstanz um 1200 – Strukturwandel oder Kontinuität. Eine siedlungstopographisch-baugeschichtliche Studie. In: K. Igel/M. Jansen/J. Scheschkewitz/R. Röber (Hrsg.), Wandel der Stadt um 1200. Die bauliche und gesellschaftliche Transformation der Stadt im Hochmittelalter.

- Archäologisch-historischer Workshop, Esslingen, 29. und 30. Juni 2011 (Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg 96) im Druck.
- 9** Der Baublock Münzgasse-Zollernstraße sowie Münzgasse bis Marktstätte wurde im frühen 13. Jahrhundert aufgeschüttet und anschließend bebaut. DUMITRACHE (wie Anm. 7) S. 53.
- 10** BEYERLE, Konrad: Die Konstanzer Grundeigentumsurkunden der Jahre 1152–1371 (Grundeigentumsverhältnisse und Bürgerrecht im Mittelalterlichen Konstanz Bd. 2). Heidelberg 1902, S. 15.
- 11** DUMITRACHE (wie Anm. 7) S. 54.
- 12** HOMBERGER, Valentin/ZUBLER, Kurt: Mittelalterliche und neuzeitliche Keramik der Region Schaffhausen. Typologie, Seriation und Materialvorlage (Beiträge zur Schaffhauser Archäologie 3). Schleithem (CH) 2010, S. 38.
- 13** Während bei den meisten Autoren, wie auch bei Dumitrache (wie Anm. 7) S. 56–57, davon ausgegangen wird, die Stadtmauer sei in dem Bereich erst nach dem Bau des Kaufhauses errichtet worden, schreibt J. Oexle, dass »ab 1388 [...] außen an die Stadtmauer das Kaufhaus angebaut und unmittelbar davor der Hafenanleger aufgefüllt [wird].« OEXLE, Judith: Konstanz. In: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg und Stadt Zürich (Hg.): Stadtluft, Hirsebrennerei und Bettelmönch. Die Stadt um 1300, Foligno (It.) 1992, S. 61.
- 14** Vgl. hierzu das Aufmaß der Seeseite der Stadt aus dem Jahre 1826, in dem der Verlauf der Stadtmauer mit den verschiedenen Toren und Türmen dargestellt ist. (Abb. 20).
- 15** Stadtarchiv Konstanz, Baubücher Bd. 4, No. 88.
- 16** »[Die Marktstätte] scheint bis zum Spital, das bereits 1225 weit in den See vorgeschoben auf einer Kieskuppe errichtet wurde, die Nordseite des Hafenbeckens als zumindest teilweise bebaute Flucht begleitet zu haben.« OEXLE (wie Anm. 13) S. 62.
- 17** Auszug aus dem Bericht 2 von Dr. A. Billamboz bezüglich der Datierung der beiden Hölzer: »Aus den beiden hiermit datierten Hölzern, war für DC 7 (B449-H49) eine eindeutige Waldkantendatierung auf 1340 AD zu erzielen. Bei dem zweiten (DC 5, B451-H51), ist die mit einem Standardzuschlag von 20 Jahren für das fehlende Splintholz angegebene Splintgrenzendatierung um 1353 +/-10 zu relativieren. Angesichts des ähnlichen, niedrigen Baumalters ist eher eine gleiche Datierung wie für DC7 oder kurz danach anzunehmen.«
- 18** LÖBBECKE/RÖBER (wie Anm. 17) S. 17–18.
- 19** MARMOR, Johann: Geschichtliche Topographie der Stadt Konstanz und ihrer nächsten Umgebung mit besonderer Berücksichtigung der Sitten- und Kulturgeschichte derselben. Konstanz 1860, S. 37.
- 20** Ulrichs von Richental Chronik des Constanzer Concils 1414 bis 1418. »Hierniden und hier unden an der rosstrenki war es och verschränket untz an das gewelb by sant Conratz brugg gantz vermachot.« S.119, in CCXV, dann auch noch »Uff den tag stündent ze Costentz an sant Conratz brugg, den fischmarkt hinab, xxiii große schiff mit how geladen, die alle vail warend«. S.135 in CCLXXXV.
- 21** MARMOR (wie Anm. 19) S. 36.
- 22** Stadtarchiv Konstanz, Baubücher Bd. 1, No. 204. *Item die fischbruck ward gar ufgedekt und das joch und die tilnbom an dem tor all neu gelait im 1050 jar.*
- 23** Stadtarchiv Konstanz, Baubücher Bd. 3, No.63. *Item das vischer thor und die Mure bis an das Koffhus hat 92 Schuh.*
- 24** MARMOR (wie Anm. 19) S. 37.
- 25** Stadtarchiv Konstanz, Baubücher Bd. 3, No.63. Von der südlichsten Kante des Fischbrucktors zur nördlichen Kaufhausecke sind es etwa 17,5 m, von der Mitte des Fischbrucktors bis zur nördlichen Ecke des Kaufhauses etwa 22 m, von der nördlichen Ecke des Fischbrucktors bis zur nördlichen Ecke des Kaufhauses etwa 27,5. Es ist nicht eindeutig, ab wo dieses Maß errechnet wurde. Die Umrechnung von 17,5 m ergibt ein Maß von 1 Schuh=19 cm, bei 22 m wäre 1 Schuh=24 cm und bei 27,5 m wäre 1 Schuh=30 cm. Im Vergleich zu den »üblichen« Schuh- oder Fußmaßen ist 19 cm sehr unwahrscheinlich, 24 wäre schon ein recht kleiner Fuß, 30 cm würde am Besten in die üblichen Werte passen. Das Gleiche gilt für die Entfernung vom Trompetertürmle zum Fischertor: bei einem Schuh von etwa 30 cm Länge sind es umgerechnet 246 m Entfernung, was auch in etwa den Tatsachen entspricht. Vgl. zu mittelalterlichen Maßeinheiten: KAHNT, Helmut/ KNORR, Bernd: Alte Maße, Münzen und Gewichte, Mannheim 1986.
- 26** MARMOR (wie Anm. 18) S. 37.
- 27** Stadtarchiv Konstanz, Baubücher Bd. 3, No. 63.
- 28** Stadtarchiv Konstanz, Baubücher Bd. 3, No. 156.
- 29** MAURER, Helmut: Konstanz im Mittelalter. I. Von den Anfängen bis zum Konzil (Geschichte der Stadt Konstanz Bd. 1). Konstanz 1996², S. 247. »Aus dem Jahr 1378 ist uns erstmal eine Liste der Tore überliefert. Sie kennt bereits [...] das Predigertor am Ostausgang der heutigen Inselgasse [...]. [...] Und dazu

kamen dann noch die Lücken in der Palisade, die die Schiffslände beim wenig später errichteten Kaufhaus [...] vor Angriffen vom See [...] her schützte; diese Lücken galten gleichzeitig als Wassertore der Stadt.«

30 MAURER (wie Anm. 29) S. 203.

31 Stadtarchiv Konstanz, Baubücher Bd. 3, No. 156. *Im 1388 Jar in dem ersten herbstmonat, do wart gepuwen das Kuffhus zu Costanz, enzwischen der alten und nüwen brugg an dem Merkstatt.*

32 MAURER (wie Anm. 29) S. 255–257.

33 MAURER (wie Anm. 29) S. 232. Wobei nach Marmor Arnold eher 1404 gefallen sein müsste. MARMOR (wie Anm. 19) S. 226.

34 Vgl. hierzu u. a. einen Artikel aus dem Südkurier Nr. 54 vom 06.03.1967: Konzil auf Eichenpfählen gegründet. »Anlässlich der Umbauarbeiten des Konzils legte man dieser Tage im unteren Foyer eines der Säulenfundamente frei, um sich von der Richtigkeit der überlieferten Baugeschichte zu überzeugen, nach der das ganze Konzilsgebäude auf Eichenpfählen gegründet ist.«

35 Stadtarchiv Konstanz, Baubücher Bd. 1, No. 231. *Item des selbem Jares hatt man das nuw hus gegen dez stat angefangen zu buwen. ; Stadtarchiv Konstanz, Baubücher Bd. 3, No. 159. Im 1515 Jar hat man das nuw hus, genant das stürhus gegen den statt angefangen zepuwen, unnd hat man die zwen pfler darauf die sülen söltend ston, rüff vergründt und die muren uff aiche tiln gesetzt, ouch sind die zway muren zu baiden nebensythen, uff aiche tiln gesetzt, Und stond die zwo sül in sonders die gegen der Roßwetter mit ains schüchs prait uff den pflern oder uff den fundement, das zu den sülen ist uffgeführt.*

36 Stadtarchiv Konstanz, Baubücher Bd. 1, No. 248. *In dem xv und xiiii ward gebuwen in der fasten gebuwen der stainebog und pfiner an dem nugen hus zu der lingen hand und ward gesetz uf erlinpfel und uf ein aiche ram und was das is fast dick da mir das fundament satzend dar um müst ens sincken; Stadtarchiv Konstanz, Baubücher Bd. 1, No. 229. 1515: Item des Jares hatt men den bögen zwischend dem koffhus und dem nuwem hus gemachtt. Es scheint hier die Rede von zwei Bögen zu sein: ein Bogen links des Neuhauses und einer zwischen Kaufhaus und Neuhaus, was den Steinbögen nördlich und südlich des Fischertores entsprechen dürfte, die auch in späterer Zeit belegt sind.*

37 Stadtarchiv Konstanz, Baubücher Bd. 1, No. 230. *Item des Jars hatt man och den weg hinder dem koffhus gewittertt und die steinii stägen gemachtt; Stadtarchiv Konstanz, Baubücher Bd. 3, No. 63. Im 1515 Jar hat man den bogen zwischen dem kouffhus und nüwenhus, wie*

man in die rosswette fart gepuwen, ouch die steinin stägen, un den weg hinter dem kouffhus gewyteret.

38 Die Daten werden genannt von MARMOR (wie Anm. 19) S. 37.

39 In den beiden Vorberichten (BLECKMANN, Caroline/JANSEN, Michaela: Von Wassergraben und Mauern – die Untersuchungen am nördlichen Konzils-Vorplatz, Konstanz. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2010 [2011] 237–241; dies.: Kaufhaus und Stadtmauer: Die befestigte Konstanzer Seeseite zwischen dem 13. und 19. Jahrhundert. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2011 [2012] 232–236) ist noch die alte Zuweisung des 19. Jahrhunderts übernommen worden. Im Verlauf der Aufarbeitung kam es zu einer Neuinterpretation in Bezug auf den Standort des Neuhauses und Steuerhauses.

40 Siehe dazu auch: Stadtarchiv Konstanz, Baubücher Bd. 3, No. 63. *Im Merze deß Jars 1558 als der See merklich klain ist der Staine stock darauf das Neue oder Steuer haus stet und gantz mangelhaft was an baiden Egken mit nuwem gehouwen Egkstaine versehen und von danen die Stattmauer d...ch nider bis zu den Predigern außges..irt und gebeßert worden. Was gar ain notwendiger bau. Auch Stadtarchiv Konstanz, Baubücher Bd. 4, No. 151. Im Hornung des 1558 Jars ist der Mauerstock darauff das Stürhaus gebawe und gantz mangelhafft was an baiden seythen mit new ghowenen Egkstainen verbessert worden.*

41 Stadtarchiv Konstanz, Baubücher Bd. 4, No. 151. Nach MARMOR (wie Anm. 19) S. 228, hatte der Hausherr seinen Sitz auf dem Kaufhaus. Der oder die Steuerherren hingegen sind eindeutig auf das Steuerhaus zu beziehen.

42 Stadtarchiv Konstanz, Baubücher Bd. 4.

43 Zum Aufkommen von Backsteinen in Mauerwerken: RÖBER, Ralph: Der Wirtschaftstrakt des Klosters Petershausen im Spiegel der Archäologischen Untersuchungen 2002 und 2003. In: RÖBER, Ralph (Hg.): Kloster, Dorf und Vorstadt Petershausen. Archäologische, historische und anthropologische Untersuchungen. Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden Württemberg, Band 30, Stuttgart 2010, S. 215–220.

44 Vgl. Untersuchungsbericht von FUCHS, Stefanie: Konstanz, Konzil Nordseite, Grabung KN 2010_076, Dokumentation der Mauerzüge, November 2010 / Februar 2011, unpubl. S. Fuchs hat sämtliche entdeckte Mauerwerke unter dem Aspekt der Bauforschung untersucht. Nach ihren Beobachtungen wurden bearbeitete Steinquader mit unterschiedli-

chen Bearbeitungen, die sich zeitlich in die Zeit vom 16.–17. Jahrhundert datieren lassen, wiederverwendet um die Nordseite der Neuhaus-Erweiterung mit repräsentativen, großen Sandsteinquadern zu bestücken. Erstaunlich ist die Menge an »recyclten« Quadern und die Diversität der ursprünglichen Bearbeitungen daran (einfache Bossen, Bossierung mit zurückgesetztem Spiegel und scharriertem Rahmen, scharrierte oder gekrönelte Oberflächen, mit oder ohne Spiegel, usw.). Es stellt sich die Frage, woher die Stadt als Bauherrin diese Steine bezog.

45 FRIEDERICH, Karl: Die Steinbearbeitung in ihrer Entwicklung vom 11. bis zum 18. Jahrhundert. Ulm 1932, S. 37 sowie Abb. 7.

46 RÖBER, Ralph: Konstanz und seine Häfen. Standort und Infrastruktur von der Antike bis in das 19. Jahrhundert. In: Einbaum, Lastensegler, Dampfschiff. Frühe Schifffahrt in Südwestdeutschland (ALManach 5/6). Stuttgart 2000, S. 206–208.

47 HIRSCH, Fritz: Der Konstanzer Hafen. In: MOTZ, Paul (Hg.): Konstanz, seine baugeschichtliche und Verkehrswirtschaftliche Entwicklung. Konstanz 1925, S. 116.

48 Das schöne Konstanz am Bodensee und Rhein, die alte Stadt im deutschen Süden Bd. 27/1. Konstanz 1940, S. 47.

49 MARMOR (wie Anm. 19) S. 37.

50 LÖBBECKE/RÖBER (wie Anm. 7) S. 35.

51 Hierbei einen herzlichen Dank an Herrn Michael Kuthe, Stadtarchiv Konstanz, für die nützlichen Hinweise und Diskussionen über die Interpretation und Transkription der Schriftquellen, sowie vor allem an Herrn Dr. Karsten Igel, Münster, für die Transkription eines Großteils der Angaben aus den Konstanzer Baubüchern.

52 MAURER, Helmut: Konstanz im Mittelalter Bd. II: Vom Konzil bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts. (Geschichte der Stadt Konstanz Bd. 2). Konstanz 1989, S. 110–113.

53 Stadtarchiv Konstanz, Baubücher Bd. 1 bis 4.

Norbert Kruse

DIE WEINGARTNER KAISER- CHRONIK

Einordnung der Welfen in die Weltgeschichte

Man sollte annehmen, dass die Quellen zur Geschichte der Welfen vollständig publiziert und wissenschaftlich untersucht sind.¹ Das gilt gerade auch für die in Weingarten, dem ältesten nachweisbaren Welfensitz und welfischen Hauskloster, aufgezeichneten Quellen.² Sie wurden zusammengestellt vor allem in einer Handschrift aus der Zeit um 1200, die heute als Hs. D 11 in der Hochschul- und Landesbibliothek Fulda (= Hs. D 11) verwahrt wird, allgemein bekannt durch die Darstellung des Welfenstammbaums und durch die Abbildung Kaiser Friedrichs I. Barbarossa mit seinen Söhnen.

Kaum beachtet und zum größten Teil seit 300 Jahren unpubliziert ist aber ein Werk, das an die Welfen-Texte der genannten Handschrift anschließt: »*De Romanis imper[ator]ibus*«, die »Weingartner Kaiserchronik«. Sie ist außerdem in einer zweiten, ebenfalls aus Weingarten stammenden Handschrift aus derselben Zeit überliefert, heute Hs. B 3 der Hochschul- und Landesbibliothek Fulda (= Hs. B 3). Die »Weingartner Kaiserchronik« aus dem Ende des 12. Jahrhunderts stellt sich dar als eine chronologisch angeordnete Liste der »römischen« Kaiser von Julius Cäsar bis zu Heinrich VI. († 1197). Als Grundlage hatte die Weltchronik des Honorius Augustodunensis »*De imagine mundi*« gedient. Bereits dort waren in die Kaiserliste einige herausragende Ereignisse oder Personen eingefügt worden. Die »Weingartner Kaiserchronik« erweiterte dieses Konzept durch die Aufnahme der Ahnen des Welfenhauses.

Ziel der vorliegenden Untersuchung ist es herauszuarbeiten, in welcher Weise, mit welcher Intention und aufgrund welcher Quellen die Welfentradition in die Kaiserliste eingearbeitet wurde. Nicht beabsichtigt ist hier eine adäquate Untersuchung des gesamten Werks: So werden etwa Fragen nach den Quellen oder zu den Besonderheiten der Überlieferung nur insofern berücksichtigt, als diese relevant sind für diese Zielsetzung. Auch wird keine Edition des gesamten Textes beider Handschriften vorgelegt: Geboten wird nur der einschlägige Textteil aus der Handschrift D 11 von der Karolingerzeit bis zu Konrad III. († 1151).

ZUM TITEL

Das Werk erhielt von Herausgebern oder Autoren verschiedene Titel. Bei Leibniz³ lief es unter »Chronicon [...] a Christo nato usque ad annum 1197«, bei Hess⁴ unter »Chronographus Weingartensis«, im Fuldaer Handschriftenkatalog⁵ unter »Chronographia Weingartensis (brevior)«. Von Weiland⁶ erhielt es keinen eigenen Titel, sondern wurde nur als Fortsetzung zu den Werken anderer Geschichtsschreiber eingeschätzt: »Hugonis et Honorii chronicorum continuationes Weingartenses«. Wegen der Relevanz dieser Ausgabe wurde in der Folge diese Bezeichnung meist beibehalten.⁷

Hier wird – in Anlehnung an Wattenbach-Schmale⁸ – der Titel »Weingartner Kaiserchronik« verwendet, da er Intention und Inhalt des Werks zutreffend fasst.

- In den beiden Handschriften trägt es die Titel *De romanis imper[ator]ibus* (Hs. D 11, fol. 41^r) beziehungsweise *De romano [regno]* (Hs. B 3, fol. 32^v).
- In der Handschrift B 3 wird am Anfang der letzten Ergänzung (fol. 69^{va}–71^{ra}) vom Schreiber des Ganzen auf den *katalog[um] Romanorum regum* zurückverwiesen.⁹
- In einem Inhaltsverzeichnis der Handschrift D 11 (fol. 150^v) aus der Zeit um 1300 wird die Schrift als *De omnibus imperatoribus* geführt¹⁰.

DIE ÜBERLIEFERUNG DER HANDSCHRIFT D 11

Die wohl bekannteste Handschrift aus dem Skriptorium des ehemaligen Klosters Weingarten besteht aus zwei Teilen, die beide in den Jahren zwischen 1185 und 1200 geschrieben und später, wohl im 14. Jahrhundert, zusammengebunden wurden.¹¹ Teil I (fol. 1–13) enthält ein Kalendar mit einem Nekrolog für Weingarten, in dem auch die verstorbenen Welfen berücksichtigt sind, und (fol. 13^v) den Welfenstammbaum. Teil II (fol. 14–150) wird eröffnet durch eine ganzseitige Miniatur, die Kaiser Friedrich I. Barbarossa mit seinen Söhnen zeigt (fol. 14^r). Es schließen sich an die »Historia Welforum« (fol. 14^v–29^r), die »Annales Welfici Weingartenses« (fol. 29^r–31^r) und die »Vita« des heiligen Bischofs Konrads, eines Welfen (fol. 31^v–39^r)¹². Danach folgen ein Papstkatalog (fol. 39^r–40^v), die »Weingartner Kaiserchronik« (fol. 41^r–45^v), der einzigartige Bericht über die ersten Wunder des Heiligen Bluts (fol. 46^r–47^v)¹³ sowie ein »Passionale« (fol. 48–150), das vornehmlich Martyriumsberichte von Aposteln bietet. Die Handschrift enthält somit eine Sammlung wichtigster historischer Texte für das Kloster: zu den Welfen¹⁴ und zur Heilig-Blut-Verehrung; eingeschlossen sind die Zusammenstellungen aller Päpste sowie aller Kaiser.

Die »Weingartner Kaiserchronik« (fol. 41–45) wurde auf einem Binio (fol. 41–44) und einem Einzelblatt (fol. 45) notiert; diese wurden – zusammen mit einem Doppelblatt (fol. 46–47), auf dem die Heilig-Blut-Texte eingetragen sind – nachträglich in

Ludewic filii lothari u. cu fratrib; lothario. karolo pippino. r. a. xxx. vi. **K**arolus minor filii ludewici. cu fratrib; karlo manno. y ludewico. r. a. xi. **E**thico filii welfonis pmi.

Arnolfus filii karlomanii. r. a. xii. Salomon abbas. y epe cost. **U**ngari italia uastant.

Ludewic filii arnolphi. r. a. xii. **H**enric filii ethiconis. pat. s. Chonradi. pmi fundator al torfensis cenobii.

Chonrad filii chonradi pncipi regni. a. vii. **U**ngari saxonia y turinga inuasis. aleman nia uastant. **C**honradi epi.

Henric filii ottonis ducis sax onii. r. a. xvi. **S**es odalric. y s. Chonr. epi clar. **R**odolf pncip. filii henrici. frat. s. Chon

Regni theutonicoz ex hinc **O**tto magn. filii hem cept. ric. r. a. xxx. viii. **P**artheno polis costruit.

Otto filii portis. regni. a. viii. **O**tto filii ei. regni. a. xviii. **H**og ger. abb. clar. **V**struit.

Henric dux bawarie. r. a. xxx. **S**ub hoc tpe Rauensburg co Babimberg yth. Rusei. pola ni. y ungar. xpiani fiunt.

Otherim franci duce lothefrido libant. anno ab incar. nat. dmi .m. lxxxviii.

Chonrad franc. r. a. xv. **S**tephanus ungarior. rex pte memo rie obit. **S**pira condit. **B**runo augustinensis epe. y welf. **R**odolfi filii. colligentes **H**enric pi. filii **V**incendia faent chonradi. r. a. xvii. **H**erimann conact. el. **W**elf dux charm tie. filii welfonis. frat. Chonr. he. qm duxit a. 220 marchio italie. **B**aldewin comes flandrie. **H**enric filii henrici **L**orie. pii. regni. a. xl. viii. **H**erimann apaganis capta e.

Alexi constantinopolitan. **W**elf dux horicoz. filii chon nide. y altonis.

Henric filii superioris. r. a. xxviii. **Q**uod patre eiecit. y paschale pa pa captiuauit. **K**aliohis un pator grecoz. **H**enric. y welf ducis bawarie. filii welfonis. lothari regni. a. viii. **E**mmann el. grecoz. impi. **H**enric dux saxonu. y bawarie. filii Hen ric. y welf frat. ei. **E**rmannus.

Chonrad filii fororis Henri ci regis. regni. a. xv. **H**inc p fati ducis ppe ad fine resti terunt. **S**ub hoc expedatio hierosolimis facta e. anno .m. lxxxviii.

Abb. 1: Hs. D 11 der Hochschul- und Landesbibliothek Fulda, fol. 43^v (32,5 x 22 cm). Die »Weingartner Kaiserchronik« von Ludwig III. († 882) bis zu Konrad III. († 1151).

die Handschrift eingefügt.¹⁵ Der Text wurde von drei verschiedenen Händen geschrieben (fol. 41^{ra}–44^{rb}, 44^{rb}–44^{va}, 44^{va}–45^{vb}), und zwar in der Zeit vom Ende der 80er bis zum Ende der 90er Jahre des 12. Jahrhunderts. Zwei der drei Hände haben auch an anderen Teilen der Handschrift mitgewirkt; die dritte Hand lässt sich in mehreren bedeutenden Handschriften dieser Zeit nachweisen, vor allem auch als Schreiber der Handschrift B 3.¹⁶ Es ist also damit zu rechnen, dass der Text über einen längeren Zeitraum hinweg in Etappen von verschiedenen Personen geschrieben wurde; so ist auch die Änderung der Konzeption zu erklären.

Die »Weingartner Kaiserchronik« listet seriell die Regenten von Julius Caesar an (Primus Iulius Cesar) auf, und zwar mit der Zahl ihrer Regierungsjahre und mehrfach auch mit ihrer Abstammung; wichtige Ereignisse der jeweiligen Zeit können hinzugefügt werden. Kürzere Texte (so zu Otto III.) stehen neben ausführlicheren (so zu Ludwig dem Frommen). Jede Spalte umfasst etwa fünf bis zehn Regenten. Jeder »Artikel« beginnt mit einer neuen Zeile, deren Anfangsbuchstabe als verzierte Initialmajuskel in roter Farbe über den Rand der Spalte herausgestellt ist.¹⁷

Das gesamte Werk zählt etwa 2 900 Wörter. Der Textumfang für die Zeit bis zu Karl dem Großen mit dem Übergang der Kaiserwürde an die fränkischen Herrscher (*Sub hoc tempore imperium Romanum ad reges Francorum translatum est*) beträgt neun Spalten (fol. 41^{ra}–43^{ra}), für die Zeit danach elf Spalten (fol. 43^{rb}–45^{vb}). Der größere Umfang der späteren Zeit ist jedoch der Änderung der Konzeption geschuldet: Die Darstellung Friedrichs I. (1151–1190) und Heinrichs VI. (1190–1197), mit der das Werk schließt, umfasst allein siebeneinhalb der elf Spalten: Die serielle Liste wurde ausgeweitet zu einer ausführlichen Darstellung des Zeitgeschehens – was die ursprüngliche Konzeption allerdings sprengte.

In der folgenden Tabelle wird der Text der Handschrift wiedergegeben (Spalte 1)¹⁸, beginnend mit dem Übergang des Kaisertums an die fränkischen Herrscher, jedoch ohne die ausführlichen Darstellungen zu den beiden genannten Kaisern (fol. 43^{rb}–44^{ra}), also bis zum Jahr 1151. Er ist hier gegenübergestellt (Spalte 2) dem Text der Chronik des Honorius Augustodunensis von Karl dem Großen bis zum Abschluss des Werks mit Konrad III., und zwar nach der Handschrift B 3.

»Weingartner Kaiserchronik« (Hs. D 11) und Honorius Augustodunensis (Hs. B 3): vom Beginn der Frankenherrschaft bis zu Konrad III.

»Weingartner Kaiserchronik«
(Hs. D 11, fol. 43rb–44ra)

Sub hoc tempore imperium Romanum ad reges francorum translatum est.
Karolo magno. filio Pippini regis. primo imperatore facto. In Constantinopoli vero regnum solo imperii nomine permansit. et p[ro]pter Hyrenem Nicephorus qui et Theophilus imperium arripuit.
Karolus magnus regnavit annis XLVII. imperii XIII. Brema construitur et Dacia convertitur a sancto Willibrordo.
Ludewicus magnus qui et pius. Karoli magni filius regnavit annis XXVII. Qui ecclesias ditavit. Huic successerunt. IIII filii.
Ansgardus episcopus Svevos convertit. Welfo primus. pater Iudith. Hanc idem Ludewicus defuncta uxore sua Irmingarda ex qua III filios. Lotharium. Pippinum et Ludewicum progenuit. duxit uxorem. Que genuit Karolum calvum. qui in divisione imperii. regnum Francie obtinuit XLV annis. preterea imperator annis III.
Lotharius filius Ludewici magni. imperat annis XVII in Italia. Karolus calvus in Francia sive Gallia regnat.
Ludewicus in Alemannia sive Germania. Pippinus in Aquitania. Hi IIII fratres filii Ludewici magni imperium diviserunt. Corpora sanctorum Martini et Remigii transferuntur.
Rabanus claruit et Meginradus beremita. Ludewicus filius Lotharii cum fratribus Lothario. Karolo. Pippino regnavit annis XXXVI. Karolus minor filius Ludewici cum fratribus Karlomanno et Ludewico regnavit annis XI. Etbico filius Welfonis primi.
Arnolfus filius Karlomanni regnavit annis XII. Salomon abbas et episcopus Constantinensis. Ungari Italiam vastant.
Ludewicus filius Arnolphi regnavit annis XII. Henricus filius Etbiconis. pater sancti Chönradi. primus fundator Altorfensis cenobii. Chönradius filius Chönradi principis. regnavit annis VII. Ungari Saxonia et Turinga invasis Alemanniam vastant.
Henricus filius Ottonis ducis Saxonum regnavit annis XVI. Sanctus Ödalricus et sanctus Chönradius episcopi claruerunt. Rödolf princeps. filius Henrici. frater sancti Chönradi episcopi.

Honorius Augustodunensis
(Hs. B 3, fol. 69ra–69va)

Karolus magnus regnavit annis XLVII.
Brema construitur. Dania conuertitur a Willibrordo episcopo.
Ludewicus magnus qui et pius. filius Karoli regnavit annis XXVII.

Ansgardus episcopus Swevos convertit.

Lotharius filius Ludewici regnavit annis XVII.

Rabanus episcopus claruit.
Ludewicus filius Lotharii cum fratribus Lothario. Karolo et Pippino annis XXXVI regnavit. Karolus filius Ludewici cum fratribus Karlomanno et Ludewico regnavit XI annis.

Arnolfus filius Karlomanni regnavit annis XII.

Ludewicus filius Arnolphi XII annis regnavit.

Cönradius filius Cönradi principis VII annis regnavit.

Henricus comes regnavit annis XVI.
Ödalricus episcopus claruit.

Regnum theutonicorum exhinc cepit.
Otto magnus. filius Heinrici. regnavit annis
XXXVIII. Parthenopolis construitur.
Otto filius prioris regnavit annis VIII.
Otto filius eius regnavit annis XVIII. Nogger
abbas claruit.
Heinricus dux Bawarię regnavit annis XXIII.
Sub hoc tempore Rauensburg construitur.
Babinberg construitur. Rusci. Polani et Ungari
christiani fiunt.
Chönradius francus regnavit annis XV.
Stephanus Ungariorum rex pię memorię obiit.
Spira conditur. Brūno Augustensis episcopus et
Welf. Rödolfi filius. confligentes incendia
faciunt.
Heinricus pius filius Chönradi regnavit annis
XVII. Herimannus contractus claruit. Welf dux
Charintię. filius Welfonis. frater Chönizę.
Quam duxit Azzo marchio Italię. Baldwinus
comes Flandrię.
Heinricus filius Heinrici pii regnavit annis
XLVIII. Hierosolima a paganis capta est.
Alexius Constantinopolitanus. Welf dux
Noricorum. filius Chönizę et Azzonis.
Heinricus filius superioris regnavit annis
XVIII. Qui patrem eiecit et Paschalem papam
captivavit. Kalo Iob[anne]s imperator
Grecorum. Heinricus et Welf duces Bawarie.
filius Welfonis. Hierosolima Franci duce
Gothefrido liberant anno ab incarnatione
domini MLXXXVIII.
Lotharius regnavit annis VIII. Emanuel
Grecorum imperator. Heinricus dux Saxonum
et Bawarię. filius Heinrici. et Welf frater eius.
ex matre Iudita regina Anglie.
Chönradius filius sororis Henrici regis regnavit
annis XV. Huic prefati duces prope ad finem
restiterunt. Sub hoc expeditio Hierosolimis
facta est anno ab incarnatione domini
MCXLVII pro querimonia transmarine
ecclesię. propter immantatem impiissimi illius
sanguini. Huius expeditionis principes erant.
rex ipse Chönradius. rex Francie Lödewicus.
dux Sveuię Fridericus. filius Friderici ducis.
fratris Chönradi regis. postea imperator. Gwelf
dux. Heinrico fratre iam defuncto. Heinricus
frater regis Chönradi. tunc dux Bawarię.
episcopi plures cum comitibus et diversis
hominibus.

Otto magnus filius Heinrici regnavit annis
XXXVIII. Parthenopolis construitur.
Otto filius eius regnavit annis VIII.
Otto filius superioris regnavit annis XVIII.
Notger abbas claruit.
Heinricus dux Bawarię regnavit annis XXIII.
mensibus V. Rauinspurc construitur.
Ruzzi. Polani. Ungari. facti sunt Christiani.

Chönradius regnavit annis XV. Spira conditur.

Heinricus pius filius Chönradi regnavit annis XVII.

Heinricus filius eius regnavit annis XLVIII.
Rödolfus. Hermannus. Chönradius tyranny
extiterunt.

Heinricus filius superioris regnavit annis XVII.

Lotharius regnavit annis VIII.

Chönradius regnavit annis XV.

DIE ÜBERLIEFERUNG DER HANDSCHRIFT B 3

Die Handschrift wurde um 1200 im Skriptorium des Klosters Weingarten geschrieben.¹⁹ Sie zählt 170 Blätter und enthält eine Reihe verschiedener theologisch-historischer Schriften, darunter das Kindheitsevangelium eines Pseudo-Matthäus (fol. 78–88), die Prophetie eines Pseudo-Methodius über das Ende der Welt (fol. 88–97) oder den Brief des Priesters Johannes (fol. 99–107). Am Anfang steht die Chronik des Hugo von Sankt Victor »*De tribus maximis circumstantis gestorum*« mit mehreren Zusätzen (fol. 1^{ra}–32^{vb}). Es folgen die »Weingartner Kaiserchronik« (fol. 32^{vb}–51^{vb}), eine Papstliste (fol. 51^{vb}–57^{ra})²⁰ und die Weltchronik des Honorius Augustudonensis (fol. 57^{ra}–71^{ra})²¹. Die »Kaiserchronik« ist nur durch rubrizierte Überschriften und prachtvolle Initialen vom vorangehenden (32^{rb}: *Incipit de Romano r[egno] / P[ost]*) wie nachfolgenden (51^{vb}: *Incipit cronica pontificum / M[odo]*) Text abgesetzt. Die gesamte Handschrift wurde, bis auf zwei kürzere Nachträge, von einer Hand geschrieben, und zwar von der dritten und letzten Hand, die bei der »Kaiserchronik« der Handschrift D 11 zu identifizieren ist.

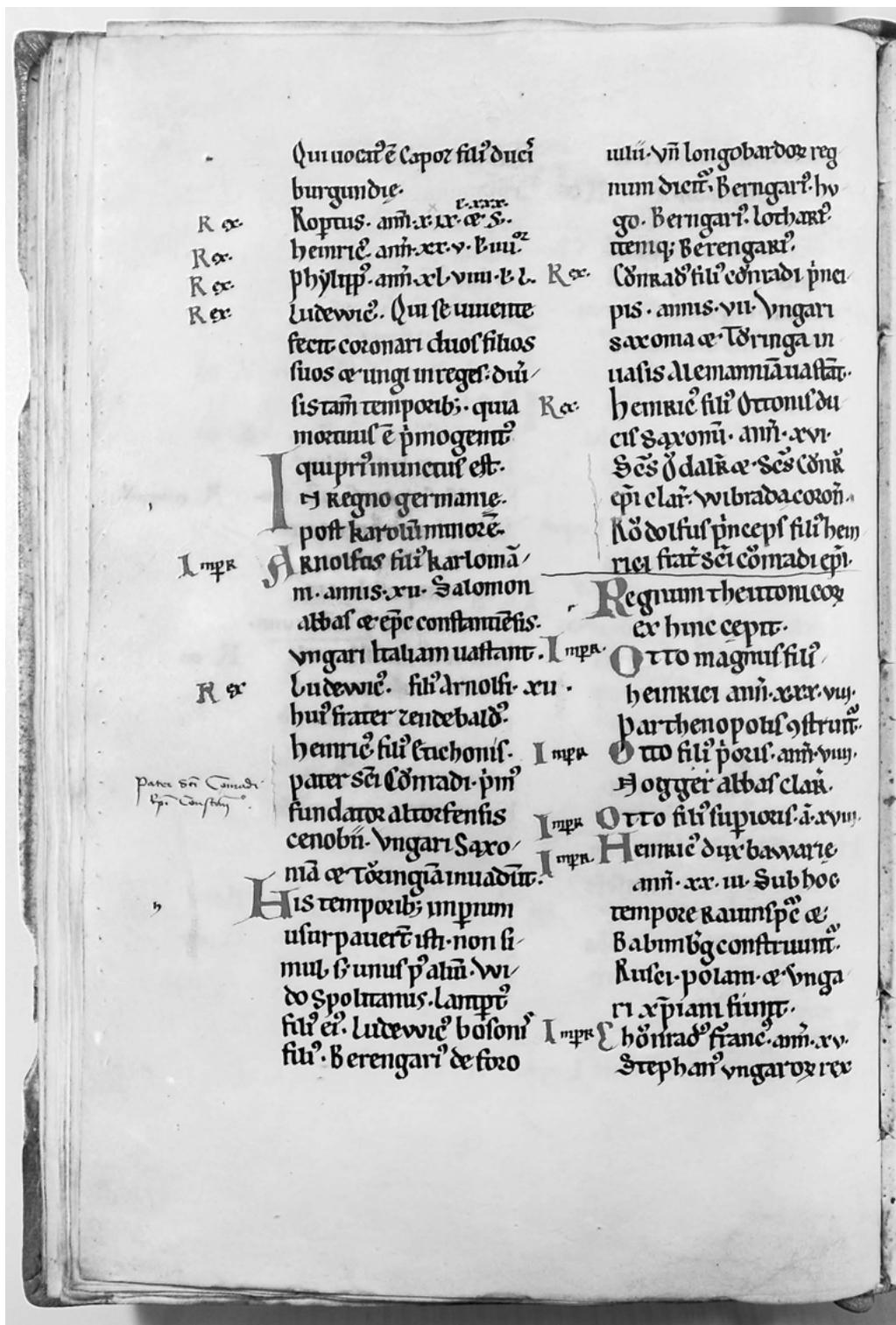
Bei der »Kaiserchronik« in der Handschrift B 3 handelt es sich – wie in der Handschrift D 11 – um eine Auflistung der »römischen« Kaiser von Julius Cäsar an. Bis zu Heinrich III. (fol. 42^{ra}) geschah das seriell in knapper Form. Der Textumfang vom Übergang der Herrschaft an die Franken bis zu Heinrich III. umfasst 6½ Spalten (fol. 40^{va}–42^{ra}). Von Heinrich IV. an bis zum Abschluss mit Heinrich VI. (1197) wird die Konzeption jedoch durchbrochen: Die ausführlichen Darstellungen zu den sechs betreffenden Kaisern umfassen 38 Spalten (fol. 42^{ra}–51^{vb}).

Rote Initialmajuskeln stehen am Anfang von jedem Abschnitt, besonders zur Hervorhebung der Herrschernamen. Am Rande nachgetragen steht bei jedem Regenten entweder *Rex* oder *Imperator*.

EDITIONEN UND ERFORSCHUNG

Die »Weingartner Kaiserchronik« hat ein ungünstiges Schicksal erfahren sowohl hinsichtlich der Veröffentlichung des Textes als auch hinsichtlich der wissenschaftlichen Beschäftigung. Das Interesse der Forschung galt den ausführlichen Darstellungen der »Continuationes«, nicht jedoch dem eigentlichen Werk.

Der Text der Handschrift D 11 wurde 1707 von Leibniz²² veröffentlicht. Der Weingartner Klosterhistoriograph Hess²³ edierte nur die »Continuationes« zu Kaiser Heinrich VI. Auch Weiland beschränkte sich in der Monumenta-Ausgabe²⁴ auf die »Continuatio codicis 1«, die letzten drei Seiten des Handschriften-Textes (fol. 44^v–45^v). König²⁵ berücksichtigte allein den Abschnitt zum Tod Welfs VI., wobei er sogar das Nachruf-Gedicht wegließ.



Qui uocat' e' capoz fili' duci
 burgundie.
 R^{ex} Roptus. am̄. x. xx. a' s.
 R^{ex} henric. am̄. xx. v. l. u.
 R^{ex} phylipp. am̄. xl. viii. l. l.
 R^{ex} ludewic. Qui se uiuente
 fecit coronari duos filios
 suos a' ungi in reges. diu
 sistam̄ temporib; . quia
 mortuus e' p̄mogenit'
 qui p̄rimuncus est.
 I^{mp} Regno germanie.
 post karolū minore.
 Arnolfus fili' karolomā
 m. am̄. xv. Salomon
 abbas a' ep̄e constantiens.
 ungarī italiā uastant. I^{mp}
 ludewic. fili' arnolphi. xv.
 hui' frater zendeuold.
 henric' fili' kachonis. I^{mp}
 pater s̄ci comadi. p̄m'
 fundator altorfensis
 cenobii. ungarī saxo
 niā a' tōringiā inuadit. I^{mp}
 His temporib; unpnim
 usurpauerūt isti. non si
 mul. s' unus p̄ alū. wi
 do spolitanus. Lamp̄r'
 fili' ei'. ludewic' bosoni'
 fili'. berengari' de foro
 ulti. vñ longobardoz reg
 num dicit'. Berngari'. hy
 go. Berngari'. lothari'
 temq; Berengari'.
 R^{ex} Conrad' fili' conradi p̄nci
 pis. am̄. vii. ungarī
 saxonia a' tōringa in
 uasis Alenanniā uastat.
 R^{ex} henric' fili' Ottoni' du
 cit' saxoniā. am̄. xvi.
 Ses' i' dala a' Ses' conā
 ep̄i clar'. wibrada coronā
 Rōdolfus p̄ncip' fili' hen
 ric' fit' s̄ci comadi ep̄i.
 Regnum theutonicoz
 ex hinc cepit.
 Otto magnus fili'
 heinrici am̄. xxx. viij.
 parthenopolis a' strunt'.
 I^{mp} Otto fili' porci. am̄. viij.
 Hogger' abbas clar'.
 I^{mp} Otto fili' supioris. a. xvij.
 I^{mp} Henric' dux bawarie
 am̄. xx. iij. Sub hoc
 tempore kaunspē a'
 Babimb̄g construunt'.
 Rusei. polani. a' unga
 ri. xp̄iam fiunt'.
 I^{mp} Conrad' franc'. am̄. xv.
 Stephan' ungaroz rex

Abb. 2: Hs. B 3 der Hochschul- und Landesbibliothek Fulda, fol. 41^v (32 x 21cm). Die »Weingartner Kaiserchronik« von Hugo Capet († 996) bis zu Konrad II. († 1039).

Der Text der Handschrift B 3 wurde bislang nicht vollständig ediert. Einen größeren Teil (fol. 40^{va}–51^{vb}), beginnend mit dem Übergang des Imperiums an die Franken, veröffentlichte Hess²⁶, allerdings mit mehreren längeren Auslassungen. In der Monumenta-Ausgabe²⁷ hat Weiland zunächst die Ausführungen zu Friedrich I. ediert: »E continuatione chronici Hugonis a sancto Victore« (fol. 46^{va}–49^{vb}), und zwar mit kleineren Auslassungen und unter Berücksichtigung des Textes der Handschrift D 11 (fol. 44^r–44^v)²⁸; danach bot er den restlichen Text, die Ausführungen zu Heinrich VI., als »Continuatio codicis 2« (fol. 50^{ra}–51^{vb})²⁹.

Durch die unzulängliche Editionsfrage ist die Erforschung der »Weingartner Kaiserchronik« letztendlich verhindert worden. Vor allem die beschränkte Auswahl Weilands hat dieses Schicksal verursacht. Der von ihm gewählte und danach allgemein verbreitete Titel »Hugonis et Honorii chronicorum continuationes Weingartenses«, der dem Werk in keiner Weise gerecht wird, sowie seine Nichtbeachtung des eigentlichen Werks und seiner Eigenständigkeit haben dazu geführt, dass nur die ausgewählten Teile von der Forschung wahrgenommen wurden.³⁰ Zutreffende Charakterisierungen des Werks sind bei Wattenbach-Schmale³¹ und Oexle³² zu finden, eine eigene Untersuchung jedoch fehlt bislang.

ZUR GRUNDLAGE

Als Grundlage der »Weingartner Kaiserchronik« galt bislang vor allem die Chronik des Hugo von Sankt Victor »De tribus maximis circumstantis gestorum«; sie stand auch am Anfang der Handschrift B 3. So wurde die »Kaiserchronik« allgemein sogar als die Fortführung von Hugos Chronik eingeordnet (»Continuationes«).³³ Durch einen Vergleich der entsprechenden Teile von Hugos Listen³⁴ und der »Kaiserchronik« wird jedoch deutlich, dass diese nicht als Quelle und strukturelles Vorbild infrage kommen.

Als Grundlage diene indessen vornehmlich die Weltchronik des Honorius Augustodunensis († nach 1157) »De imagine mundi«, um 1155 wohl in Regensburg verfasst.³⁵ Das dritte Buch enthielt umfangreiche chronologische Listen von Adam an, in denen die Regenten der verschiedenen Weltzeiten aufgelistet waren.³⁶ Den Abschluss bildeten die »römischen« Kaiser bis hin zu Konrad III. Von Karl dem Großen bis zu diesem wurden insgesamt 24 Regenten aufgelistet mit ihren jeweiligen Regierungsjahren. In diesem Zeitraum (768–1151) zusätzlich erwähnt waren insgesamt elf hervorragende Persönlichkeiten (Hrabanus Maurus, Ulrich von Augsburg etc.) oder Ereignisse (Gründung Bremens, Christianisierung der Dänen etc.). Der Textumfang für diesen gesamten Zeitraum umfasste knapp eineinhalb Spalten in der Handschrift.

Die Gegenüberstellung des vollständigen Textes der »Weingartner Kaiserchronik« nach der Handschrift D 11 mit dem Text des Honorius für den entsprechenden Zeitraum³⁷ macht deutlich, dass der gesamte Honorius-Text in die »Kaiserchronik«

übernommen wurde und dass seine strukturelle Anlage für diese als Grundlage diente.

Ein Weingartner Exemplar des Werks des Honorius ist überliefert in der Handschrift B 3 (fol. 57^{ra}–71^{ra}).³⁸ Es steht dort gleich hinter der »Weingartner Kaiserchronik« (fol. 32^{rb}–51^{vb}), getrennt nur durch eine Papstliste (fol. 51^{rb}–57^{ra}), und wurde geschrieben von derselben Hand. Der Schreiber ließ die Schlussbemerkung des Honorius aus und fügte dem Werk in der vorgegebenen knappen Weise noch die beiden folgenden Kaiser Friedrich I. und Heinrich VI. (fol. 69^{rb}–69^{va}) hinzu. Danach jedoch durchbrach er dieses Schema durch eine ausführliche Darstellung (fol. 69^{va}–71^{ra}) der Thronstreitigkeiten nach dem Tod Heinrichs (1197) bis zur Krönung Ottos IV. (1208). Der nachfolgende Platz in der Handschrift, immerhin dreieinhalb Spalten (fol. 71^{ra}–71^{vb}), blieb ungenutzt.

Dabei wird deutlich, dass der Honorius-Chronik etwas hinzugefügt wurde (fol. 69va): Die Darstellung der Zeitgeschichte in der »Kaiserchronik« (Hs. B 3), dort mit dem Tod Heinrichs VI. beendet (fol. 51^{vb}), wurde hier fortgeführt, und zwar mit einem Rückverweis auf jene Schrift³⁹. Die Darstellungsweise ist dieselbe, der Schreiber ist identisch. Am Ende der Kaiserchronik war kein Platz mehr gewesen, da unmittelbar daran die Papstliste angeschlossen worden war. So setzte der Schreiber die Weiterführung an das Ende der nachfolgenden Honorius-Chronik. Bereits Hess hatte diesen Befund festgestellt und den Text der »deplatzierten« Fortführung in seine Edition der »Kaiserchronik« aus der Handschrift B 3 aufgenommen.⁴⁰ Später veröffentlichte auch Weiland den Nachtragstext, allerdings als »Continuatio Honorii Augustodunensis«, so dass hier der Zusammenhang mit der »Kaiserchronik« nicht klar wird.⁴¹

Dieser Befund macht auch deutlich, dass das Werk des Honorius, das ja die Grundlage der »Kaiserchronik« gebildet hatte, in der Handschrift B 3 nach dieser in die Handschrift eingetragen wurde. Daraus ist zu schließen, dass eine ältere Handschrift mit dem Werk des Honorius den beiden Fassungen der »Kaiserchronik« als Vorlage gedient haben muss.

INTENTION, FASSUNGEN, AUTOREN

Die Intention des Werks wird deutlich durch Titel und strukturelle Anlage: Die Textgestaltung – besonders in der Handschrift D 11 – zeigt listenartigen Charakter mit Herausheben der Herrschernamen. Sie wird deutlich auch durch den kodikologischen Kontext, denn in beiden Handschriften steht die Kaiserliste neben einer Papstliste. Offensichtlich sollte eine knappe, überblicksartige, formalisierte Zusammenstellung aller »römischen« Kaiser – wie aller Päpste – erstellt werden. Angegeben wurden im Minimalfall Name, Abstammung und Regierungsjahre, zum Beispiel bei Titus (79–81): *Tytus regnavit annos II. filius superioris* (Hs. D 11, fol. 4r^v). Darüber hinaus konnten wichtige Personen oder Ereignisse dieser Regierungszeit erwähnt werden, zum Beispiel bei Nero

(54–68): [...] *sub quo prima persecutio ecclesie. Petrus et Paulus Romę necantur. Marcus evangelista coronatur* (Hs. D 11, fol. 41^r).

Die »Weingartner Kaiserchronik« ist als eigenständiges Werk mit eigener Konzeption einzuschätzen, das sich durch die spezifizierte Thematik deutlich unterscheidet von seiner Grundlage, der allumfassenden Liste des Honorius Augustodunensis. Diese Darstellungsform wurde schließlich aufgegeben, deutlich zu beobachten in der Handschrift D 11: Der Text des ersten Schreibers, der mit Konrad III. († 1151) schloss – mit dem auch das Werk des Honorius endete –, wurde fortgeführt durch zwei andere Schreiber, die ausführliche Darstellungen über Ereignisse unter den zwei folgenden Kaisern anfügten. Damit wurde die ursprüngliche Konzeption des Werks gravierend verändert.

Kann man bei der »Weingartner Kaiserchronik« nun überhaupt von nur einem Werk sprechen? Inwieweit gehören die zwei Fassungen in den Handschriften D 11 und B 3 zusammen? Zweifellos bestehen Unterschiede zwischen beiden, beginnend mit den divergierenden Titeln: Der Text in der Handschrift B 3 ist erheblich umfangreicher als der in der Handschrift D 11 und zählt beinahe das Dreifache an Wörtern (etwa 8050 zu 2900). Die Unterschiede werden groß in der Zeit des 12. Jahrhunderts. Sie sind deutlich geringer in den Zeiten zuvor, wie die Gegenüberstellung der beiden Texte zu Karl dem Großen zeigt.

Hs. D 11

*Karolus magnus regnavit annis XLVII.
imperii XIII. Brema construitur et
Dacia convertitur a sancto Willibrordo.*

Hs. B 3

*Karolus magnus Imperator XLVII.
Brema construitur et Dacia convertitur
a sancto Willibrordo. Alwinus qui et
Albinus et sanctus Egidius claruerunt.*

Weitgehend gleich in den beiden Handschriften sind jedoch die hier besonders interessierenden Texte zu den Welfen bis hin zu Welf IV.⁴²

Aufschlussreich ist die Frage nach der Priorität: Handelt es sich beim Text der Handschrift D 11 um eine gekürzte Version⁴³ oder beim Text der Handschrift B 3 um eine ausgeweitete? Mehrere Argumente sprechen dafür, dass dem kürzeren Text Priorität zukommt:

- Die Konzeption kommt in der Handschrift D 11 klarer zum Ausdruck und erscheint ursprünglicher.
- Der Text der »Kaiserchronik« ist in der Handschrift D 11 nach der »Historia Welforum« eingefügt worden, die ja ausgewertet wurde.
- Die Unterscheidung der Schreiberhände hat ergeben, dass der dritte (und letzte) Schreiber des Textes in der Handschrift D 11, der »Continuatio« bis 1197, identisch ist mit dem Schreiber des gesamten Textes der »Kaiserchronik« in der Handschrift B 3.

Alles in allem spricht das für den Befund, dass eine ursprünglich recht formale Zusammenstellung – deren spätere Erweiterung jedoch bereits angelegt war – von diesem »dritten Schreiber« einerseits weitergeführt, andererseits in einer zweiten Handschrift

insgesamt neu redigiert wurde. Leitendes Prinzip dabei war Erweiterung durch Anreicherung, *amplificatio*⁴⁴, nicht aber Verkürzung. Alles in allem wird der ursprüngliche Teil der »Kaiserchronik« in der Handschrift D 11 ans Ende der 80er Jahre des 12. Jahrhunderts zu setzen sein⁴⁵, während Nachträge und Neufassung kurz vor 1200 erfolgten.

Was lässt sich zu diesem »dritten Schreiber« in der Handschrift D 11, dem Schreiber der Neuredaktion in der Handschrift B 3, aussagen? Sicherlich wird es sich nicht nur um den Schreiber handeln, sondern auch um den Autor. Sowohl von seiner Handschrift als auch von seinen stilistischen Besonderheiten her lässt er sich identifizieren: Er hat an einer ganzen Reihe der bedeutendsten Handschriften der damaligen Zeit mitgewirkt⁴⁶, gerade auch an denen, die zentrale Funktion für die Weingartner Heilig-Blut-Verehrung haben. Ihm sind alle einschlägigen Texte zu verdanken: in der hier beschriebenen Handschrift D 11 wie in der Handschrift Cambridge, Fitzwilliam Museum, McClean 101.⁴⁷ So hat er auch die zweite Auffindung der Heilig-Blut-Reliquie in Mantua zur Zeit Kaiser Heinrichs III. im Jahr 1048 in die »Kaiserchronik« der Handschrift B 3 aufgenommen (fol. 42^{ra}): *Hoc tempore inventus est preciosus thesaurus sanguinis Christi Mantuæ*. Seine Darstellung besticht durch Reflexion und das Bemühen um historische Treue. Dieser Chronist dürfte zugleich der »Autor Anonymus« gewesen sein⁴⁸, dem zumindest zehn höchst kunstvolle Gedichte zuzuschreiben sind. Eins davon ist beispielsweise an den Anfang gestellt des Berichts von den Wundern des Heiligen Bluts in der Handschrift D 11 (fol. 46^v).⁴⁹ So enden auch (fol. 44^v / 45^v) die historischen Darstellungen zu Herzog Welf VI. († 1191) und Kaiser Heinrich VI. († 1190) mit den Gedichten *Diffusa late Welfonum nobilitate* (Einst weit hin verbreitet im Lande erblühte der Stamm unsrer Welfen) beziehungsweise *Eximium sydus lucens a sydere refert* (Hoch vom Himmel herab erglänzt ein herrliches Sternbild).⁵⁰

DIE WELFEN IN DER KAISERCHRONIK

Von der Chronik des Honorius war die Aufnahme einiger herausragender Personen und Ereignisse in die Liste der Regenten vorgegeben; in der »Weingartner Kaiserchronik« wurde diese Möglichkeit erweitert (Hermann der Lahme, die Einfälle der Ungarn etc.). Außerdem wurden einige oströmische Kaiser erwähnt, etwa Irene (797–802) oder Alexios I. Komnenos (1081–1118). Das Besondere aber ist die Aufnahme der Mitglieder des Welfenhauses: Bei zehn Kaisern von Ludwig dem Frommen bis zu Konrad III. sind sie genannt.

In der folgenden Tabelle sind diese Kaiser herausgestellt, dazu die entsprechenden Texte beider Fassungen der »Kaiserchronik« zitiert. Für die Handschrift B 3 endet die Quellenangabe bei Heinrich IV., da in der Folge der Text zu ausführlich wird und nur längere Exzerpte aus der »Historia Welforum« bietet.

Die Welfen in der »Weingartner Kaiserchronik«: die Texte der Handschriften D 11 und B 3 von den Anfängen bis zu Konrad III. / Heinrich IV.

Ludwig der Fromme (814–840)	<p>D 11: <i>Welfo primus. pater Iudith. Hanc idem Lûdewicus defuncta uxore sua Irmingarda ex qua III filios. Lotharium. Pippinum et Lûdewicum progenuit. duxit uxorem. Quę genuit Karolum calvum ...</i></p> <p>B 3: <i>Welfo primus pater Iudith. Hanc idem Ludewicus defuncta uxore sua Irmingarda ex qua tres filios Lotharium. Pipinum et Ludewicum progenuit. duxit uxorem. quę genuit Karolum calvum ...</i></p>
Karl (III.) der Dicke (876–888)	<p>D 11: <i>Ethico filius Welfonis primi.</i></p> <p>B 3: <i>Ethicho filius Welfonis primi.</i></p>
Ludwig (IV.) das Kind (910–911)	<p>D 11: <i>Heinricus filius Ethiconis. pater sancti Chönradi. primus fundator Altorfensis cenobii.</i></p> <p>B 3: <i>Heinricus filius Etichonis. pater sancti Cönradi. primus fundator Altorfensis cenobii.</i></p>
Heinrich I. (919–936)	<p>D 11: <i>Sanctus Ödalricus et sanctus Chönradius episcopi claruerunt. Rödolfus princeps. filius Heinrici. frater sancti Chönradi episcopi.</i></p> <p>B 3: <i>Sanctus Ödalricus et sanctus Cönradius episcopi claruerunt. Rödolfus princeps filius Heinrici. frater sancti Cönradi episcopi.</i></p>
Konrad II. (1024–1039)	<p>D 11: <i>Brüno Augustensis episcopus et Welf. Rödolfi filius. confligentes incendia faciunt.</i></p> <p>B 3: <i>Bruno Augustensis episcopus et Welf Rödolfi filius confligentes incendia faciunt.</i></p>
Heinrich III. (1039–1056)	<p>D 11: <i>Welf dux Charintię. filius Welfonis. frater Chöniżę. quam duxit Azzo marchio Italię. Baldwinus comes Flandrię.</i></p> <p>B 3: <i>Welf dux Charintię. frater Cöniżę. quam duxit Azzo marchio Italię. Baldwinus comes Flandrię.</i></p>
Heinrich IV. (1056–1106)	<p>D 11: <i>Welf dux Noricorum. filius Chöniżę et Azzonis.</i></p> <p>B 3: <i>Welf dux Noricorum. filius Chöniżę et Azzonis ... Accepit autem reginam Anglię viduam. filiam scilicet Baldwinii nobilissimi comitis Flandrię Iuditham in uxorem. Ex qua duos filios Gwelfonem scilicet et Heinricum. quorum uterque ducatum Baioarię alter post alterum possiderat progenuit.</i></p>
Heinrich V. (1106–1125)	<p>D 11: <i>Heinricus et Welf duces Bawarie. filii Welfonis.</i></p>
Lothar III. (1125–1137)	<p>D 11: <i>Heinricus dux Saxonum et Bawarię. filius Heinrici. et Welf frater eius. ex matre Iuditha regina Anglię.</i></p>
Konrad III. (1138–1151)	<p>D 11: <i>Huic [= Chönrado] prefati duces [= Heinricus et Welf] prope ad finem restiterunt. [...] Huius expeditionis principes erant [...] Gwelf dux. Heinrico fratre iam defuncto.</i></p>

Genannt sind der Reihe nach folgende Welfen:

- Welf I. († um 825) und seine Tochter Judith († 843),
- Welfs Sohn Eticho († um 910),
- Etichos Sohn Heinrich († nach 934),
- Heinrichs Söhne Rudolf (+ nach 940) und Konrad († 975),
- Rudolfs Sohn Welf II. († 1030),
- Welfs II. Sohn Welf III. († 1055), seine Tochter Kuniza († vor 1055) und deren Mann Azzo,
- Kunizas und Azzos Sohn Welf IV. († 1101) und dessen Frau Judith († 1094),
- Welfs IV. und Judiths Söhne Heinrich der Schwarze († 1126) und Welf V. († 1120),
- Heinrichs des Schwarzen Söhne Heinrich der Stolze († 1139) und Welf VI. († 1191).

Die Generationenverknüpfung findet durch die Nennung des – zuvor bereits angeführten – Vaters statt, bei Welf IV. – und später bei Kaiser Friedrich Barbarossa – durch die Nennung der welfischen Mutter. Ansonsten sind bis hin zu Welf IV. die Ehefrauen nicht genannt – im Unterschied zum »Welfenstammbaum«. In einem Fall ist eine besonders verdienstvolle Tat herausgestellt (»primus fundator Altorfensis cenobii«), so dass damit sogar das Kloster des Autors genannt ist, und zwar unter dem alten Namen.⁵¹ Auf Titelangaben (»comes«) wird bei den ersten Generationen verzichtet.

Besonders herausgehoben werden drei Personen, obwohl sie nicht in die direkte Abstammungslinie gehören, da sie Heiligkeit beziehungsweise kaiserliche oder königliche Beziehungen bezeugen:

- der heilige Bischof Konrad von Konstanz, der sogar drei Mal erwähnt wird: als herausragende Person, als Sohn und als Bruder;
- Judith, die Tochter Welfs I., zweite Frau Kaiser Ludwigs des Frommen und Mutter Kaiser Karls des Kahlen;
- Judith, Gemahlin Herzog Welfs IV., verwitwete Königin von England⁵² und Tochter des »hochedlen« Grafen Balduin von Flandern.

Die historische Einordnung der Personen stimmt im Wesentlichen mit den Daten überein, welche die historische Forschung ermitteln konnte. Allein die Zuordnung des Spitzenahns Welf war in der »Historia Welforum« bereits vorgegeben: *qui tempore Karoli Magni fuerat*.⁵³ Allerdings ist der Generationenabstand bei den Welfen der frühen Zeit unnatürlich groß; drei oder vier Generationen fehlen. Doch das entsprach dem historischen Wissen der Zeit: Die Quellen, auf denen die »Kaiserchronik« beruhte, gaben mehr nicht her.

Die Generationenfolge der »Kaiserchronik« entspricht derjenigen im »Welfenstammbaum«⁵⁴, beginnend mit Welf I. (*Welf primus*) mit seinem – in aufsteigender Linie – Sohn *Ethicho* und – in einem Seitenzweig – seiner Tochter *Iudita* und ihrem Sohn

Karolus rex Francorum calvus, allerdings ohne deren Ehemann Kaiser Ludwig. Welf IV. steht dann, wie in der »Kaiserchronik«, für die siebente Generation.

Die eigentliche Quelle bildete jedoch die »*Historia Welforum*«, die welfische Hauschronik, kurz zuvor, um 1170, entstanden und bald nach Weingarten gelangt.⁵⁵ Sie wird hier früh und fruchtbar rezipiert. Für die frühe Zeit soll das der Text zu Welfs Tochter Judith zeigen, der den oben aufgeführten Belegen der beiden »Kaiserchronik«- Fassungen exakt entspricht: *Ludovicus [...] defuncta uxore sua Irmingarda, ex qua tres filios Lotharium, Pipinum et Ludovicum progenuit, duxit uxorem. Quae genuit Karolum Calvum.*⁵⁶ Alle in der »Kaiserchronik« genannten Personen und Sachverhalte, die Welfen betreffend, lassen sich in der »*Historia*« verifizieren.

Durch die Aufnahme des Welfenhauses in die »Kaiserchronik« sollte offensichtlich der welfische Stamm vom ältesten bezeugten Ahnen an, dem Schwiegervater und Großvater karolingischer Kaiser, eingeordnet werden in die Abfolge der Herrscher des Imperiums. Nach der Darstellung der »*Historia Welforum*« hatten die Welfen schon von Anfang an ihr »Haus« nach der Art von Königen (*regio more*) eingerichtet.⁵⁷ Das Ziel war erreicht durch den Regierungsantritt Friedrichs I., denn dieser gehörte als *filius Friderici ducis et Iudintę sororis Welfonis* (Hs. D 11, fol. 44r) zu den Welfen. Seine ersten in der »Kaiserchronik« (Hs. D 11) erwähnten Taten: Seinem Onkel Welf VI. (*avunculo suo Welfone*) übergab er die Markgrafschaft Tuscien etc., seinem Vetter Heinrich dem Löwen (*Heinrico [...] filii Heinrici avunculi sui*) das Herzogtum Bayern. Entsprechend dieser Vorstellung zeigt der »Welfenstammbaum« in der Handschrift D 11 Friedrich an der Spitze – wenn dort auch das übergroße Medaillon bildlos blieb⁵⁸. Ebenfalls in diesem Zusammenhang dürfte die Aufnahme der Barbarossa-Miniatur in diese Handschrift stehen, und zwar als ursprünglich erste Seite (Hs. D 11, fol. 14r).

Für das Verständnis der Intention und die Situation des (ersten) Autors ist es hilfreich, den historischen Kontext am Ende der 80er Jahre zu skizzieren:

- Welf VII., der einzige Sohn Welfs VI., war bereits gestorben († 1167).
- Es war zu erwarten, dass Welf VI. in absehbarer Zeit sterben würde.
- Ein Welfe, Schwesternsohn Welfs VI., war zum König und Kaiser (1155) gekrönt worden; seine Nachfolge war gesichert durch seine Söhne.
- Die Übertragung des welfischen Guts, des *patrimonium Altdorfense*, an die (welfischen) Staufer war 1178 vertraglich geregelt worden.⁵⁹ Für das Kloster Weingarten war das von besonderer Bedeutung, da damit auch die Übertragung der Vogteirechte verbunden war.

Der Nachtragsschreiber der »Kaiserchronik« (Hs. D 11) musste allerdings etwa zehn Jahre später sowohl den Tod Welfs VI. (1191) als auch den Heinrichs VI, des Sohns und Nachfolgers Friedrichs, verzeichnen; beider Tod beklagte er in bewegenden Gedichten.⁶⁰

FAZIT

Bereits Leibniz hatte die »Weingartner »Kaiserchronik« (Hs. D 11) in seine Sammlung der Welfenschriften (»De Gwelfis«) aufgenommen. Für die spätere Forschung waren dann allein die ausführlichen Ergänzungen zu Kaiser Friedrich I. und Kaiser Heinrich VI. von Interesse gewesen; der welfische Aspekt blieb unbeachtet.

Sicherlich stellt die »Kaiserchronik« keine Quelle mit bislang unbekanntem Sachverhalten zur Welfengeschichte dar: Ganz eindeutig fußt sie auf der »Historia Welforum«. Immerhin zeigt sich hier eine fruchtbare Rezeption dieses Werks bereits in den ersten Jahrzehnten nach seiner Entstehung. Herauszustellen ist jedoch die Intention der »Kaiserchronik«, die Welfen in die chronologische Darstellung der »römischen« Kaiser aufgenommen und eingeordnet zu haben. Dem Autor stand mit der »Historia Welforum« dabei ein entsprechendes Geschichtswerk zur Verfügung, über das kein anderes Adelshaus verfügte. Seine Leistung beruht in der Zusammenfügung von Kaisergeschichte und Welfengeschichte. In gewisser Weise kann man diese Einordnung der Welfen in die Kaisergeschichte vergleichen mit ihrer Aufnahme in das Kalendar des Klosters mit seinem Nekrolog, also in die Abfolge des Kirchenjahrs, enthalten in der Handschrift D 11; dabei hatte ja der Schreiber des ursprünglichen Teils der »Kaiserchronik« mitgewirkt.

Alles in allem wird man die »Weingartner Kaiserchronik« zum erweiterten Korpus der welfischen Hausüberlieferung Weingartens zählen können, das in der Handschrift D 11 versammelt ist.

Anschrift des Verfassers:

Prof. Dr. Norbert Kruse, St.-Longius-Str. 10, D-88250 Weingarten
no_kruse@yahoo.de

ANMERKUNGEN

1 Zusammenstellungen von Quellen: BECHER, Matthias (Hg.): Quellen zur Geschichte der Welfen und die Chronik Burchards von Ursberg, Darmstadt 2007; KÖNIG, Erich (Hg.): Historia Welforum (Schwäbische Chroniken der Stauferzeit 1) 2. A. Sigmaringen 1978.

2 Zu Weingarten allgemein: ZOTZ, Thomas: Weingarten, in: Lexikon des Mittelalters, Ausgabe München 2002, Bd. VIII, Sp. 2132 f.; KRUSE, Norbert – RUDOLF, Hans Ulrich – SCHILLIG, Dietmar – WALTER, Edgar (Hg.): Weingarten. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Biberach 1992.

3 LEIBNIZ, Gottfried Wilhelm (Hg.): Scriptorum rerum Brunsvicensium, Bd. I, Hannover 1707, Nr. LVI, S. 794–799, hier: S. 794.

4 HESS, Gerhard (Hg.): Monumentorum Guelficorum pars historica, Kempten 1784, Nr. II, S. 55–76, hier: S. 55.

5 HAUSMANN, Regina: Die theologischen Handschriften der Hessischen Landesbibliothek Fulda bis zum Jahr 1600 (Die Handschriften der Hessischen Landesbibliothek Fulda 1) Wiesbaden 1992, S. 131–136 (Hs. D 11), hier: S. 135.

6 WEILAND, Ludwig (Hg.): Hugonis et Honorii chronicorum continuationes Weingartenses, MGH SS XXI, 1869, Nachdruck 1963, S. 473–480, hier: S. 473.

- 7 BECHER (wie Anm. 1) S. 8; KÖNIG (wie Anm. 1) S. 94 f.; HAUSMANN (wie Anm. 5) S. 9–12 (Hs. B 3), hier: S. 10.
- 8 WATTENBACH, Wilhelm – SCHMALE, Franz-Josef: Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter. Vom Tode Kaiser Heinrichs V. bis zum Ende des Interregnum, Bd. 1, Darmstadt 1976, S. 303 f. – So auch etwa: OEXLE, Otto Gerhard: Welfische und staufische Hausüberlieferung in der Handschrift Fulda D 11 aus Weingarten, in: Brall, Artur (Hg.): Von der Klosterbibliothek zur Landesbibliothek (Bibliothek des Buchwesens 6) Stuttgart 1979, S. 203–231, hier: S. 212, 214; JAKOBI-MIRWALD, Christine: Die illuminierten Handschriften der Hessischen Landesbibliothek Fulda, Teil I: Handschriften des 6. bis 13. Jahrhunderts. Textband, Stuttgart 1993, S. 96–101 (Hs. D 11), hier: S. 97; KRUSE, Norbert: Eine Rabenstadt? Zur Deutung des Ortsnamens *Ravensburg*, in: Ulm und Oberschwaben 55 (2007) S. 27–50, hier: S. 31 f.
- 9 WEILAND (wie Anm. 6) S. 479, Z. 44.
- 10 OEXLE (wie Anm. 8) S. 214; JAKOBI-MIRWALD (wie Anm. 8) S. 96.
- 11 HAUSMANN (wie Anm. 5) S. 131–136; JAKOBI-MIRWALD (wie Anm. 8) S. 96–101; OEXLE (wie Anm. 8); BIERBRAUER, Katharina: Welfenchronik, in: Lexikon des Mittelalters, Ausgabe München 2002, Bd. VIII, Sp. 2151 f.
- 12 HAUSMANN (wie Anm. 5) S. 135, zählt die »Vita« zum nachfolgenden »Passionale«, zumal sie die Hand des »Vita«-Schreibers mit der des ersten »Passionale«-Teils (fol. 48r–79v) identifiziert. Wichtig sind jedoch die Herauslösung dieser Schrift aus dem »Passionale«-Zusammenhang und ihre Positionierung nach den Welfen-Texten.
- 13 KRUSE, Norbert: Der Bericht von den ersten Wundern des Heiligen Bluts im Jahre 1200, in: KRUSE, Norbert – RUDOLF, Hans Ulrich (Hg.): 900 Jahre Heilig-Blut-Verehrung in Weingarten 1094–1994. Festschrift zum Heilig-Blut-Jubiläum am 12. März 1994, Bd. I, Sigmaringen 1994, S. 124–136 (mit Abbildungen von fol. 46r–47v der Handschrift D 11).
- 14 Weitere Welfen-Texte aus Weingarten sind in drei additiven Eintragungen der Handschrift Aa 21 der Hochschul- und Landesbibliothek Fulda zu finden. Zu einem dieser Texte aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts s. KRUSE, Norbert: Klostersgeschichte, Klosterrechte und die Welfen, in: Schrr VG Bodensee 129 (2011) S. 61–75.
- 15 OEXLE (wie Anm. 8) S. 207 f. Anm. 23, S. 212; KRUSE (wie Anm. 13) S. 124.
- 16 HAUSMANN (wie Anm. 8) S. 134. – S. dazu weiter unten.
- 17 Fol. 44r ist abgebildet bei CHROUST, Anton: Monumenta palaeographica, Serie III, Bd. 4, München 1931, Tafel 3b.
- 18 Zur Transkription: Abkürzungen sind aufgelöst, Eigennamen mit großen Anfangsbuchstaben geschrieben, *u*-/*v*-Schreibungen ausgeglichen.
- 19 HAUSMANN (wie Anm. 5) S. 9–12; JAKOBI-MIRWALD (wie Anm. 8) S. 106 f.
- 20 Hausmann bleibt bei diesen Teilen in der Beschreibung unklar. Sie zählt von fol. 1r–57r alles als Hugos Chronik, ordnet die »Weingartner Kaiserchronik« als »Continuatio« dazu ein und lässt alle Angaben zur Papstliste aus.
- 21 S. dazu im übernächsten Abschnitt.
- 22 LEIBNIZ (wie Anm. 3). – Die (Teil-)Edition von CANISIUS, Heinrich: Antiquae lectionis tomus I, 1622, S. 211–226, beruhend auf einer Handschrift des 15. Jahrhunderts, war mir nicht zugänglich: OEXLE (wie Anm. 8) S. 212 Anm. 49, und HAUSMANN (wie Anm. 5) S. 135.
- 23 HESS (wie Anm. 4) S. 71–76 (fol. 45r, 45v).
- 24 WEILAND (wie Anm. 6) S. 477 f. – Übersetzung danach bei GRANDAUER, Georg: Geschichte der Welfen, hg. von HEINE, Alexander, Essen und Stuttgart 1986, S. 87–96.
- 25 KÖNIG (wie Anm. 1) S. 94 f. (ohne Ausführungen zur Anmerkung 294), S. XXVII: Nachdruck der Ausgabe von WEILAND (wie Anm. 6) S. 477, Z. 6–23.
- 26 HESS (wie Anm. 4) S. 56–70.
- 27 WEILAND (wie Anm. 6) S. 473–480.
- 28 WEILAND (wie Anm. 6) S. 474–477. – HESS (wie Anm. 4) S. 62–67.
- 29 WEILAND (wie Anm. 6) S. 478 f. – HESS (wie Anm. 4) S. 67–70 Übersetzung bei GRANDAUER (wie Anm. 24) S. 97–112.!
- 30 So beispielsweise BECHER (wie Anm. 1) S. 8. – Auch die Beschreibung im Fuldaer Handschriftenkatalog hat diese Verunklarung, da bei der Handschrift B 3 – im Gegensatz zur Handschrift D 11 – kein eigenständiges Werk beschrieben wird.
- 31 WATTENBACH – SCHMALE (wie Anm. 8) S. 303 f.
- 32 OEXLE (wie Anm. 8) S. 212.
- 33 S. dazu im vorigen Abschnitt.
- 34 WAITZ, Georg (Hg.): Chronica quae dicitur Hugonis de Sancto Victore, MGH SS XXIV, 1879, Nachdruck 1925, S. 88–101. – EHLERS, Joachim: Hugo von St-Victor, in: Lexikon des Mittelalters, Ausgabe München 2003, Bd. V, Sp. 177f.

- 35 VOLLMANN, Benedikt Konrad: Honorius Augustodunensis, in: Lexikon des Mittelalters, Ausgabe München 2003, Bd. V, Sp. 122 f.
- 36 ZIMMERMANN, Hans (Hg.): Quellensammlung, Honorius Augustodunensis: Imago mundi, nach der Ausgabe von FLINT, Valerie I. J., Paris 1983, 2000: <http://12koerbe.de>. – Handschrift aus dem 12. Jahrhundert der Bayerischen Staatsbibliothek München Clm 14 731: Honorii (Augustodunensis) de imagine mundi libri III: Digitale Bibliothek – Münchener Digitalisierungszentrum: <http://daten.digitale-sammlungen.de>.
- 37 S. dazu die Tabelle weiter oben.
- 38 S. dazu weiter oben.
- 39 S. dazu weiter oben bei den Ausführungen zum Titel.
- 40 HESS (wie Anm. 4) S. 71–76, s. besonders seine Ausführungen in Anm. 18.
- 41 WEILAND (wie Anm. 6) S. 479–480 – Übersetzung danach bei GRANDAUER (wie Anm. 24) S. 113–120. – So auch HAUSMANN (wie Anm. 5) S. 10; JAKOBI-MIRWALD (wie Anm. 8) S. 106.
- 42 Das veranschaulicht die Tabelle weiter unten.
- 43 So HAUSMANN (wie Anm. 5) S. 10 (zu Hs. B 3): »kürzere Fassung«; JAKOBI-MIRWALD (wie Anm. 8) S. 97 (zu Hs. D 11): »Kaiserchronik in gekürzter Fassung«.
- 44 S. dazu LANGOSCH, Karl: Lateinisches Mittelalter. Einleitung in Sprache und Literatur, 3. A. Darmstadt 1969, S. 75.
- 45 S. dazu auch HAUSMANN (wie Anm. 5) S. 134; JAKOBI-MIRWALD (wie Anm. 8) S. 97.
- 46 HAUSMANN (wie Anm. 5) S. 9; SPILLING, Herrard: Die Schreiber des Berthold-Sakramentars, in: HEINZER, Felix – RUDOLF, Hans Ulrich (Hg.): Das Berthold-Sakramentar. Kommentar, Graz 1999, S. 59–95, hier: S. 60 und Anm. 8.
- 47 Zu dieser Handschrift s. auch KRUSE, Norbert: Die historischen Heilig-Blut-Schriften der Weingartner Klostertradition, in: KRUSE – RUDOLF (wie Anm. 13) S. 77–123, hier: S. 80.
- 48 KRUSE (wie Anm. 13) S. 134; KRUSE, Norbert: Lateinische und deutsche Literatur, in: KRUSE etc. (wie Anm. 2), S. 135–139, hier: S. 135 f.
- 49 KRUSE (wie Anm. 13) S. 127.
- 50 Zum Text s. WEILAND (wie Anm. 6) S. 477 f.
- 51 Dazu KRUSE, Norbert: Der Name Weingarten, in: KRUSE etc. (wie Anm. 2) S. 108–111; KRUSE, Norbert: Zwei alte Ortsnamen im Kreis Ravensburg: Altdorf und Weingarten, in: Im Oberland 3 (1992) H. 1, S. 17–24.
- 52 Zur Weingartner Tradition, Judith als englische Königin beziehungsweise als Königswitwe zu bezeichnen s. KRUSE, Norbert: Der Weg des Heiligen Bluts von Mantua nach Altdorf-Weingarten, in: KRUSE – RUDOLF (wie Anm. 13) S. 57–76, hier: S. 65.
- 53 KÖNIG (wie Anm. 1) S. 2 f.
- 54 Zum »Welfenstammbaum«: OEXLE (wie Anm. 8) S. 226–231; OEXLE, Otto Gerhard: [Katalogtexte], in: LUCKHARD, Jochen – NIEHOFF, Franz (Hg.): Heinrich der Löwe und seine Zeit. Herrschaft und Repräsentation der Welfen 1125–1235. Katalog der Ausstellung Braunschweig 1995, Bd. 1, München 1995, S. 67 f., 70.
- 55 BECHER (wie Anm. 1) S. 4–8; BECHER, Matthias: Welf VI, Heinrich der Löwe und der Verfasser der Historia Welforum, in: AY, Karl-Ludwig – MAIER, Lorenz – JAHN, Joachim (Hg.): Die Welfen. Landesgeschichtliche Aspekte ihrer Herrschaft (Forum Suevicum 2) 1998, S. 151–171; JOHANEK, Peter: »Historia Welforum«, in: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon, 2. A., Bd. IV 1983, Sp. 61–65; JOHANEK, Peter: Historia Welforum, in: Lexikon des Mittelalters, Ausgabe München 2002, Bd. V, Sp. 44 f.
- 56 KÖNIG (wie Anm. 1) S. 8 f.
- 57 KÖNIG (wie Anm. 1) S. 4 f.
- 58 S. auch ZOTZ, Thomas: Der gespaltene Stammbaum: Die Welfen im 12. Jahrhundert, in: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 66 (2007) S. 36–46, besonders S. 39, 46.
- 59 Bereits WATTENBACH – SCHMALE (wie Anm. 8) S. 303 f. unterstellen einen Zusammenhang von Entstehung des Werks und Übergang des Welfenbesitzes an die Staufer. – OEXLE, Otto Gerhard: Welfische Memoria. Zugleich ein Beitrag über adlige Hausüberlieferung und die Kriterien ihrer Erforschung, in: SCHNEIDMÜLLER, Bernd: Die Welfen und ihr Braunschweiger Hof im Hohen Mittelalter, 1995, S. 61–94, besonders S. 79.
- 60 S. dazu weiter oben. – Zu einem Nachrufgedicht auf Kaiser Friedrich Barbarossa, wohl von demselben Autor verfasst, s. KRUSE, Norbert: Ein Weingartener Gedicht zum Tode Friedrich Barbarossas, in: KRUSE, Norbert – PFAFF, Harald (Hg.): *Swer des vergezze der tet mir leide*. Festschrift für Siegfried Rother, Bergatreute 1989, S. 15–22.

Fredy Meyer

BEMALTER RAUM ALS HIMMLISCHER KOSMOS

Die spätgotischen Wandmalereien in der St. Wendelinskapelle auf dem Ramsberg zwischen Pfullendorf und Überlingen

Die St. Wendelinskapelle auf dem Ramsberg im Linzgau ist ein beliebter Wallfahrtsort.¹ Es ist dem starken Erdbeben von 1911 zu verdanken, dass die bis dahin von Putz und Tünche überdeckten Wandbilder bei den anschließenden Ausbesserungsarbeiten zum Vorschein kamen und erstmals durch den Konservator der kirchlichen Denkmäler in Baden, Joseph Sauer, bekannt gemacht worden sind.² Wie die Inschrift an der Chorbogenrückwand dokumentiert,³ erfolgte die Freilegung und Restauration der Fresken durch die Kunstwerkstätte Gebr. Mezger in Überlingen. Dabei wurde der noch erhaltene Bildbestand nicht nur konserviert, sondern »weitgehend lasierend überfasst und teilweise sogar deckend ergänzt«⁴, so dass der Zustand der Wandbilder nicht vollständig der ursprünglichen Ausmalung entspricht und damit der heutige Bildeindruck teilweise auf einer Rekonstruktion der Fresken durch die Gebrüder Mezger beruht.⁵ Wie viele andere mittelalterliche Wandmalereien fanden sie in der kunsthistorischen Forschung nur geringe Beachtung.⁶ Erst Bruno Kadauke⁷ und Jürgen Michler⁸ haben sie in ihre Anfang der 90er Jahre erschienene Dokumentationen gotischer Wandmalerei im südlichen Baden-Württemberg aufgenommen. Anlässlich der Restaurierung der St. Wendelinskapelle in den Jahren 1999/2000 wurde der Erhaltungszustand der Wandmalereien durch den Reichenauer Restaurator Robert Lung gründlich untersucht und dokumentiert.⁹ Es handelt sich um teilweise nur schwach erkennbare Bildszenen, Heiligenbilder und ikonographische Motive, mit denen der tonnenüberwölbte quadratische Chor ursprünglich vollständig ausgestaltet war.

Im vorliegenden Beitrag sollen die einzelnen Wandbilder der spätgotischen Ausmalung ikonographisch beschrieben und ikonologisch interpretiert werden.¹⁰ Dabei stellt sich die Frage, wie die Bilder vom damaligen Betrachter gelesen und verstanden wurden, welche Botschaften sie enthalten und welches theologische Programm der bildlichen Ausgestaltung des Kapellenchores zugrunde liegt.

IKONOGRAPHISCHE BESCHREIBUNG

Wie die gotische Inschrift im Scheitel des Triumphbogens besagt, wurde der Chor im Jahre 1467 ausgemalt. Über der Altarmensa ist in einem rechteckigen ockerfarbenen Rahmen die Krönung Mariens auf einer breiten Thronbank dargestellt. Gottvater und Christus setzen der zwischen ihnen thronenden Gottesmutter Maria gemeinsam die Krone auf. Maria ist in frontaler Haltung dargestellt. Sie ist mit einem weißen Gewand bekleidet, hat das Haupt demütig zu Christus geneigt und ihre Hände über der Brust gekreuzt. Zwei musizierende Seraphen flankieren die Szene, von denen der eine Harfe, der andere Laute spielt. Das schmale Rundbogenfenster darüber wird von einer aus einem Eierstab- und Rankenfries bestehenden Zierleiste umrahmt. In der breiten Laibung des Chorfensters sind links der hl. Sebastian, im Scheitel das Antlitz Christi und rechts die Konturen des hl. Christophorus mit dem Christuskind zu erkennen. Sebastian ist als junger, bartloser Mann mit gegürtetem Rock dargestellt. Er trägt ein Barett auf dem Haupt, drei Pfeile in der rechten und einen Palmzweig in der linken Hand. Die Gestalt des Christophorus ist nur noch aus der fragmentarischen Silhouette des bärtigen Kopfes und Oberkörpers sowie den Umrissen eines Baumstammes zu vermuten. Aus der Positionierung des Christuskindes mit der Weltkugel, darf aber wohl geschlossen werden, dass der populäre Christusträger und Nothelfer abgebildet ist.

Auf dem über dem Laibungsbogen ausgespannten Grabtuch ist der mit einem strahlenförmigen Kreuznimbus hinterlegte Kopf Jesu dargestellt. Es handelt sich nicht um das bekannte Schweißstuch der Veronika mit dem Antlitz des dornengekrönten, leidenden Christus, sondern um das *Hagion Mandylion* (*Acheiropoieton*), das von Gott geschaffene Bild des auferstandenen und verklärten Gottessohnes, der mit weit geöffneten Augen auf den Betrachter hinunterschaut.

Auf der linken Wandhälfte ist in grünen und ockerfarbenen Lokaltönen eine Szene aus dem Marienleben gezeichnet: der Tempelgang Mariä. Gewöhnlich schreitet Maria die Tempelstufen zum Altar hinauf. Hier jedoch ist sie in kniender Haltung dargestellt. Sie kniet mit einer brennenden Kerze in den Händen auf den Stufen einer von mächtigen Stützbögen getragenen Treppe vor dem Opferaltar, hinter dem sie vom Hohepriester empfangen wird. Seitlich von ihr stehen ihre Eltern Anna und Joachim. Nach dem Bericht des apokryphen Thomasevangeliums aus der 2. Hälfte des 2. Jahrhunderts und der *Legenda aurea* wurde Maria im Alter von drei Jahren von Joachim und Anna in den Tempel nach Jerusalem gebracht, um dort im Kreis anderer Jungfrauen Gott zu dienen und bis zu ihrer Eheschließung mit Josef ein tugendhaftes Leben zu führen.¹¹ Die Komposition des Bildes entspricht im Wesentlichen der traditionellen Ikonographie. Doch versetzt der Maler die Szene in seine Zeit. Der nach außen offene Tempel ist als kirchliches Gebäude gestaltet. Darauf deuten der spätgotische Giebelabschluss mit der Kreuzblume, der mit ebenfalls spätgotischem Maßwerk verzierte Altar, vor allem aber der eine Mitra tragende Priester und der mit drei Kreuzzeichen versehene Altartisch hin.

Im Gegensatz zum Tempelgang Mariens auf der linken Wandhälfte ist die Ausmalung der rechten Wandhälfte fast völlig verloren gegangen. Von der ursprünglich die gesamte Fläche ausfüllenden Malerei sind an den Nimben, Gesichts- und Schulterlinien nur die groben Umrisse einer aus zwei Erwachsenen und einem Kind bestehenden Personengruppe sowie spärliche Reste einer floralen Dekoration zu erkennen, aus denen sich möglicherweise eine Szene aus dem Leben der Heiligen Familie erschließen lässt. Das in halb liegender Haltung dargestellte Kind und die neben ihm stehende Gestalt sind eindeutig als Jesuskind mit der Gottesmutter Maria zu identifizieren. Darauf deuten der



Abb. 1: Innenansicht der St. Wendelinskapelle (Foto: Verfasser)



Abb. 2: Krönung Mariens durch Gottvater und Christus, flankiert von musizierenden Engeln (Foto: Verfasser)

Christus vorbehaltene Kreuznimbus, der Heiligenschein der Frau und die drei aus fünf Blättern bestehenden Rosenblüten als Mariensymbole hin. Die Identität der zweiten in gleicher Kopfhöhe neben Maria stehenden Figur bleibt unklar. Die digitale Bildverarbeitung kann durch Helligkeitskorrekturen und Kontrasterhöhung zwar eine Gesichtsfläche, Konturen eines Kopfes sowie einen Halsansatz visualisieren, nicht jedoch die Frage beantworten, welcher oder welche Heilige an den verbliebenen spärlichen Farbresten zu erkennen ist. Orientiert man sich an der Bildkomposition, an dem in Hüfthöhe Mariens leicht nach hinten geneigten Jesuskind, auf das der liebevolle Blick der Gottesmutter gerichtet ist, so könnte ursprünglich eine Szene aus dem Leben der hl. Familie, vielleicht die Geburt Christi, dargestellt worden sein, die der Maler wie beim Heiligenzyklus an der Chornordwand in eine mit floralen Elementen ausgestaltete Umgebung gebettet hat.

Im sternensäten Himmel über dem Chorfenster schweben majestätisch die kosmischen Symbole Sonne und Mond. Sie erscheinen als anthropomorphe Himmelskörper mit eingezeichneten Gesichtern: Die flammende Strahlenscheibe der Sonne mit strengen männlichen Gesichtszügen, der ebenfalls strahlende Mond mit dem Gesicht einer Frau.

Die Fresken an der nördlichen Chorwand sind am besten erhalten. Sie zeigen einen in grünen, rotbraunen und ockerfarbenen Tönen gestalteten Fries von Heiligenfiguren, in deren Mitte ein brennendes Burggebäude zu sehen ist, aus dessen Mauern und Zinnen hohe Flammen zum Himmel schlagen. Die Abbildung des dramatischen Geschehens bezieht sich höchstwahrscheinlich auf ein Ereignis aus der Burggeschichte, denn es gibt mehrere Hinweise darauf, dass die Burg um die Wende zum 15. Jahrhundert von einer Brandkatastrophe heimgesucht worden ist. Sankt Wendelin und Florian sind unschwer zu erkennen. Der schottische Königssohn Wendelin ist als Patron der Hirten und Bauern auf einer Wiese mit Hirtenstab und weidenden Schafen dargestellt, der frühchristliche

Märtyrer und Schutzpatron gegen das Feuer Sankt Florian als Ritter mit Harnisch und Helm, der die aus der Burg lodernnden Flammen mit einem Wasserkübel löscht. Bei den beiden weiblichen Heiligenfiguren handelt sich um die frühchristlichen Märtyrerinnen Agnes und Agatha, wie man an ihren charakteristischen Attributen erkennen kann. Die hl. Agnes zwischen Wendelin und Florian ist mit Buch und Lamm abgebildet. Die hl. Agatha erscheint in langem gegürtetem Kleid mit brennender Kerze in der Hand.

Auch die Südwand war mit einem Heiligenzyklus bemalt. Von den Zeichnungen der ursprünglich vier Heiligen sind jedoch nur noch drei Nimben, die verblassten Konturen der Köpfe und zwei attributive Merkmale erhalten geblieben. Alles Übrige ging durch Putzschäden und den späteren Durchbruch des Fensters verloren. Die Krone und männliche Physiognomie der ersten Heiligenfigur lassen vielleicht auf die Darstellung des englischen Königsheiligen Oswald schließen, der in Pfullendorf als Altar¹²- und Stadtpatron verehrt wird.¹³ Neben dem zweiten Nimbus ist nur ein Kreuz mit einem Querbalken zu sehen, das zu einem Kreuzstab gehört.¹⁴ Leider ist das nur fragmentarisch erhaltene Attribut zu allgemein, so dass sich daraus nicht die Identität der Heiligenfigur ableiten lässt.¹⁵ Sicherlich handelt es sich nicht um Antonius den Großen, den Kirchenpatron von Großschönach, der unter anderem mit dem Tau- oder Antoniuskreuz dargestellt wird. Das Fragment eines stabähnlichen Gegenstandes unterhalb des rechten Nimbus könnte man vielleicht als Rest eines Jakobusbildes interpretieren. Diese Annahme liegt wegen des Pfullendorfer Jakobuspatroziniums nahe. Bei der Darstellung des Heiligen, die durch den Einbruch des Fensters völlig zerstört worden ist, könne es sich um den hl. Nikolaus gehandelt haben, der auch in der Vogtei Ramsberg hohe Verehrung genoss. Das belegt die vermutlich spätgotische St. Nikolaus-Kapelle an der Staig, die unweit des Ramsberges bei Heiligenholz erbaut worden war.

Auf dem hellen, sternbedeckten Untergrund des Tonnengewölbes sind in grünen, rotbraunen und ockerfarbenen Tönen die vier Evangelisten als Symbole dargestellt und mit Schriftbändern versehen: Matthäus als Mensch oder Engel, Markus als Löwe, Lukas als Stier und Johannes als Adler. Im Unterschied zur übrigen Ausmalung der Kapelle weisen diese Bilder einen kräftigeren Farbton und besseren Erhaltungszustand auf, der größtenteils auf die Übermalung von 1913/14 zurückzuführen ist.

Unterhalb der Fresken sind die Wände über einem hellen Sockelstreifen mit einer ein Meter hohen Vorhangsmalerei, einem schmalen Rautenmuster und einem Rankenfries dekoriert, von dem auf der Südwand jedoch nur noch sehr geringe Reste erhalten sind.

Die Kanten des Chorbogens sind mit rotbraunen und ockerfarbenen Marmorimitationen bemalt und auf der Außenseite mit einem umlaufenden Rankenband dekoriert. Die Bogenlaibung ist mit einem einfachen Kugelfries geschmückt. Im Scheitel der Chorbogenrückwand steht in gotischer Schrift das vermutliche Weihedatum 1467.

IKONOLOGISCHE INTERPRETATION

Man erkennt sofort, dass mit der Darstellung der Marienkrönung über der Altarmensa die Verehrung der Gottesmutter Maria im Mittelpunkt steht. Der Altar ist das sakrale Zentrum des Gotteshauses, auf dem das Sakrament der hl. Eucharistie gefeiert wird. Gleichzeitig wird der Blick auf die Verherrlichung Mariens durch ihre Inthronisation als Himmelskönigin gelenkt. Die Vorstellung, dass Maria im Himmel gekrönt wird, ist im Glauben an die körperliche Himmelsaufnahme begründet. Ihre Darstellung und Entfaltung in der Ikonographie geht auf Homilien der Kirchenväter,¹⁶ apokryphe Transitus-Texte, d. h. Legenden, die über den Heimgang (Transitus) Mariens berichten¹⁷, sowie die allegorische Exegese der Braut- und Krönungssymbolik des Hohen Liedes und einiger Psalmen zurück, durch die Maria und Christus, Mutter und Sohn, als königlich-mystisches Brautpaar gedeutet werden.¹⁸ Besondere Bedeutung kommt dabei dem Kirchenvater Hieronymus (um 347 bis 419/20) zu. Er hat die Hohelied-Homilie des Origines¹⁹ (185–254) ins Lateinische übersetzt und mit der Formulierung *Veni ... sponsa mea, ... veni coronabis* die bildliche Darstellung von der Marienkrönung bis ins 16. Jahrhundert maßgeblich bestimmt.²⁰

Ein Grundmotiv der Marienverehrung ist während des ganzen Mittelalters in der Mittlerschaft der Gottesmutter zu sehen, deren Einsetzung als Gnadenvermittlerin (*mediatrix*) sich im Marienkrönungsbild auf Ramsberg unübersehbar widerspiegelt. Unter dem Einfluss der scholastischen Mariologie des Hoch- und Spätmittelalters, insbesondere der spätmittelalterlichen Marienmystik wird die Rolle der Mittlerschaft durch den Gedanken der Mitwirkung Mariens an der Erlösungstat Christi vertieft, da sie ihren Sohn bis zu seinem Tod am Kreuz begleitet und mit ihm gelitten hat.²¹ Kein Geringerer als der in Konstanz oder Überlingen geborene bedeutende Mystiker Heinrich Seuse (1265/67 bis 1366) hat das Thema der *compassio Mariae* in seinem Büchlein *der ewigen Weisheit* thematisiert, das im 14./15. Jahrhundert zu den populärsten Andachtsbüchern gehört.²² Wie lebendig die Vorstellung vom Mitleiden und der Miterlöserschaft Marias im späten Mittelalter am Bodensee war, belegt auch eine um 1500 entstandene Handschrift der Leopold-Sophien-Bibliothek Überlingen,²³ die außer Seuses Büchlein *der ewigen Weisheit* eine Abschrift des »St- Katharinentaler Schwesternbuchs« mit theologischen Spekulationen über die heilgeschichtliche Bedeutung der *compassio Mariae*²⁴ enthält. Und unter dieser Vorstellung muss auch das Marienkrönungsbild an zentraler Stelle über der Altarmensa der Wendelinskapelle auf dem Ramsberg betrachtet werden. Maria wird darauf nicht nur als Königin des Himmels verherrlicht, sie ist zugleich auch als Miterlöserin der Menschheit (*salvatrix, corredeptrix*) dargestellt, an deren Stellung in der Heilsgeschichte bei der Feier des Messopfers erinnert wird.²⁵

In der abendländischen Kunst wird das Thema seit dem 12. Jahrhundert behandelt. Erste bekannte Darstellung ist das im Auftrag Papst Innozenz II. entstandene mo-

numentale Apsismosaik von Santa Maria in Trastevere von ca. 1143, auf dem nicht mehr Christus allein als Weltenherrscher erscheint, sondern der Gottessohn und die gekrönte Gottesmutter als *sponsus* und *sponsa* auf dem Thron der Herrlichkeit abgebildet sind.²⁶ Die französische Ikonographie hat dieses Motiv erstmals in den Tympana der frühgotischen Kathedralen von Senlis (um 1185), Chartres (1225) und Paris (1220) dargestellt. Als deutsche Beispiele sind die Marienkrönungen am Straßburger und Freiburger Münster (um 1220 bzw. 1360) sowie die Rosette im Märtyrerenster des Breisacher Münsters (um 1280) zu nennen.²⁷ Gegen Ende des 14. Jahrhunderts tritt die Bildform der trinitarischen Marienkrönung auf, in der die Krönung der Gottesmutter durch Christus, Gottvater und den hl. Geist vollzogen wird.²⁸ Zu ihrer Verherrlichung sind dabei Thronarchitektur und Krönungsakt oft von musizierenden oder schwebenden Engeln und Heiligen umgeben.²⁹ Zu den ältesten Beispielen der Marienkrönung in der gotischen Malerei und Plastik des Bodenseeraumes zählen die Halbfiguren Christi und Mariens in den Tondi der Konstanzer Dominikanerkirche (um 1300)³⁰, die Marienkrönungsszene auf dem Markusschrein in Reichenau-Mittelzell (1303–1305)³¹, die um 1320 entstandenen Glasmalereien der Dominikanerkirche³² und ein Wandbild im ehemaligen Chorherrenhaus beim Großmünster Zürich (um 1330)³³. Die eindrucksvolle monumentale Wandmalerei der Marienkrönung in der St. Margaretenkapelle des Konstanzer Münsters von 1445 markiert nach Jürgen Michler den Beginn des neuen realistischen Stils der Spätgotik am Bodensee.³⁴ Als weitere spätgotische Darstellungen sind das Wandbild in der Mühlheimer Galluskapelle (2. Hälfte 15. Jh.)³⁵ sowie die Krönungsszene am Anna-Selbdritt-Altar aus der unterirdischen St. Barbara-Kapelle im Kreuzgang des Konstanzer Münsters³⁶ zu nennen. Auf dem Ramsberg ist nur die Inthronisation der Gottesmutter durch Christus und Gottvater, nicht die durch den meist als Taube symbolisierten hl. Geist zu erkennen.³⁷ Nach Ingrid Flor gehört das Bild aber dennoch dem ikonographischen Typ der trinitarischen Marienkrönung an.³⁸

Auch auf der Darstellung des Tempelgangs Mariens wird die Rolle der Gottesmutter als *corredemptrix* thematisiert. Im Hinblick auf die heilsgeschichtliche Bedeutung der Begebenheit wird das Ereignis auch *Mariae Opfergang* bzw. *Opferung* genannt. So wie sich Jesus zur Erlösung der Menschen opferte, wurde nach dem Wortlaut des *Speculum humanae salvationis* von 1310/24 (Heilsspiegel) auch Maria als dreijähriges Mädchen »in den Tempel geopfert«³⁹ Besonders sinnfällig kommt dies auf einer Wandmalerei in der Konstanzer Mauritiusrotunde zum Ausdruck, auf der der Tempelgang Mariens und die Gregorsmesse durch eine Maßwerkumrahmung in einem Bildfeld zusammen gefasst sind. Das Wandbild zeigt, wie die Jungfrau die Stufen des Tempels zum Altar hinaufschreitet, an dem sie von Christus erwartet wird, während der Heiland gleichzeitig im oberen Giebelfeld Papst Gregor dem Großen in der Heiligen Messe leibhaftig als Schmerzensmann erscheint. Der links neben der Treppe stehende Hohepriester heißt sie dabei auf ihrem Opfergang willkommen. Im Unterschied zur St. Wendelinskapelle ist die Funktion Marias als Miterlöserin in der Mauritiusrotunde klarer zu erkennen. Auf dem Ramsberg



Abb. 3: Tempelgang Mariens in der St. Wendelinskapelle
(Foto: Verfasser)

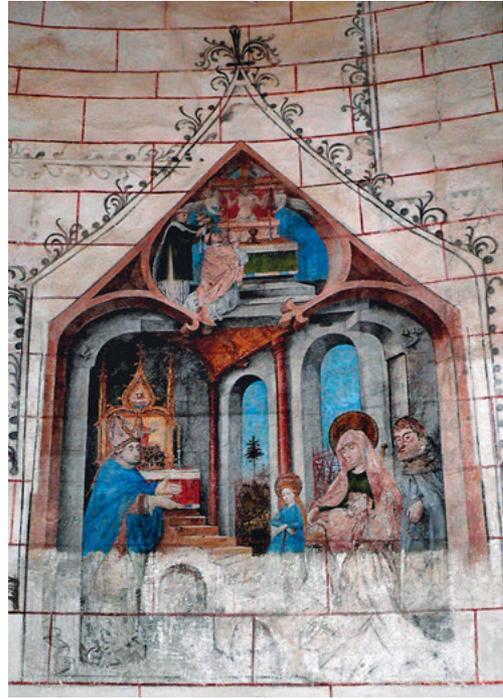


Abb. 4: Tempelgang Mariens und Gregorsmesse in der
Mauritiusrotunde, Konstanzer Münster (Foto: Verfasser)

ist es der Hohepriester, in Konstanz Christus, d. h. Gott selbst, der sie hinter dem Altar empfängt.

Die sogenannte Gregorsmesse geht auf eine spätmittelalterliche Legende zurück, nach der Christus Papst Gregor dem Großen in der Messe in körperlicher Gestalt mit den Marterwerkzeugen erschienen sei.⁴⁰ Auf beiden Bildern ist Maria als Tempeljungfrau mit langem weitem Kleid und gelöstem Haar, in der St. Wendelinskapelle kniend mit einer brennenden Kerze dargestellt. Seltener trägt sie ein mit dem eucharistischen Symbol der Ähre für den Leib Christi verziertes Kleid, das die Gottesmutter als *heiligen Ackerr ... des wahren Himmelsbrotes*⁴¹, als lebendigen Tabernakel des Allerhöchsten, charakterisiert.

Die detaillierte und phantasievolle Ausgestaltung des Marienlebens in der Legendenliteratur und starke Marienfrömmigkeit des späten Mittelalters haben die Künstler in Spätgotik und Renaissance zu zahlreichen bildlichen Darstellungen von Szenen aus dem Leben Marias inspiriert. Zu den bedeutendsten Beispielen der deutschen gotischen Tafelmalerei gehört der sogenannte Pfullendorfer Altar,⁴² ein um 1500 möglicherweise für die Jakobskirche in Pfullendorf unweit des Ramsberges gemalter Flügelaltar, von dem heute nur noch einige getrennte und über mehrere Museen verstreute Tafeln übriggeblieben sind.⁴³ Als Wandbilder mit der Darstellung des Tempelgangs Mariens sind aus dem Bodenseeraum lediglich die beiden Beispiele aus der Ramsberger Wendelinskapelle und der Mauritiusrotunde in Konstanz bekannt.

Das Bild in der Konstanzer Mauritiusrotunde ist inschriftlich 1452, nur wenige Jahre vor dem Ramsberger Fresko, entstanden und weist eine leichte Ähnlichkeit mit dem Bild der St. Wendelinskapelle auf.⁴⁴ Die innerhalb des Freskos unter dem linken und rechten Maßwerkbogen abgebildete Greifenklaue weist nach Bernd Konrad möglicherweise Heinrich Griffenberg als Maler des Wandbildes aus.⁴⁵ Er hatte zwischen 1425 und 1463 in Konstanz als Maurer und Steinmetz gewirkt. Sein Sohn Ulrich Griffenberg war nachweislich seit 1479 als Maler und Bildhauer in der Bischofsstadt tätig.⁴⁶ Vielleicht hat der Ramsberger Maler das Marienbild in der Mauritiusrotunde gekannt und sich an ihm orientiert. Darauf deuten die Bildkomposition und einige ikonographische Details hin wie die Aufstellung des Altars am Ende der letzten Treppenstufe in der linken Bildhälfte, die Positionierung Annas und Joachims am rechten Bildrand, ferner der arkadenförmige Treppenaufgang, der das Wandbild nach oben abschließende Maßwerkgiebel, das Raute Dekor der Arkaden bzw. Rundbogenfenster und die Bischofsmütze des Hohenpriesters. Die Wandmalereien auf dem Ramsberg besitzen nicht die künstlerische Qualität des Konstanzer Freskos. Sie »vermitteln den Eindruck einer kolorierten Zeichnung ...« (Robert Lung) und weisen in der Beherrschung der perspektivischen Darstellung erhebliche Schwächen auf. Der Konstanzer Maler versetzt den Tempelgang Mariens in einen mit Tonnengewölbe und Arkaden ausgestatteten Raum, der sogar den Blick in die Landschaft freigibt.⁴⁷

Über den Inhalt des Wandbildes auf der rechten Seite des Ramsberger Chorfensenters lässt sich nur spekulieren. Die wenigen noch erhaltenen figuralen Umrisse und ikonographischen Merkmale lassen jedoch erkennen, dass auch auf diesem Bild in einer Szene aus dem Marienleben Maria in der Rolle der Mittlerin und Miterlöserin dargestellt war.⁴⁸

Mit den beiden Himmelskörpern Sonne und Mond hat der Maler zwei kosmische Zeichen von einer tiefen Symbolik zur Bekrönung der Wandbilder gewählt. Die zwei Gestirne werden schon in der Antike personifiziert, die Sonne mit männlichen, der Mond mit weiblichen Gesichtszügen dargestellt. Ihre große Bedeutung in der christlichen Ikonographie geht vor allem auf biblische Textstellen, auf die Schaffung der beiden Himmelslichter in der Schöpfungsgeschichte, die Verdunkelung der Sonne beim Kreuzestod Christi und die Verfinsterung der Gestirne am Jüngsten Tag, in der Offenbarung des Johannes, zurück.⁴⁹ Bei der Kreuzigung sollen sie die Trauer der gesamten Schöpfung über den Tod des Erlösers zum Ausdruck bringen. Aus diesem Grunde wird auf vielen Kreuzigungsbildern das Antlitz Christi auf der rechten Seite mit dem Bild der Sonne und auf der linken mit dem des Mondes umrahmt.⁵⁰ In der Apokalypse des Johannes und vor allem in der Vision der apokalyptischen Frau haben sie eine starke eschatologische Bedeutung: Hier kündigen Sonne, Mond und Sterne als kosmologische Symbole das Jüngste Gericht und die Wiederkehr Christi als Weltenrichter an.

Sonne, Mond und Sterne gehören in der mittelalterlichen Kunst neben dem Kreuz, Fisch, Alpha und Omega zu den Christussymbolen, wie Bernd Schweinekörper an vielen



Abb. 5: Die beiden Himmelskörper Sonne und Mond als Symbole für Christus und Maria in der St. Wendelinskapelle (Foto: Verfasser)

süddeutschen Beispielen dargestellt hat.⁵¹ Sie wurden aber auch auf weltlichen Gegenständen, z. B. dem Sternenmantel Kaiser Heinrichs II., auf Münzen, Siegeln und Wappen abgebildet, um so auf den Schutz des Himmels für den Dargestellten hinzuweisen.⁵² In ähnlicher Funktion findet man sie auch am oberen äußeren Tor in Pfullendorf. Hier weisen Sonne und Mondsichel neben der Kreuzigungsgruppe über dem Stadtwappen auf den besonderen Schutz des Allmächtigen für die alte Reichsstadt hin. Sie dienen aber wohl auch als Unheil abwehrende (apotropäische) Zeichen, um die Stadt vor Unglück, Not und Schaden zu schützen.

Schon in den Schriften der Kirchenväter wird die Sonne auf Christus, der Mond auf die Kirche, aber auch auf Maria bezogen.⁵³ Durch die mariologische Auslegung des Offenbarungstextes und Hohen Liedes⁵⁴ tritt seit dem 12. Jahrhundert die ecclesio-logische Deutung des Mondes in den Hintergrund und wird stattdessen der Blick auf Maria gelenkt. Maria ist die Braut des Hohenliedes, deren überirdische Schönheit das Gedicht mit den kosmischen Symbolen Sonne und Mond vergleicht: »Wer ist sie, die da erscheint wie das Morgenrot, wie der Mond so schön, strahlend und rein wie die Sonne, prächtig wie Himmelsbilder?«⁵⁵ Das von Sonne, Mond und Sternen bekleidete apokalyptische Weib in der Vision des Johannes wird ebenfalls mit Maria identifiziert: »Dann erschien ein großes Zeichen am Himmel: eine Frau, mit der Sonne bekleidet; der Mond war unter ihren Füßen und ein Kranz von zwölf Sternen auf ihrem Haupt.«⁵⁶ Aus



Abb. 6: Das verklärte Antlitz des auferstandenen Christus im Zentrum der Chorwand wird auch als Abgarbild oder Christusbild von Edessa bezeichnet. (Foto: Verfasser)

den Attributen der apokalyptischen Frau hat sich im Spätmittelalter besonders in der Plastik der selbständige Bildtypus der Madonna auf der Mondsichel entwickelt.⁵⁷ Mondsichel und Mondgesicht werden auf sehr unterschiedliche Art und Weise dargestellt. Das Gesicht kann weibliche und männliche Züge tragen, es kann frontal, als Profil, Halbprofil oder mit einem Kopftuch bedeckt dargestellt sein.⁵⁸ Die Mondsichel ist meist nach unten, seltener nach oben gerichtet.⁵⁹ In einer illustrierten Handschrift des *Speculum humanae salvationis* trägt der Mond ein männliches Gesicht, dessen Bedeutung immer noch unklar ist. Es wird als »besiegter Dämon, aber auch als Symbol des Alten Bundes, der Synagoge, als allgemeines Attribut Mariens (oder) als Sinnbild Christi« interpretiert.⁶⁰ Ein 1492 gedrucktes Exemplar mit Holzschnitten ist auch in der Leopold-Sophien-Bibliothek in Überlingen überliefert.⁶¹ Auch dort stellte man den Mond mit männlichem Antlitz dar.

Auf dem Ramsberg ist der Mond mit einem runden schönen Frauengesicht versehen, das die weit geöffneten Augen auf die Sonne gerichtet hat. Ganz ähnlich sind Christus und Maria auch in der Zeilenkapelle bei Emmingen ab Egg zu sehen. Hier sind allerdings je zwei Sonnengesichter auf gestirntem rotgoldenen Grund dargestellt.⁶² Die Symbolik der beiden Himmelskörper deutet auf ihre Personifizierung als Christus und Maria hin. Ihre majestätische Darstellung auf dem sternensüßeren Firmament muss im Kontext mit der Marienkrönung und den anderen Szenen aus dem Marienleben gesehen

werden. Sie bedeutet die Verherrlichung der Gottesmutter Maria als Himmelskönigin und Miterlöserin in der himmlischen Welt.

Das im Scheitel des Rundbogenfensters dargestellte *Mandyllion* mit dem Bildnis des auferstandenen Christus befindet sich im Zentrum der Chorwand. Deshalb kommt ihm im Rahmen der Wandmalereien ganz besondere Bedeutung zu. Es wird auch als Abgarbild oder Christusbild von Edessa bezeichnet.⁶³ Nach der Überlieferung soll König Abgar von Edessa in schwerer Krankheit Christus durch einen Boten um Hilfe gebeten haben und durch einen nicht von Menschenhand gemalten, sondern von Christus selbst gesandten Abdruck seines Gesichts auf einem Schweißstuch geheilt worden sein.⁶⁴ Der griechische Ausdruck *Mandyllion* stammt aus dem Persischen und bedeutet soviel wie Tuch, Manteltuch oder wollenes Oberkleid.⁶⁵ Nach einer späteren Legende soll die Tuchreliquie die Stadt Edessa vor der Einnahme durch die Perser geschützt haben.⁶⁶ Im Jahre 944 wurde das Bild von Edessa nach Konstantinopel überführt und zusammen mit dem hl. Keramion, einem angeblichen Abdruck des Tuchbildes auf einem Ziegel, in der Pharos-Kapelle aufbewahrt, in der sich der bedeutendste Reliquienschatz des byzantinischen Reiches befand.⁶⁷ Im Jahre 1204 wurden sie bei der Eroberung Konstantinopels durch die Kreuzfahrer erbeutet und ins Abendland gebracht, wo es bis heute von der Sainte-Chapelle in Paris beansprucht wird.⁶⁸ Etwa zur selben Zeit wurde von der römischen Kirche, insbesondere Papst Innozenz III., die Verehrung einer als Schweißstuch der Veronika angesehene Tuchreliquie propagiert.⁶⁹ Er veranstaltete eine jährliche Prozession mit der »Veronika« und verfasste ein Ablassgebet zur *Vera Ikon*, das allen Gläubigen, die zu dem wahren Antlitz Christi beteten, einen zehntägigen Ablass versprach.⁷⁰ Eine wichtige Rolle für die Rezeption dieses »neuen« Christusbildes spielte dabei die Vorstellung vom heilbringenden Vorerleben der beseligenden endzeitlichen Gottesschau, die in dem Ablassgebet des Papstes zum Ausdruck kommt.⁷¹ Das Schweißstuch zeige zwar das Angesicht Gottes »jetzt auf Erden (nur) im Spiegel und im dunklen Gleichnis«⁷², doch bestärke sein Anblick alle, die zu ihm beteten, in der Hoffnung, nach dem Tode die vollkommene, unverhüllte Gottesschau, die *visio beatifica*, zu erlangen.⁷³ Der Anblick Gottes auf dem Schweißstuch ermöglichte aber nicht nur die noch irdisch bedingte Schau der ewigen Seligkeit. Da der Gläubige schon »durch den Glanz (S)eines Antlitzes ...gezeichnet« war, hatte es auch apotropäische, d. h. Unheil abwehrende Funktion.

Im Laufe der Zeit wurden nach dem römischen Urbild zahlreiche Kopien angefertigt, auf denen fast ausschließlich das verklärte Antlitz des Erlösers und nur selten das Bild des leidenden Christus mit der Dornenkrone dargestellt wurde.⁷⁴ Später entstanden unzählige Bilder, auf denen die hl. Veronika das ausgebreitete Tuch mit der *Vera Ikon* in Händen hält.⁷⁵ Am Bodensee sind außer dem Bild in der St. Wendelinskapelle noch drei weitere spätgotische Beispiele überliefert, nämlich in der Pfarrkirche St. Georg in Bermatingen (2. Hälfte 14. Jh.)⁷⁶, der St. Leonhardskapelle in Landschlacht (1. Hälfte 15. Jh.)⁷⁷ und der Galluskapelle in Mühlheim an der Donau.⁷⁸



Abb. 7: Der frühchristliche Märtyrer Sebastian wurde ursprünglich als Patron der Ritter, Krieger und Schützenbruderschaften verehrt. (Foto: Verfasser)

In der St. Wendelinskapelle ist das Sudarium mit der *Vera Ikon* über dem Altar und der Marienkrönung im Zentrum der Chorwand, ausgespannt. Damit ist Christus in den Mittelpunkt der gesamten Ausmalung getreten. Diese Stelle hat einen starken eucharistischen Bezug, da während der Wandlung bei der Elevation der Blick der Gläubigen nicht nur auf die konsekrierte Hostie, sondern auch auf das verklärte Antlitz des Auferstandenen fällt. Gerhard Wolf hat in seiner umfassenden Studie über die Geschichte des Acheiropoieton die zunehmende Bedeutung des Bildkultes bei der Eucharistiefeyer herausgestellt⁷⁹ und deshalb die *vera ikon* auch als »eucharistisches Bild« bezeichnet.⁸⁰ Während das Brot in der Eucharistie den wahren Leib Christi verkörpert, wird das materielle Bild des Erlösers auf dem Mandylion (gleichzeitig) als wahres Abbild des göttlichen Antlitzes angesehen⁸¹. Damit ergänzten sich in einer mystischen Schau wahrer Leib und wahres Bild.

Die beiden unterhalb des Mandylions und damit ebenfalls an prominentem Ort, im Blickfeld der Gläubigen, dargestellten Heiligen gehören zu den populärsten Schutzpatronen des Spätmittelalters.

Sebastian ist nicht – wie vor allem in der Renaissance und der Barockzeit – als gering bekleideter, von Pfeilen durchbohrter Märtyrer abgebildet, sondern in »realistisch-vergegenwärtigender« Weise als vornehm gekleideter junger Mann in der Tracht jener Zeit wiedergeben. Auf Grund seines charakteristischen Attributs, der Pfeile, mit de-

nen er von heidnischen Kriegsknechten erschossen wurde, galt er als Schutzheiliger der Ritter, Krieger, Jäger, Schützen und Waffenhandwerker. Deshalb wurde er mit Vorliebe zum Schirmherrn der Schützen- oder Sebastiansbruderschaften gewählt. Zu den ältesten gehören die 1300 erwähnten Bruderschaften von Brüssel, Randerath und Nettesheim.⁸² Zahlreiche Schützen- bzw. Sebastiansbruderschaften sind auch im Linzgau, in den Reichsstädten Pfullendorf und Überlingen sowie in zahlreichen Dörfern, darunter 1504 in Großschönach⁸³, belegt, auf deren starken Kulteinfluss sicherlich auch die Verehrung des hl. Sebastian auf dem Ramsberg zurückzuführen ist.

Die Sebastiansbruderschaft in Pfullendorf wurde 1471 gegründet und im selben Jahr mit Ablässen ausgestattet.⁸⁴ Ihre Mitglieder bestanden aus sieben Handwerkern, von denen vier Bogen- oder Armbrustschützen waren.⁸⁵ Eine wichtige Rolle für den Sebastianskult auf dem Ramsberg hat möglicherweise auch die Reichsstadt Überlingen gespielt, die als Inhaberin der Vogtei Ramsberg an der Planung und Gestaltung des Bildprogramms in der Burgkapelle mitbeteiligt war.⁸⁶ Der auf Grund der herrschaftlichen Verflechtung auf den Heiligenkult in der Burgkapelle ausstrahlende Einfluss der Reichsstadt und Schützengesellschaft geht aus den Teilnehmern am großen Überlinger Schützenfest vom 26. August 1607 hervor, zu dem unter anderem die Untertanen und Schützen der reichsstädtischen Vogteien Hohenbodman und Ramsberg eingeladen waren.⁸⁷

Aufgrund der verheerenden Pestepidemien erfuhr der Kult des schon im frühen Mittelalter als Schutzpatron gegen die Pest verehrte Heilige im 14. und 15. Jahrhundert einen starken Aufschwung, der sich auch am Bodensee in zahlreichen Sebastianspatronaten widerspiegelt. Er hat den älteren Kult der Sebastiansbrüder überlagert. Nach allgemeiner Vorstellung wurden plötzlich auftretende Krankheiten durch geheimnisvolle Pfeile von Pestengeln und Pestdämonen ausgelöst. Darauf deuten möglicherweise die drei Pfeile auf dem Sebastiansbild hin.

In derselben Größe war einst auch das nur noch spärlich erkennbare Bild des hl. Christophorus gemalt. Nach der um 1270 verfassten *Legenda Aurea*, die die ikonographische Rezeption stark geprägt hat, soll der als Christusträger bekannte Märtyrer ein Riese von 12 Ellen Größe, d. h. ca. 10 bis 12 Metern, gewesen sein.⁸⁸ Aus diesem Grunde wird er überall als hünenhafte Gestalt dargestellt. Das älteste bekannte monumentale Christophorusbild befindet sich an der Außenwand der Burgkapelle von Hocheppan im Etschtal (Mitte des 12. oder 13. Jahrhunderts).⁸⁹ Es stellt den Heiligen in frontaler Haltung dar, die für die frühen Darstellungen charakteristisch ist.⁹⁰ Zu den ältesten Beispielen am Bodensee gehören die Christophorusbilder in Lindau (um 1300)⁹¹, Elmenau (14. Jh.),⁹² Stein am Rhein (um 1300)⁹³, Siblingen (um 1300)⁹⁴, St. Arbogast in Oberwinterthur (1320/40)⁹⁵, Reichenau-Mittelzell (Ende des 13. Jh.)⁹⁶, Brütten (1320/30)⁹⁷, Bergheim (Mitte 14. Jh.)⁹⁸, Aufkirch (14. Jh.)⁹⁹ und Pfullendorf (1. Drittel 14. Jh.).¹⁰⁰ Bedeutendstes Werk dieses ikonographischen Typus ist nach Jürgen Michler das um 1300 anzusetzende große Christophorus-Wandbild im Vorchor des Reichenauer Münsters. Es

zeigt den Heiligen »als legendären Riesen von monumentaler Gestalt in streng frontaler Repräsentationshaltung«, der, auf einen belaubten Stab gestützt, mit dem Christuskind auf der linken Schulter einen Fluss durchschreitet.¹⁰¹ In der spätgotischen Malerei wird die Szene in eine mehr oder weniger detailliert ausgemalte Landschaft versetzt, in der der Christusträger den Fluss von einem Felsenufer zum anderen durchquert. Dieser narrativen Darstellungsform¹⁰² entsprechen z. B. die beiden überlebensgroßen Christophorusbilder im südlichen und nördlichen Seitenschiff des Konstanzer Münsters¹⁰³ sowie die Wandbilder in Wil¹⁰⁴, Berneck¹⁰⁵ und Bregenz¹⁰⁶.

Die Abbildung des hl. Christophorus in der St. Wendelinskapelle ist in dem Wunsch der Gläubigen nach einem »guten Tod« begründet, denn der Anblick des Heiligen schützte den ganzen Tag vor dem jähen, unvorbereiteten schlimmen Tod ohne Kommunion und Sündenvergebung.¹⁰⁷ Schon die frühesten Darstellungen waren mit Beitexten versehen, die die Wirkung des Bildes erläuterten. Einer der häufigsten Texte lautet: »Wer immer die Gestalt des heiligen Christophorus anschaut, wird am selben Tag fürwahr von keinem Leiden befallen¹⁰⁸. Ein um 1450 entstandenen Einblattholzschnitt enthält die Inschrift »Heiliger Christophorus, dir sind so große Wirkkräfte eigen; wer dich des Morgens ansieht, lacht zu nächtllicher Zeit¹⁰⁹. Auch Kaiser Friedrich III. (1440–1493) glaubte an die unheilsabwehrende Kraft des Heiligenbildes. Dies geht aus drei Christophorus-Versen in seinem Notizbuch hervor: »An welchem Tag auch immer du die Gestalt des Christophorus ansiehst, wirst du nicht zuschanden werden und nicht an einem schlimmen Tod zugrunde gehen. An einem solchen Tag wirst du von keinem Leid beschwert.«¹¹⁰ Hier wird gleichzeitig das Hauptmotiv der Verehrung, die Angst vor dem »schlimmen Tod«, der *mala mors*, genannt.

Der Glaube an die apotropäische Wirkung des Christophorusbildes wird aus dem im 12. Jahrhundert intensivierten Eucharistiekult und der aufkommenden Schaudevotion vor der geweihten Hostie verständlich, die vor einem jähen »unseligen« Tod bewahren soll.¹¹¹ Da Christus in der elevierten frontal sichtbaren Hostie gegenwärtig ist, wurde die Funktion der gewandelten Hostie auf die frühen frontalen Darstellungen des hl. Christophorus mit Christus auf den Schultern übertragen.¹¹²

Damit die Bilder und Skulpturen ihre heilsvermittelnde Wirkung entfalten konnten, wurden gut sichtbare Standorte innerhalb und außerhalb der Gotteshäuser gewählt. Am häufigsten wurden sie auf »der dem Eingangsportal gegenüberliegenden Wand« dargestellt, auf die im Moment des Eintretens sofort der Blick der Gläubigen fiel;¹¹³ in Konstanz auf der Westwand des Nord- und Südschiffes, damit jeder Gläubige beim Verlassen der Kirche die Möglichkeit hatte, durch das Anschauen des eindrucksvoll in Szene gesetzten Heiligen noch an demselben Tag vor Unheil und Gefahr, vor allem aber der *mala mors* bewahrt zu werden. In Pfullendorf wurden im Dachraum über den Gewölben des 1481 angefügten polygonalen Chorabschlusses die Fragmente eines über 6 Meter hohen Christophorusbildes aus dem 13./14. Jahrhundert entdeckt. Es befand sich dicht unter dem Dach des ursprünglichen geraden Chorabschlusses und war somit für alle Stadt-



Abb. 8 und 9: Die hll. Wendelin und Agnes auf dem Heiligenzyklus der St. Wendelinskapelle Ramsberg (Foto: Verfasser)

bewohner schon von weitem deutlich zu erkennen.¹¹⁴ Das Christophorusbild auf dem Ramsberg befindet sich zwar nicht an der Fassade der Kapelle, sondern innerhalb des Gotteshauses, erfüllt aber genau dieselbe Funktion. Der Platz in der Laibung des Chorfensters ist so gewählt, dass nicht nur beim Betreten der Kapelle, sondern auch während der Messfeier der Blick der Menschen auf das Fresko des Heiligen fiel.

Die Darstellung der hll. Wendelin, Agnes, Florian und Agatha an der Kapellenordwand muss im Kontext der spätmittelalterlichen Frömmigkeit gesehen werden. Sie zeigt die Tendenz zur Kumulation von Heiligen und Ausbildung von Sonderpatronaten, um die Fürsprache möglichst vieler Heiliger zu erlangen und für jede Not und jedes Gebrechen einen bestimmten Schutzpatron anrufen zu können.¹¹⁵ Die Verehrung des hl. Wendelin geht auf seine Rolle als Patron der Bauern, Schäfer und Hirten sowie des Viehs zum Schutz gegen Viehseuchen zurück, weil er nach der Legende eine Zeitlang als Hirte gedient haben soll.¹¹⁶ Älteste Darstellung ist eine Statue des Heiligen als bartloser Mönch mit Stab und Buch am Kultzentrum in St. Wendel im Saarland aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts.¹¹⁷ Seit dem späten 15. Jahrhundert wird er – wie auf dem Ramsberg – fast ausnahmslos mit Stab und Tasche sowie weidenden Tieren dargestellt.¹¹⁸ Im Laufe der Zeit avanciert er zu einem der beliebtesten Volksheligen. Allein in Oberschwaben einschließlich des Linzgaus sind ihm über 30 Kapellen- und Altäre ge-

weiht.¹¹⁹ An den meisten Orten ist der Wendelinskult erst in der Barockzeit entstanden. Das gilt auch für die Kultstätten des Viehpatrons in der näheren und weiteren Umgebung des Ramsberges: die St. Wendelinskapelle in Baitenhausen (1702)¹²⁰; St. Florianskapelle in Wattenreute (1718)¹²¹; Spitalkapelle in Pfullendorf (1726)¹²²; Kapelle bei Schweizersbild (1745)¹²³; Wendelinskapelle in Ernatsreute (1749)¹²⁴ und Zell am Andelsbach (1730) mit Bruderschaft.¹²⁵ An einigen Orten wie in Andelsbach findet heute noch eine Pferdewallfahrt mit anschließender Pferdesegnung statt, die sich teilweise bis in die Barockzeit zurückverfolgen lässt. Die St. Wendelinswallfahrt in Baitenhausen und Pferdeprozession in Zell am Andelsbach entstanden Anfang des 18. Jahrhunderts.

Die hl. Agnes soll unter Kaiser Valerian (258/59) oder Diokletian im Jahre 304 den Märtyrertod erlitten haben. Als allgemeine Attribute werden ihr Krone, Buch und Palme beigelegt. Als individuelles Kennzeichen erscheint auch ein Lamm, das spielend zu ihr hochspringt. So ist sie nicht nur in der St. Wendelinskapelle, sondern auf einem Schlussstein und auf dem rechten inneren Altarflügel des um 1505 entstandenen Dreikönigsaltars in der Pfullendorfer Spitalkapelle zu sehen.¹²⁶ Das Attribut des Lammes geht auf eine Vision ihrer Eltern zurück, nach der ihnen die Märtyrerin in einer Schar von Jungfrauen in goldenen Kleidern mit einem Lamm zur Rechten erschien.¹²⁷ Die frühesten Kulturnachrichten am Bodensee stammen aus dem 10. bis 12. Jahrhundert.¹²⁸ In dieser Zeit wird der Agneskult vornehmlich von den monastischen Kreisen getragen. Im Jahre 1064 werden Agnesreliquien in Kloster Allerheiligen erwähnt. Weitere Reliquien befanden sich in Petershausen (ab 1136), Salem (ab 1165) und Weißenau (ab 1172).¹²⁹ Das Frauenkloster St. Agnes in Schaffhausen wurde 1080 von Graf Eberhard von Nellenburg für seine Mutter Ita gestiftet.¹³⁰ Seit dem 14./15. Jahrhundert ist die Märtyrerin auch beim Volke beliebt. Zahlreich sind die Altarpatrozinien, als Kirchen- und Kapellenpatronin wird sie nur selten genannt.¹³¹ Agnes wird als Beschützerin der Jungfrauen, Verlobten, Kinder, Gärtner angerufen¹³², und in dieser Rolle wurde sie möglicherweise auch von der Landbevölkerung im Linzgau verehrt.

Der mit dem Löschen eines Burgbrandes beschäftigte Nothelfer in Feuersgefahr, St. Florian, ist nicht nur für die ikonographische Überlieferung, sondern auch für die Geschichte des Ramsbergs und der Burganlage interessant. Florian soll in seiner Jugend ein Haus allein durch das Gebet gelöscht haben. Bis ins 15. Jahrhundert hinein wird der Heilige als Ritter in der Rüstung seiner Zeit dargestellt.¹³³ Zum Schutzpatron gegen das Feuer wird er aber erst durch eine Kultinitiative Kaiser Friedrichs III. (1440–1493) seit der Mitte des 15. Jahrhunderts »kreiert«. ¹³⁴ Friedrich setzte sich für die Erhebung des 304 in Lorch an der Enns gestorbenen Märtyrers zum österreichischen Landespatron ein und förderte seinen Kult, indem er einen Ablass für die Sankt Christophorus und Florian geweihte Burgkapelle an seiner Residenz in der Wiener Neustadt erwirkte.¹³⁵ Auf dem 1447 in seinem Auftrag geschaffenen Flügelaltar für die Kirche des Zisterzienserstifts Neukloster in der Wiener Neustadt wird Florian beim Löschen eines Burgbrands abgebildet. Das Bild ist nach Ingrid Flor eines der frühesten Beispiele des neuen ikonographischen

Typus, der Florian als Feuerpatron beim Löschen einer Burganlage zeigt.¹³⁶ Die sehr realistisch wirkende Abbildung der Burganlage könnte nach Flor mit der Residenz Friedrichs III. identisch sein. Deshalb ist sie auch für das Fresko in der Wendelinskapelle interessant.

Es ist nur wenige Jahre nach dem Friedrich-Retabel entstanden. Der realistische Stil erweckt den Eindruck, dass es sich auf eine Abbildung des Ramsberges bei einer Brandkatastrophe bezieht. Um 1430 fanden größere Baumaßnahmen auf dem Ramsberg statt. Dies hat die dendrochronologische Untersuchung eines Dachbalkens ergeben. Es ist leider nicht überliefert, ob es sich dabei um einen Um- oder Neubau nach

einem Burgbrand oder aber um die Ausgestaltung der Höhenburg zu einem repräsentativen Amtssitz des Überlinger Vogtes handelt, in die nach Abschluss der Bauarbeiten auch die Ausmalung der Burgkapelle einbezogen war. Bei der 1999/2000 durchgeführten bauhistorischen Analyse wurden keine Brandspuren entdeckt.¹³⁷ Es gibt jedoch eine – allerdings erst aus dem 18. Jahrhundert stammende – chronikalische Überlieferung, in der für das Jahr 1409 von einem Burgbrand auf dem Ramsberg und einer Brandsteuer berichtet wird:¹³⁸

Es soll viele Jahre vorher das/ Schloß Ramsperg verbrunnen seyn/ darüber der Inhaber an seinen eichnen/ Läute ein brandtsteuer begehrt und als/ sie Armuth halb, wie sie vorgaben, nicht/ geben konnten, gestatteten sie, der Herr/ solle 600 Pfund und 5 Pfenning auf Zins auf-/ nehmen, sie wollten selbe jährlich ver-/ zinsen, daher kömt es, daß man selbe/ jährlich um 30 Pfund Zins anlegt, und/ diese Freyzinser nennt.



Abb. 10: Der hl. Florian als Nothelfer in Feuersgefahr löscht einen Burgbrand auf dem Ramsberg. (Foto: Verfasser).



Abb. 11: Der hl. Florian beim Löschen eines Burgbrandes auf dem sogenannten Wiener Neustädter Altar von 1447.
Vorlage: Reinhard H. Gruber, Domkirche St. Stephan/Wien

Der historische Beleg und der um die Mitte des 15. Jahrhunderts aufkommende neue ikonographische Typus des hl. Florian, wie er auf dem Wiener Friedrichs-Retabel von 1444 abgebildet ist,¹³⁹ legen die Vermutung nahe, dass es sich auf dem Ramsberg um eine realistische Darstellung der mittelalterlichen Höhenburg handeln könnte. Und diese Annahme wurde durch die von Harald von der Osten durchgeführte geophysikalische Untersuchung des Burgplateaus mit Hilfe der Georadarmessung^{139a} unlängst bestätigt. Die Auswertung der Georadarmessung erbrachte, dass das spätgotische Burgfresko mit großer Wahrscheinlichkeit als Abbild der spätmittelalterlichen Burganlage angesehen werden darf.

St. Agatha gehört zu den bedeutendsten Heiligen des christlichen Altertums. Auch sie soll unter Kaiser Diokletian den Märtyrertod erlitten haben. Der Legende nach wurde sie verschiedenen Folterqua-

len unterworfen, um sie von ihrem christlichen Glauben abzubringen. Dabei wurden ihr auch die Brüste zerfleischt und abgeschnitten. Abgebildet wird sie mit einem langen gürteten Kleid. Als Attribute sind ihr die abgeschnittenen Brüste, eine Schere oder Zange, eine brennende Fackel oder Kerze, aber auch ein Brot beigefügt.¹⁴¹ Auf dem Schlussstein in der Pfullendorfer Spitalkapelle ist sie mit einer spiralförmig gewundenen Kerze, auf dem Ramsberger Fresko mit einer langen Kerze in der linken Hand dargestellt. Seit dem späten Mittelalter zählt auch sie zu den beliebtesten Volksheligen. Im Unterschied zur hl. Agnes wurden ihr auch einige Landkirchen und Kapellen geweiht.¹⁴² In den Statuten des Landkapitels Linzgau von 1764 wird sie als Konpatronin einer Kapelle in Hilpertsweiler¹⁴³ und einer Sebastiansbruderschaft in Markdorf¹⁴⁴ erwähnt. In der Wallfahrtskapelle Maria Schray wurde am 30. Oktober 1483 der Untere Altar unter anderem zu Ehren der hl. Agatha geweiht.¹⁴⁵ Sie war Schutzheilige der Glockengießer, Weber, Hirtinnen, der

weiblichen Brust und wurde vor allem als Patronin gegen Hungersnot, Unglück, vor allem Feuersgefahr angerufen. In vielen Gemeinden, z. B. in Hödingen bei Überlingen, wurde an ihrem Festtag, dem 5. Februar, das sogenannte Agathenbrot gesegnet und verteilt, um es den Tieren unter das Futter zu mischen oder beim Ausbruch eines Feuers unter Anrufung der Heiligen in die Flammen zu werfen.¹⁴⁶ In Pfullendorf war das Tanzen am Tag der hl. Agatha streng untersagt.¹⁴⁷ Auf Grund der Brandgefahr in den Backstuben wurde sie auch von den Weißbecken verehrt.¹⁴⁸ Diese standen in enger Beziehung zum städtischen Spital, da ihr Mehl aus den spitälischen Mühlen kam.¹⁴⁹ So erklärt sich vermutlich auch, weshalb die hl. Agatha am Heiligkreuzaltar und auf dem Schlussstein in der Spitalkapelle dargestellt ist.

Wie in zahllosen anderen Gotteshäusern ist auch das Tonnengewölbe der St. Wendelinskapelle mit den Symbolen der vier Evangelisten Matthäus, Markus, Lukas und Johannes ausgemalt. Ihre Darstellung als Vier Lebende Wesen geht vor allem auf die Auslegung der Visionen des Ezechiel (1,4–28) und der Johannes-Apokalypse (4,6 ff.) durch Hieronymus im 4. Jahrhundert zurück, der Matthäus den Engel, Markus den Löwen, Lukas den Stier und Johannes den Adler zuweist. In christologischer Deutung werden sie mit den vier Lebensstadien Jesu in Verbindung gebracht: Der Engel weist auf die Menschengestalt Christi, der Stier auf seinen Opfertod, der Löwe auf die Kraft der Auferstehung und der Adler auf seine Himmelfahrt hin. Ihre gemeinsame Darstellung ist auch ein Symbol für Christus, dessen Person von den vier Evangelisten verkörpert wird.¹⁵⁰



Abb. 12: Die hl. Agatha auf dem spätgotischen Heiligenzyklus der St. Wendelinskapelle Ramsberg. (Foto: Verfasser).

BILDPROGRAMM UND THEMENKREIS

Nach der Interpretation der Fresken stellt sich die Frage nach dem Bildprogramm bzw. Themenkreis, den der Künstler in der Burgkapelle dargestellt hat.

Es ist die Zeit des späten Mittelalters mit seiner blühenden Marienverehrung und einem überbordenden Heiligenkult. Dem spätmittelalterlichen Gläubigen muss der von Illustrationen zum Marienleben, Heiligenfriesen und den Evangelistensymbolen am Sternenzelt umrahmte Raum wie ein himmlischer Kosmos erschienen sein. Schon auf



Abb. 13: Der Eindruck der Evangelistensymbole ist stark durch die Übermalung des Malereibestandes durch die Gebrüder Mezger bei den Restaurationsarbeiten 1913/14 bestimmt. Vorlage: Robert Lung.

den ersten Blick ist deutlich, dass Maria im Mittelpunkt der Verehrung steht. »Maria ist der häufigste Gegenstand der christlichen Kunst.«¹⁵¹ Sie ist auch in den meisten Bildern der Wendelinskapelle gegenwärtig: in den drei Szenen aus dem Marienleben und in den kosmischen Symbolen Sonne und Mond. Ein Grundmotiv der Marienfrömmigkeit während des ganzen Mittelalters ist die Rolle der Gottesmutter als *mediatrix*, als Mittlerin und Fürsprecherin.¹⁵² Unter dem Einfluss der scholastischen Mariologie des Hoch- und Spätmittelalters, insbesondere der Marienmystik Bernhards von Clairvaux¹⁵³, verlagert sich der Akzent auf »das Mitwirken Mariens an der Erlösungstat Christi am Kreuz«¹⁵⁴ und steigt sie immer zur Miterlöserin, *corredemptrix*, auf,¹⁵⁵ was in der tiefen heilsgeschichtlichen Symbolik der Szenen aus dem Marienleben zum Ausdruck kommt. In den beiden im Scheitel der Chorwand wie am Himmelsgewölbe schwebenden astralen Symbolen Sonne und Mond wird diese Thematik noch einmal aufgenommen. Sie personifizieren

und verherrlichen Christus und Maria und weisen damit auf die Erlösung der Menschheit durch den Gottessohn und seine Mutter Maria hin.

Zentrum und gleichsam Herzstück der gesamten Bildkomposition ist das im Scheitel des Chorfensters schwebende Mandylion mit dem Acheiropoieton, dem nicht von Menschenhand, sondern von Gott gemalten Antlitz des auferstandenen und verklärten Herrn. In keinem anderen Bild drückt sich das Heilsverlangen, die Hoffnung auf die ewige Seligkeit, deutlicher aus. Es ist wie ein Zelt direkt über dem Altar, dem Ort der Eucharistiefeier, ausgespannt. Es zeigt das Bild des Erlösers zwar nur »im Spiegel und dunklen Gleichnis«, doch ermöglicht sein Anblick schon im Hier und Jetzt, ein Vorerlebnis der *visio beatifica*, der ersehnten vollkommenen, beseligenden, ewigen Gottesschau.

Die Schutzheiligen haben in dieser von Sehnsucht nach Erlösung und Heilsgewissheit geprägten Frömmigkeit ihre fest umrissene Funktion: Sie sollen den Menschen in der Not des Alltags zur Seite stehen.

URSPRÜNGLICHES PATROZINIUM DER BURGKAPELLE

An dieser Stelle ergibt sich die berechnete Frage, welchem oder welchen Heiligen die Kapelle nach Vollendung der Ausmalung im Jahre 1467 geweiht worden ist. Nach der 1887 erstmals von Benvenuto Stengele (1842–1901) in der *Linzgovia Sacra*, einer Kloster- und Wallfahrtsgeschichte des Linzgaus – allerdings ohne Quellenhinweis – überlieferten Angabe soll die Kapelle zu »Ehren der Mutter Gottes, der hl. Barbara, des hl. Sebastian, des hl. Christophorus und des hl. Wendelin eingeweiht worden sein.«¹⁵⁶ Doch gibt es für dieses Patrozinium in der schriftlichen Überlieferung der Pfarrei Großschönach und des Ramsbergs keinen einzigen Beleg. Die Abbildung der hll. Sebastian, Christophorus und Wendelin geht mit großer Wahrscheinlichkeit nicht auf eine besondere Beziehung zum Gotteshaus, sondern, wie oben dargestellt, auf ihre Rolle als



Abb. 14: Chor der St. Wendelinskapelle nach der Restauration 1913/14 (Vorlage: Regierungspräsidium Tübingen/Referat Denkmalpflege).

Volksheilige zurück. Sebastian wurde von den Sebastiansbrüdern in Schönach aber auch in Überlingen und zahlreichen anderen Orten verehrt, Christophorus aus der täglichen Sorge um einen guten Tod und Wendelin in seiner Eigenschaft als populärer Bauern- und Viehpatron. Für den Kult der hl. Barbara gibt es in der Ikonographie gar keinen Hinweis. Er tritt in Großschönach erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts bei der Umwandlung der löblichen *Gesellschaft der wirklichen Hilfe, wohl sterben zu können*, in eine St.-Barbara-Bruderschaft auf.¹⁵⁷ Die auf einer historischen Photographie des Chorraumes mit dem vor der Ostwand aufgestellten barocken St. Wendelinsaltar abgebildete St.-Barbara-Statue stammt aus dem Ende des 19. Jahrhunderts. Sie wurde nach Auskunft des Fahrnis- und Inventarsverzeichnisses des Ramsberger Kapellenfonds 1879/80 für 5 Mark erworben.¹⁵⁸ Das von Stengele genannte Patrozinium konnte in der schriftlichen Quellentradition bisher nicht eruiert werden und beruht höchstwahrscheinlich auf einer hypothetischen Annahme. Dies alles, insbesondere die dominante Marienikonographie spricht dafür, dass die Kapelle ursprünglich nicht den genannten Heiligen geweiht, sondern ein Marienheiligtum war.

GRÜNDE ZUR AUSMALUNG DER BURGKAPELLE

Zum Abschluss der Untersuchung erhebt sich die Frage, warum das Überlinger Spital nach dem in zwei Etappen 1409 und 1423 vollzogenen Erwerb der Burg- und Herrschaft Ramsberg das in der relativ dünn besiedelten Wald- und Hügellandschaft des obereren Linzgaus gelegene Gotteshaus mit einem so prächtigen Bildprogramm ausmalen ließ. Eine denkbare Ursache könnte in der Ausgestaltung der Burg zu einem repräsentativen Verwaltungssitz des Überlinger Vogtes liegen. Durch den Verkauf an das Überlinger Spital war der Ramsberg nicht mehr im Besitz niederadeliger Familien, sondern einer sehr vermögenden Institution, nämlich der Reichsstadt Überlingen, deren Herrschaftsstatus und Repräsentationsbedürfnis vielleicht auch in der Neugestaltung der Burgkapelle zum Ausdruck kommen. Bei den vermutlich nach 1430 (Fälldatum des Bauholzes) durchgeführten Baumaßnahmen fanden umfangreiche Eingriffe in die alte Bausubstanz statt: Das über dem Chor gelegene Fachwerkgeschoss wurde abgetragen, der Raum mit einer »herabgezogenen Halbtonne« überwölbt¹⁵⁹, der heutige Dachstuhl der Kapelle errichtet und der weitgespannte Chorbogen aus der einst durchgehenden, den Raum nach Westen abschließenden Wand ausgebrochen.¹⁶⁰ Dadurch wurde der ursprünglich viel kleinere Sakralraum nach Westen geöffnet und die Burgkapelle unter teilweiser Einbeziehung der alten Raumschale um den sich anschließenden Raum des heutigen Kirchenschiffes erweitert. Das auf diese Weise erheblich vergrößerte Oratorium bot nicht nur dem Burgherrn und Burgpersonal bei gelegentlichen Gottesdiensten Platz, sondern konnte als Andachtsraum auch von einer wesentlich größeren Personenzahl aufgesucht werden. Und dieser Gedanke berechtigt zu der Annahme, dass möglicher-

weise unter der Kultregie des Überlinger Spitals in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts eine Marienwallfahrt entstanden und die kleine Burgkapelle auf dem Ramsberg zu einer Wallfahrtsstätte geworden war. Dieser Gedanke verstärkt sich beim Blick auf die für eine Burgkapelle außergewöhnlich reiche Marienikonographie, die den im späten Mittelalter, am Vorabend der Reformation blühenden Marienkult widerspiegelt und ganz auf die inbrünstige Marienverehrung und Schaufrömmigkeit des Volkes zugeschnitten war.¹⁶¹

Der Ramsberg war nicht der einzige Marienwallfahrtsort in der Region. In Baitenhausen¹⁶², Betenbrunn¹⁶³, Birnau¹⁶⁴, Maria Schray¹⁶⁵, Maria im Stein,¹⁶⁶ im Salemer Münster¹⁶⁷ in der spätgotischen Weingartenkapelle in Frickingen¹⁶⁸ ist z. T. schon seit dem 13. Jahrhundert eine Marienwallfahrt belegt.¹⁶⁹ An den meisten Orten wird ein Gnadenbild von Maria als Himmelskönigin verehrt.

Wir wissen nicht mit Bestimmtheit, ob das aus baugeschichtlichen Gründen (schmales Rundbogenfenster in der Ostwand, Fischgrätmuster des Mauerwerks in der Schiffssüdwand) wohl noch in romanische Zeit zu datierende Oratorium als Annexbau schon zur Burg der seit dem Anfang des 12. Jahrhunderts nach dem Ramsberg benannten gleichnamigen Grafen gehörte und ob sie von Anfang an eine Marienkapelle gewesen ist. Die starke Marienverehrung an ihrem Stammsitz Pfullendorf¹⁷⁰ und der das ganze Mittelalter hindurch starke Marienkult an Burgkapellen erlauben jedoch die Vermutung, dass Maria die ursprüngliche Patronin des Gotteshauses gewesen ist.¹⁷¹ Gustav Bossert hat übrigens darauf hingewiesen, dass Maria häufig als Patronin von Kapellen auftritt, die unterhalb von Burgen oder unmittelbar daneben errichtet worden sind.¹⁷² Über die Existenz der Burgkapelle gibt es aus dem ganzen Mittelalter keine schriftliche Nachricht. Sie wird nicht in einer einzigen Urkunde erwähnt. So kann auch hier nur vermutet werden, dass schon im 12./13. Jahrhundert zur kirchlichen Versorgung der Familie des Burgherren und des Burrgesindes auch ein Andachtsraum gehört hat. Nach Gerhard Streich, einem der besten Kenner der »Sakraltopographie von Pfalzen, Burgen und Herrnsitzen« hat »in der Regel (zu) namengebenden Wohnburgen der Dynasten« auch eine Burgkapelle gehört.¹⁷³ Dies trifft möglicherweise auch auf den Ramsberg zu.



Abb. 15: Die St. Wendelinskapelle auf dem Ramsberg im Jahre 1957 (Vorlage: Regierungspräsidium Tübingen/Referat Denkmalpflege).

Nach der Zerstörung der Feste Ramsberg durch die Schweden während des Dreißigjährigen Kriegs wurde nicht nur die Burganlage als Vogteisitz aufgegeben, sondern fand auch die Marienwallfahrt ein Ende. Erst im Jahre 1720 wird die Wallfahrtstradition neu belebt. Am 5. September 1720 wurde die Kapelle vom Konstanzer Weihbischof und Titularbischof von Tricale, Konrad Ferdinand Geist von Weidegg (1666–1722), zu Ehren des hl. Wendelin geweiht und ein Reliquienglas im Sepulchrum deponiert, das beim Abbruch der Altarummauerung gefunden wurde. Nicht zufällig stimmt die Konsekration der Kapelle, die die Stürme der Zeiten einigermaßen unbeschadet überstanden hat, mit dem Gründungsdatum der Pfarrei Großschönach überein: 1720 wird Großschönach »offiziell von der Mutterpfarre Frickingen gelöst und zur selbständigen Pfarrei erhoben.«¹⁷⁴ Zu den ersten Amtshandlungen des damaligen Pfarrers hat sicherlich auch die Belegung der jahrhundertealten Wallfahrt gehört. Jetzt pilgert man allerdings zum populären Volksheligen, dem Bauern- und Viehpatron St. Wendelin, wodurch die ursprüngliche Patronin, Maria, fast in Vergessenheit geraten ist.

Anschrift des Verfassers:

Dr. Fredy Meyer, Pestalozzistr. 7, D-78333 Stockach-Wahlwies

Fredymeyer.sto@gmail.com

ANMERKUNGEN

1 Dieser Aufsatz erschien erstmals in stark gekürzter Fassung unter dem Titel »Die spätgotischen Wandmalereien der St. Wendelinskapelle auf dem Ramsberg«, in: *Alte Burg und Ort der Stille. 1000 Jahre Ramsberg im Linzgau*, hg. von KAFFANKE, Jakobus/KAMMERER, Frieder/ MEYER, Fredy, Meßkirch 2012, S. 173–195.

2 SAUER, Joseph: *Kirchliche Denkmalskunde und Denkmalspflege in Baden 1912/13*. In: *Freiburger Diözesan-Archiv (FDA) Bd. 41 (1913)*, S. 272–426, hier S. 296–298. Zu Joseph SAUER (1872–1947) siehe den biographischen Abriss im *NECROLOGIUM FRIBURGENSE, FDA Bd. 71 (1951)*, S. 231, sowie den ausführlichen Nachruf von A. ALLGAIER, in: *FDA Bd. 69 (1950)*, S. 7–14.

3 Die Inschrift lautet: »Bei der Restaurierung der Kapelle Ao 1913 wurden die Wandmalereien im Chor freigelegt und aus Mitteln des Staates durch Gebr. Mezger Überlingen in Stand gesetzt im Jahre 1914.«

4 Vgl. dazu das anlässlich der Voruntersuchung für die Restauration von 1999/2000 erstellte Gutachten von LUNG, Robert: *Ramsberg, Kapelle St. Wendelin*.

Restauratorische Voruntersuchung des Innenraums, Reichenau 1997, S. 6.

5 Zur Kunstwerkstätte der Gebr. Mezger siehe LORENZER, Anna Barbara: *Zwischen Konservieren, Restaurieren und Konstruieren. Restaurierauffassung um 1900: die Gebrüder Mezger in Überlingen am Bodensee*, Phil. Diss. Tübingen 2008.

6 Über die allgemeine Vernachlässigung der mittelalterlichen Wandmalereien in der kunstgeschichtlichen Literatur siehe KADAUKE, Bruno: *Wandmalerei der Gotik im südöstlichen Baden-Württemberg vom 13. Jahrhundert bis um 1500 in den Regionen Neckar-Alb, Ulm-Biberach und Bodensee-Oberschwaben*, Reutlingen 1991, S. 1 f.

7 Ebenda.

8 MICHLER, Jürgen: *Gotische Wandmalerei am Bodensee*, hg. im Auftrag des Bodenseekreises, der Stadt Friedrichshafen und des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg, Friedrichshafen 1992.

9 LUNG, Robert: *Ramsberg, Kapelle St. Wendelin, Innenraum. Begleitende Untersuchung und Arbeitsdokumentation*, Juli 1999 – November 2000. Für die Zurverfügungstellung des Dokumentationsberichts

sowie wichtige Informationen zur Baugeschichte der Burg und St. Wendelinskapelle danke ich Dipl. Ingenieur Bruno Siegelin in Herdwangen-Schönach.

10 Bruno KADAUKES Hinweise zu den Heiligenbildern sind nur teilweise zutreffend, die Deutung der Bildszene an der Chorostwand ist völlig verfehlt.

Bei Jürgen MICHLER steht nicht die ausführliche Beschreibung der Wandbilder, sondern ihre stilistische Einordnung in die kunsthistorische Entwicklung der spätgotischen Malerei am Bodensee im Mittelpunkt.

11 SACHS, Hannelore/BADSTÜBNER, Ernst/NEUMANN, Helga: Erklärendes Wörterbuch zur christlichen Kunst, Hanau 1988, S. 330; BÄUMER, Remigius/SCHEFFCZYK, Leo (Hgg.): Marienlexikon, Bd. 6, St. Ottilien, 1991, S. 369.

12 KRIEGER, Albert: Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden, 2. Bd., Heidelberg 1905, Sp. 491 (Urkunde von 1311): *daz lieht unser hailigon ze Phullendorf sant Jacobs, sant Christofels und sant Pancracien und darnach der heiligon, de ze fron alter gnädig sint und ze sant Oswaltez alter*; Vgl. auch SCHUPP, Johann: Denkwürdigkeiten der Stadt Pfullendorf, Karlsruhe 1967, S. 357.

13 Zu den Pfullendorfer Stadtpatronen gehören Pankratius, Pelagius, Laurentius, Magdalena, Katharina, Barbara, Christophorus, Antonius Eremita, Oswald, Nikolaus, Martin, Urban. Sie sind auf vier Wandfresken an der Nord- und Südwand der Stadtpfarrkirche dargestellt. Vgl. SCHUPP (wie Anm. 12), S. 376; BECK, Otto: Pfullendorf, Katholische Stadtpfarrkirche St. Jakob. Ein Wegbegleiter zu den geistlichen Stätten der Stadt Pfullendorf (Peda-Kunstführer Nr. 448), Passau 1997, S. 28 und Abbildung S. 30.

14 Als Kreuzstab gilt ein langer Stab, der von einem Kreuz mit ein bis drei Querbalken bekrönt wird. Vgl. BRAUN, Joseph: Tracht und Attribute der Heiligen in der deutschen Kunst, Stuttgart 1943, Sp. 820 f.

15 Der Kreuzstab ist nach Joseph Braun vornehmlich heiligen Bischöfen, Äbten, Äbtissinnen und hl. Päpsten, seit dem 15. Jh. auch Johannes dem Täufer beigegeben (EBENDA und Sp. 368); Vgl. auch Lexikon für christliche Ikonographie (LCI), Bd. 8, Neudruck der Ausgabe von 1976, Freiburg/Br. 1994, Register, S. 20*. Mit dem Stabkreuz sind beispielsweise die hll. Margarete und der Apostel Philipp dargestellt.

16 FLOR, Ingrid: Glaube und Macht. Die mittelalterliche Bildsymbolik der trinitarischen Marienkrönung, Graz 2007, S. 4–18.

17 EBENDA, Kap. 2.1.4, S. 19–21 (Transitus Mariae-assumptio Mariae).

18 EBENDA, Kap. 2.2.2, S. 23–34 (Entfaltung der Symbolik von Braut und Bräutigam des Hohenliedes); LCI Bd. 2, Neudruck der Ausgabe 1970, Rom, Freiburg, Basel, Wien 1994, Sp. 671–676; BÄUMER/SCHIFFCZYK (wie Anm. 11), Bd. 3, Sp. 681; SACHS/BADSTÜBNER/NEUMANN (wie Anm. 11), Sp. 228 ff; SEIBERT, Jutta (Bearb.): Lexikon christlicher Kunst. Themen, Gestalten, Symbole, Freiburg 1980, S. 192.

19 FLOR (wie Anm. 16), S. 6–8.

20 Ebenda.

21 GOREZKA, Marzena: Das Bild Mariens in der deutschen Mystik (Deutsche Literatur von den Anfängen bis 1700 Bd. 29), Bern, Berlin, Bruxelles, Frankfurt a. M., New York, Wien 1999, S. 82 f., 91–95, 103–105.

22 EBENDA, S. 600–616 (Kap. 10.3 *Compassio Mariae* Mystik Seuses) mit weiterführender Literatur.

23 Vgl. Leopold-Sophien-Bibliothek Überlingen, Ms. 22, B. 20ra–125va (Vita, »Büchlein vom ewigen Leben«). Auf Bl. 285^{ra}–320^{ra} befindet sich das St. Katharinentaler Schwesternbuch. Vgl. HEIZMANN, Christian: Die mittelalterlichen Handschriften der Leopold-Sophien-Bibliothek in Überlingen, in: Schrr VG Bodensee Bd. 120 (2002), S. 41–103, hier S. 61–63. Siehe dazu die Literaturhinweise unter dem Internet-link: Handschriftencensus/Überlingen Leopold-Sophien-Bibliothek vom April 2011.

24 Vgl. GOREZKA (wie Anm. 21), S. 577 f.

25 EBENDA, S. 82 f.

26 Vgl. FLOR (wie Anm. 16), S. 50–61.

27 EBENDA, S. 34–72 (Kap. 3: Bildliche Darstellungen); SACHS/BADSTÜBNER/NEUMANN (wie Anm. 11), Sp. 229; BÄUMER/SCHIFFCZYK (wie Anm. 11), S. 681 f.

28 Vgl. FLOR (wie Anm. 16), S. 90–164, 354; SEIBERT (wie Anm. 18), Bd. 2, S. 192; BÄUMER/SCHIFFCZYK (wie Anm. 14), S. 682.

29 Vgl. BONAIUTO, Andrea di: Das Marienleben im Spiegel der Kunst. Dt. Ausgabe, Herrsching am Ammersee 1984, S. 192 f.; SACHS/BADSTÜBNER/NEUMANN (wie Anm. 11), S. 229.

30 Vgl. MICHLER, (wie Anm. 8), Frontispiz und Abb. 26f, S. 16 f.

31 EBENDA, Abb. 23, S. 16.

32 EBENDA, Abb. 24, S. 16.

33 EBENDA, Abb. 106, S. 49. Sie befinden sich jetzt in Heiligenberg.

34 EBENDA, Abb. 260, S. 100 f.

35 EBENDA, Abb. 305f, S. 114 f.

36 Entstanden 1502 und 1555/65. Vgl. KONRAD, Bernd (Bearb.): Rosgartenmuseum Konstanz. Die

Kunstwerke des Mittelalters. Bestandskatalog, Konstanz 1993, S. 159–161.

37 Gelegentlich wird der hl. Geist auch in menschlicher Gestalt abgebildet. Vgl. dazu FLOR (wie Anm. 16), Kap. 8.2, S. 222f., Kap. 10, S. 276 und S. 246.

38 EBENDA, S. 246.

39 *Wie Maria geboren sige, daz ist vor geschriben./ Wies in den tempel geopfert wurd...* Vgl. NIESNER, Manuela: *Das Speculum humane salvationis* der Stiftsbibliothek Kremsmünster. Edition der mittelhochdeutschen Übersetzung und Studien zum Verhältnis von Bild und Text (*Pictura et Poesis*, Bd. 8), Köln u. a. 1995, S. 49.

40 Siehe den Artikel von WESTFEHLING, U. in: *Lexikon des Mittelalters*, Bd. 4, München 1989, Sp. 1693, und besonders MEIER, Esther: *Die Gregormesse. Funktionen eines spätmittelalterlichen Bildtypus*. Köln, Weimar, Wien 2006.

41 Vgl. dazu den Wortlaut einer altdeutschen Predigt im Artikel »Ährenkleidmaria« von A. THOMAS, in: LCI Bd. 1, Sp. 82.

42 Pfullendorfer Altar: 16 zusammengehörige Tafeln und Fragmente. Entstehung um 1500, Ulmer Schule, Maler unbekannt. Den Besitz teilen sich die Museen in Frankfurt, Sigmaringen und Stuttgart. Der Altar enthält auch acht Tafeln aus dem Marienleben, darunter den Tempelgang Marias. Vgl. BUSHART, Bruno: »Meister des Pfullendorfer Altars« oder Bernhard Strigl? in: *Zeitschrift für Kunstgeschichte* 21. Bd. Heft 3, (1958), S. 230. Siehe ferner: GRÄFIN VON PFEIL, Daniela: *Der Meister des Pfullendorfers Retabels und seine Werkstatt*. In: WEILAND, Gerhard/ROLLER, Stefan (Hrsg.): *Meisterwerke massenhaft. Die Bildhauerwerkstatt des Niklaus Weckmann und die Malerei in Ulm um 1500*. Württembergisches Landesmuseum, Stuttgart 1993; SCHWEERS, Hans F.: *Gemälde in deutschen Museen. Katalog der in der Bundesrepublik Deutschland ausgestellten Werke* (*Paintings in German Museums*, Bd. 2: L–Z. Saur, München u. a. 1982; STANGE, Alfred: *Kritisches Verzeichnis der deutschen Tafelbilder vor Dürer*, 2. Bd., hg. v. Norbert LIEB, München 1970, S. 145 f. (Nr. 664).

43 BUSHART, Bruno: *Studien zur altschwäbischen Malerei. Ergänzungen und Berichtigungen zu Alfred STANGES »Deutsche Malerei der Gotik« VIII. Bd., Schwaben in der Zeit von 1450 bis 1500*, in: *Zeitschrift für Kunstgeschichte*, 21. Bd., Heft 3 (1958), S. 230 (zur Frage »Meister des Pfullendorfer Altars« oder Bernhard Strigl?).

44 Jürgen Michler hat das für die Geschichte der spätgotischen Malerei in Konstanz bedeutende Werk eigenartigerweise nicht in seine Dokumentation gotischer Malerei am Bodensee aufgenommen.

45 Für den freundlichen Hinweis und die Beurteilung der künstlerischen Qualität des Ramsberger Freskos danke ich Dr. Bernd Konrad, Radolfzell.

46 DEUTSCH, Wolfgang: *Die Konstanzer Bildschnitzer der Spätgotik und ihr Verhältnis zu Nikolaus Gerhaert*, Schrr VG Bodensee Bd. 82 (1964), S. 1–113, hier S. 48 ff; MAURER, Helmut: *Konstanz im Mittelalter*, Bd. II, Konstanz 1989, S. 115 f.; für Informationen zur Konstanzer Familie der Griffenberg danke ich Herrn Norbert Fromm, Stadtarchiv Konstanz.

47 Ikonographie und Stil der Darstellung sprechen nach dem Urteil von Esther MEIER »für einen Meister vom Oberrhein, der mit der niederländischen Kunst vertraut war«. Vgl. MEIER, (wie Anm. 40) S. 196 f.

48 Die leider nur noch ansatzweise erkennbare Bildkomposition lässt vielleicht auf die Darstellung Marias mit dem Jesuskind schließen. Vgl. dazu die von Marzena GOREZKA dargestellte Bedeutung der Mutterschaft Mariens in der deutschen Mystik, in: GOREZKA (wie Anm. 21), S. 392–436.

49 Siehe dazu die Textstellen im Neuen Testament bei Mt 24,29; Mk 13,24; Lk 21,25 und Apk 8,12s.

50 Vgl. dazu den Artikel *Sonne und Mond* von HAAG, H.: in: LCI Bd. IV (1972), Sp. 178f; SACHS/BADSTÜBNER/NEUMANN (wie Anm. 11), S. 318f.; Seibert (wie Anm. 18), S. 292.

51 Vgl. SCHWINEKÖPER, Bernd: »Sonne, Mond und Sterne«. *Unbeachtete Christussymbole vornehmlich im deutschen Süden*. In: *Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte. Protokoll über die Festsetzung vom 6. November 1982*, Nr. 257, S. 1–9.

52 EBENDA, S. 5f.

53 Vgl. dazu den Artikel *Apokalyptisches Weib* von FONROBERT, J.: in: LCI, Bd. I, Sp. 146; BÄUMER/SCHEFFZCYK (wie Anm. 11), 3. Bd. S. 75; SACHS/BADSTÜBNER/NEUMANN (wie Anm. 11), S. 318f.; SEIBERT (wie Anm. 18), S. 292; GRZYBKOWSKI, Andrzej: *Maria über der Frau im Monde*, in: *Das Münster, Zeitschrift für christliche Kunst und Kunstwissenschaft*, 41. Jahrgang 1988, S. 302–309, hier S. 301; ausführlich dazu GOREZKA (wie Anm. 21), S. 47, 50, 77.

54 VETTER, E. M.: *Mulier amicta sole und Mater Salvationis*, in: *Münchener Jahrbuch der Bildenden Kunst*, Bd. 9.10 (1958–59), S. 34–35; GULDAN, E.: *Eva und Maria, Eine Antithese als Bildmotiv*, Graz-Köln 1966, S. 102 f.; Grzybkowski (wie Anm. 53), S. 302;

GOREZKA (wie Anm. 21), S. 249 ff. (3. Mariologische Hohelied-Exegese des 12. Jahrhunderts).

55 Hohelied Salomos 6,10. Einheitsübersetzung des Alten und Neuen Testaments, 8. Aufl., Freiburg-Basel-Wien 1990. Die lateinische Fassung lautet: *Quae est ista quae progenitur quasi aurora consurgens pulchra ut luna electa ut sol*«, vgl. GOREZKA (wie Anm. 21), S. 247.

56 EBENDA: Apokalypse des Johannes 12, 1.

57 FONROBERT (wie Anm. 53).

58 GRZYBKOWSKI (wie Anm. 53), S. 302.

59 Ebenda.

60 Ebenda.

61 *Spiegel menschlicher behalt'nuss. Est Speculum humanae salvationis*, Michael GREYFF, Reutlingen 1492. Leopold-Sophien-Bibliothek Überlingen, Bd. 79G. Ich danke der Leiterin der Leopold-Sophien-Bibliothek, Frau Roswitha Lambert, für freundliche Informationen.

62 Vgl. BERNER, Herbert: Emmingen ab Egg. (Schnell, Kunstführer Nr. 1092), München / Zürich 1977, S. 15–23, bes. S. 19.

63 Siehe dazu den Artikel Mandilion von RESTLE, M.: in: *Lexikon des Mittelalters*, Bd. 6 (1993), Sp. 189.

64 Dazu grundsätzlich DOBSCHÜTZ, Ernst von: *Christusbilder. Untersuchungen zur christlichen Legende* (Texte und Untersuchungen zur Geschichte der altchristlichen Literatur, hg. von Oskar von GEBHARDT und Alfred HANACK, NF., Bd. 3). 2 Bde., Leipzig 1899; MÜLLER, Willi K.: *Festliche Begegnungen. Die Freunde des Turiner Grabtuches in zwei Jahrtausenden*. 2 Bde., Frankfurt/M., Bern, Paris, New York 1989; WOLF, Gerhard: *Schleier und Spiegel, Traditionen des Christusbildes und Bildkonzepte der Renaissance*, München 2002; SPANKE, Daniel: *Das Mandylion. Ikonographie, Legenden und Bildtheorie der »Nicht-von-Menschenhand-gemachten Christusbilder«* (Monographien des Ikonen-Museums Recklinghausen Bd. V), hg. von Eva HAUSTEIN-BARTSCH und Ferdinand ULRICH.

65 Vgl. HARTMANN, P. W.: *Das große Kunstlexikon in zwölf Bänden*. www.beyars.com/kunstlexikon/lexikon_5699.html; MÜLLER (wie Anm. 64), Bd. I, S. 74; SPANKE, (wie Anm. 64), S. 10. Eine westliche Variante des Mandylions ist das Schweißstuch der Veronika. Die Veronikalegende geht in ihrem Ursprung auf die syrische Abgarlegende zurück. Vgl. MÜLLER (wie Anm. 64), Bd. 1, S. 10, mit Verweis auf DOBSCHÜTZ (wie Anm. 64),. und PEARSON, Karl: Die

Fronica. Ein Beitrag zur Geschichte des Christusbildes im Mittelalter, Straßburg 1887.

66 Vgl. DOBSCHÜTZ (wie Anm. 64), S. 116ff.; MÜLLER (wie Anm. 64), Bd. 1, S. 12; SACHS/BADSTÜBNER/NEUMANN (wie Anm. 11), S. 78.

67 WOLF (wie Anm. 64), S. 24; SPANKE (wie Anm. 64), S. 30.

68 EBENDA; DOBSCHÜTZ (wie Anm. 64).

69 WOLF (wie Anm. 64), S. 47. Nach der Legende reichte eine Frau namens Veronika Christus auf dem Kreuzweg ein Schweißstuch, um sein Gesicht zu trocknen und erhielt es mit dem Abdruck seines Antlitzes zurück.

70 EBENDA, S. 47 f.

71 »Gott, der Du uns, die wir gezeichnet sind durch den Glanz Deines Anblicks, als Andenken an Dich das auf inständige Bitten der Veronika in ein Schweißstuch eingedrückte Bild hast hinterlassen wollen, wir bitten Dich, gewähre uns durch Deine Passion und Dein Kreuz, dass wir, wie wir jetzt auf Erden im Spiegel und im dunklen Gleichnis dieses (Bild) anzubeten und zu verehren vermögen, Dich sicher von Angesicht zu Angesicht sehen werden, wenn Du als Richter kommst, der Du lebst und herrscht mit Gott dem Vater«. Ebenda, S. 48.

72 Ebenda.

73 Ebenda.

74 EBENDA, S. 85; MEIER (wie Anm. 40), S. 105, weist darauf hin, das »unter Umständen auch das geschundene Antlitz« die Schau der *visio beatifica* übernehmen konnte.

75 Vgl. PEARSON (wie Anm. 65).

76 MICHLER (WIE ANM. 8), S. 68 f., Nr. 153 und 156.

77 EBENDA,. S. 93, Nr. 235.

78 Hier wird es von zwei Engeln gehalten. Für den Hinweis danke ich Herrn Ludwig Henzler, Mühlheim a. d. Donau.

79 WOLF (wie Anm. 64), S. 65–86 (Kap. B,3: Eucharistie, Wort und Bild).

80 EBENDA, S. 65: »...die *vera ikon* ist, wenn man so will, ein eucharistisches Bild der ersten Stunde.«

81 EBENDA, S. 66.

82 Hinweis von BECKER-HUBERTI, Manfred, Köln, auf der Internetseite www.religioeses-brauchtum.de/fruehjhr/heiliger_sebastian.html vom 18.6.2011, 7.55 Uhr.

83 Aus der historischen Überlieferung geht hervor, dass der Bruderschaftspfleger für die Verwaltung des Stiftungsvermögens und vor allem für die Abhaltung der Seelenmessen an den gestifteten Jahrtagen

zuständig war. Vgl. STENGELE, Benvenuto: Geschichtliches über den Ort und die Pfarrei Großschönach im Linzgau, in: FDA Bd. 19 (1887), S. 265–295, hier 270 f.

84 HEIZMANN, Ludwig: Pfullendorf, Sacra Juliomagus. Ein Beitrag zur Geschichte der weiland heiligen Römischen freien Reichsstadt Pfullendorf. Nach Quellen, Inschriften, Wappen und Gemälden bearbeitet, Radolfzell 1899, S. 222.

85 Sie nahm auch kirchliche und religiöse Aufgaben wahr, z. B. eine Geldsammlung zur Errichtung eines Sebastianaltars in der Stadtpfarrkirche und die Stiftung einer Altarpfründe. EBENDA.

86 Die Sebastiansbruderschaft in Überlingen besaß den linken Altar in der Franziskanerkirche in Überlingen. Freundl. Hinweis von Stadtarchivar Walter Liehner, Überlingen.

87 Vgl. LACHMANN, Theodor: Überlinger Sagen, Bräuche und Sitten mit geschichtlichen Erläuterungen. (Volkskundliche Quellen Bd. IV), Neudruck der Ausgabe Konstanz 1909, Hildesheim, New York 1979, S. 220.

88 Vgl. JACOBUS DE VORAGINE: *Legenda aurea*. Deutsch von Richard Benz, verlegt bei Eugen Diederichs in Jena, Volksausgabe 1925, S. 650. Zur Ikonographie siehe den Christophorus-Artikel von WERNER, F.: in: LCI Bd. 5, Sp. 500; SACHS/BADSTÜBNER/NEUMANN (wie Anm. 11), S. 76–78; zur Christophorus-Verehrung grundsätzlich ROSENFELD, Hans Friedrich: *Der hl. Christophorus und seine Verehrung. Eine Untersuchung zur Kultgeographie und Legendenbildung des Mittelalters*, Leipzig 1937.

89 MICHLER, Jürgen: Hochgotische Fassadenmalerei am Bodensee. In: *Jahrbuch der Staatlichen Kunstsammlungen in Baden-Württemberg* 22 (1985), S. 7–26, hier S. 12 f., datiert die Entstehung nach 1259; WERNER (wie Anm. 88), Sp. 500, nach 1145.

90 MICHLER (wie Anm. 89).

91 EBENDA, S. 13.

92 Elmenau, Gde. Neukirch, LK FN, Entstehung: 14. Jh., Größe: 3,5 m, EBENDA, S. 11 f.

93 Stein am Rhein, Kt. Schaffhausen/CH; MICHLER (wie Anm. 8), S. 30, Abb. 61.

94 Siblingen, Kt. Schaffhausen/CH. EBENDA, S. 30, Abb. 62 f.

95 Oberwinterthur, Kt. Zürich/CH; EBENDA, S. 44.

96 Michler (wie Anm. 89), S. 13; DERSELBE (wie Anm. 8), S. 30, Abb. 64.

97 Brütten, Kt. Zürich/CH; EBENDA, S. 44, Abb. 95.

98 Bergheim, Stadt Markdorf, LK FN. Vgl. MICHLER (wie Anm. 89), S. 16 f.; DERSELBE, (wie Anm. 8), S. 62, Abb. 140.

99 Aufkirch, Stadt Überlingen, LK FN; MICHLER (wie Anm. 89), S. 21; DERSELBE, (wie Anm. 8), S. 158.

100 DERSELBE (wie Anm. 89), S. 22 f.

101 Vgl. WERNER (wie Anm. 88), Sp. 498–508, bes. Sp. 501 ff.; MICHLER (wie Anm. 89), S. 13; FUHRMANN, Horst, *Bilder für einen guten Tod*, Vortrag vom 4. Febr. 1994 (Bayerische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-Historische Klasse 1997), Heft 3, S. 1–54, hier S. 15, München 1997.

102 Zur Entwicklung der Christophorusdarstellungen siehe die Magisterarbeit von BITTMANN, Yvonne: *Standort und Funktion der Christophorusfiguren im Mittelalter*, Heidelberg 1961, S. 16.

103 REINERS, Heribert: *Das Münster Unserer Lieben Frau zu Konstanz (Die Kunstdenkmäler Südbadens Bd. 1)*, Konstanz 1955, S. 239–241; *Das südliche Wandbild entstand nach 1434, das nördliche 1470*. Vgl. MICHLER (wie Anm. 8), S. 175.

104 Wil, Kt. St. Gallen/CH Stadtpfarrkirche St. Nikolaus (um 1480), vgl. MICHLER (wie Anm. 8), S. 132, Abb. 355.

105 Berneck, Kt. St. Gallen/CH, Pfarrkirche Unserer Lieben Frau (um 1480); MICHLER (wie Anm. 8), S. 161 und S. 133, Abb. 359.

106 Bregenz (Vorarlberg), Fassadenmalerei am alten Gesellenspital aus dem 3. Viertel des 15. Jh., vgl. MICHLER (wie Anm. 8), S. 132 f, Abb. 359 und S. 162.

107 Vgl. ROSENFELD (wie Anm. 88), S. 420 f.; FUHRMANN (wie Anm. 101).

108 *Christophori sancti speciem quicumque tuetur/Illo namque die nullo langore tenetur*. Vgl. FUHRMANN (wie Anm. 101), S. 20.

109 *Christoffere sancte virtutes sunt tibi tante/Qui te mane videt nocturno tempore ridet*. EBENDA.

110 *Christoffori faciem quacumque die tueris,/ Non confusus errist necch mala morte peribis./ Illo namque die nulla langbore (!) grafabis*. Ebenda, S. 21, mit Anm. 46.

111 WOLF (wie Anm. 64), S. 65 ff; FUHRMANN (wie Anm. 101), S. 16 mit Anm. 30.

112 Ebenda.

113 BITTMANN (wie Anm. 102), S. 95.

114 Das etwa 1,6 m große Bildfragment befindet sich auf der Südseite der Fassade. Die auf der Nordseite erkennbaren Bildspuren gehören vielleicht zu einer Darstellung des hl. Jakobus, der in den Quellen des 14. Jh. als zweiter Kirchenpatron nach dem hl. Chris-

- tophorus genannt wird. Vgl. MICHLER (wie Anm. 89), S. 22 f.
- 115** Vgl. ZIMMERMANN, Gerd: Patrozinienwahl und Frömmigkeitswandel, 2. Teil (Würzburger Diözesangesichtsblätter 21 Jg.), 1959, S. 5–125, hier S. 60 ff. (Volkspatrozinien).
- 116** EBENDA; siehe ferner den Artikel von THOMAS, A.: in: LCI. 8, Sp. 593 f.
- 117** Ebenda.
- 118** Ebenda.
- 119** BECK, Otto/LESER, Rupert/RASEMANN, Roland: Durch Feld und Flur. Umritte und Reiterprozessionen, 1. Aufl., Ulm 1994, S. 48.
- 120** BROMMER Hermann (Hrsg.), Wallfahrten im Erzbistum Freiburg, München-Zürich 1990, S. 196 f.
- 121** SCHUPP (wie Anm. 12), S. 359, 365, 496.
- 122** EBENDA, S. 362 (Seitenaltar).
- 123** EBENDA, S. 496.
- 124** Das Land B.-W., Bd. 7, S. 617; Vgl. auch den Internet-Artikel von KELLER Hermann: »Freudentag für die Wendelinskapelle in Ernatsreute« vom 30.09.2008, www.lippertsreute.de.
- 125** BROMMER (wie Anm. 120), S. 230; SCHUPP (wie Anm. 12), S. 150, 152.
- 126** HEIZMANN (wie Anm. 84), S. 62; SCHUPP (wie Anm. 12), S. 362; HERMANN, Manfred: Kunst im Landkreis Sigmaringen, S. 102, mit Abb. auf S. 103.
- 127** BRAUN (wie Anm. 14), S. 49. Es wird auch darauf zurückgeführt, dass an ihrem Fest (21. Januar) die Päpste die aus Wolle hergestellten Pallien weihten. Vgl. HENGGELER, Rudolf: Die Patrozinien im Gebiet des Kantons Zug. Eine orts- und heiligengeschichtliche Studie, Zug 1932, S. 118.
- 128** Vgl. TÜCHLE, Hermann: Dedicaciones Constantienses, Kirch- und Altarweihen im Bistum Konstanz bis zum Jahre 1250, Freiburg 1949, S. 89 f.
- 129** Ebenda.
- 130** Ebenda.
- 131** Siehe die Kultbelege bei HOFFMANN, Gustav: Kirchenheilige in Württemberg (Darstellungen aus der württembergischen Geschichte Bd. 23), Stuttgart 1932, S. 260.
- 132** Zum Volksbrauchtum siehe BÄCHTOLD-STÄUBLI, Hanns und HOFFMANN-KRAYER, Eduard (Hrsg.): Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Neudruck der Erstausgabe von 1927, Berlin 1986, Bd. 1, Sp. 214 f.
- 133** BRAUN, Tracht und Attribute (wie Anm. 14), S. 265; KELLER, Hiltgart, L.: Reclams Lexikon der Heiligen und der biblischen Gestalten. Legende und Darstellung in der bildenden Kunst, 5. durchgesehene und ergänzte Auflage, Stuttgart 1984, S. 229 f.; Artikel »Florian« von WERNER, F., in: LCI, Bd. 6, Sp. 252.
- 134** FLOR (wie Anm. 16), S. 346–348.
- 135** EBENDA, S. 348.
- 136** Ebenda.
- 137** Vgl. LUNG, (wie Anm. 9).
- 138** WIDER, Johann Baptist: Denkbuch von Überlingen (dt./lat.). Stadtchronik von Überlingen 1324–1724, S. 38. Leopold-Sophien-Bibliothek Überlingen. Ms 110b.
- 139** Vgl. dazu auch FLOR, Ingrid: »St. Florians Burg« auf dem Wiener Neustädter Retabel, in: Viatori per urbes castraque. Festschrift für Herwig Ebner zum 75. Geburtstag, Graz 2003.
- 139a** Siehe dazu den Untersuchungsbericht von Bruno SIEGELIN, Harald VON DER OSTEN-WALDENBURG und Frieder KAMMERER: Die geophysikalische Untersuchung des Burgplateaus im September 2012, in: Alte Burg und Ort der Stille. 1000 Jahre Ramsberg im Linzgau, hg. von KAFFANKE, Jakobus/KAMMER, Frieder/MEYER, Fredy, Meßkirch 2012, S. 161–167.
- 141** Vgl. SACHS/BADSTÜBNER/NEUMANN (wie Anm. 11), S. 22; Artikel »Agatha« von SQUARR, C., in: LCI Bd. 5, Sp. 44–48.
- 142** Siehe dazu die Kultbelege bei HOFFMANN (wie Anm. 131), S. 259; Handbuch des Erzbistums Freiburg, Realschematismus, Freiburg 1939, S. 748; NÜSCHELER, Arnold: Die Gotteshäuser der Schweiz, Drittes Heft, Bistum Konstanz Zürich 1873, S. 48.
- 143** Statuta Venerabilis Capituli Ruralis Lizgoviensis, Constantiae 1764, S. 17.
- 144** EBENDA, S. 20.
- 145** SCHUPP (wie Anm. 12), S. 363.
- 146** BRAUN (wie Anm. 14), S. 40; BÄCHTOLD-STÄUBLI, Hanns (Hrsg.): Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Neudruck der Ausgabe von 1927, Berlin-New York, 1987, Bd. I, Sp. 208–211.
- 147** SCHUPP (wie Anm. 12), S. 122, 149, 269.
- 148** EBENDA, S. 303.
- 149** Das Spital besaß zwei Mühlen am Andelsbach, die Vorstadtmühle, Futtermühle und Zeller Mühle. EBENDA, S. 525.
- 150** Vgl. HARTMANN (wie Anm. 65), www.beyars.com/kunstlexikon/lexikon_2674.html.
- 151** Vgl. Braunfels, W.: Maria, Marienbild, in: LCI Bd. 3 (1971), Sp. 155.

- 152 GOREZKA (wie Anm. 21), S. 102.
- 153 EBENDA, S. 88 ff.
- 154 EBENDA, S. 102.
- 155 BEINER, Wolfgang und PETRI, Heinrich: Handbuch der Marienkunde, Regensburg 1984, S. 303–307.
- 156 STENGELE, Benvenut: *Linzgovia Sacra*, Beiträge zur Geschichte der ehemaligen Klöster und Wallfahrtsorte des jetzigen Landkapitels Linzgau, Überlingen 1887, S. 210.
- 157 Die um 1752 gegründete Bruderschaft wurde 1778 von Pfarrer Bartholomäus Müller in eine St. Barbarabruderschaft umgewandelt. Vgl. Stengele (wie Anm. 83), S. 274; ALTHERR, Ulrike: Das religiöse Leben in Herdwangen-Schönach, in: Herdwangen-Schönach. Heimatbuch zur Geschichte der Gemeinde und des nördlichen Linzgau, hg. v. der Gemeinde Herdwangen-Schönach, Herdwangen-Schönach 1294, S. 78–87, hier S. 80.
- 158 Pfarrarchiv Großschönach. Pfarrei Großschönach, IX. Kirchenbaulichkeit Betreff C, Kapelle St. Wendelin mit Ökonomiegebäude Ramsberg, Renovierungen, Vol. 41 (1837–1989). Sie befindet sich heute in einem Schrank des Pfarrarchivs von Großschönach.
- 159 Siehe dazu die burgenkundlichen Hinweise von SCHNEIDER, Alois: Burgen und Befestigungsanlagen des Mittelalters im Bodenseekreis. Eine Bestandsaufnahme, 24. Heiligenberg-Ramsberg, in: Fundberichte aus Baden-Württemberg Bd. 14, Stuttgart 1989, S. 565, und LUNG (wie Anm.), S. 8.
- 160 Die Chorbogenwand steht außerdem im Verbund mit der südlichen Chorwand. Vgl. LUNG (wie Anm. 9), S. 8.
- 161 GUTH, Klaus: Vorreformatorische Wallfahrten zu marianischen Gnadenstätten im Abendland, in: Handbuch der Marienkunde, hg. v. Wolfgang BEINER und Heinrich PETRI, Regensburg 1984, S. 748–767, hier bes. S. 755 ff.
- 162 Baitenhausen, Stadt Meersburg, LK FN; BROMMER (wie Anm. 120), S. 195 f., 1485 *unser frowen zu Baitenhusen* genannt, mit spätgotischer Plastik der stehenden *Himmelskönigin Maria* (um 1500).
- 163 Betenbrunn, Gde. Heiligenberg, LK FN; BROMMER (wie Anm. 120), S. 190f., 1275 erwähnt; seit dem 13. Jahrhundert bestehende Wallfahrt zum Gnadenbild, einer spätgotischen Holzplastik der *thronenden Madonna* mit dem Jesuskind.
- 164 Birnau, Gde. Uhltingen-Mühlhofen, LK FN, BROMMER (wie Anm. 120), S. 184 ff., Kapelle 1222 erwähnt. Beginn der Wallfahrt im 13. Jahrhundert. Gnadenbild: Spätgotische Plastik der *Himmelskönigin Maria*, um 1500.
- 165 Maria Schray, Stadt Pfullendorf, LK SIG; BROMMER (wie Anm. 120), S. 227ff., 1360 erstmals erwähnt, Wallfahrt erstmals für 1465 bezeugt. Gnadenbild: *Maria Königin mit dem Jesuskind*, frühes 17. Jahrhundert.
- 166 Maria im Stein, Lippertsreute, Stadt Überlingen, LK FN; BROMMER (wie Anm. 120), S. 208, Felshöhle im 17. Jahrhundert zur Kapelle ausgestaltet, Gnadenbild *Maria, Trösterin der Betrüben*.
- 167 Salem, LK FN; BROMMER (wie Anm. 120), S. 205 ff., mit *Gnadenbild der vom Schmerzenschwert durchbohrten Maria*. Die Holzstatue stammt von 1588/89.
- 168 Frickingen, LK FN; STENGELE, Benvenut: *Linzgovia Sacra*, Beiträge zur Geschichte der ehemaligen Klöster und Wallfahrtsorte des jetzigen Landkapitels Linzgau, Überlingen 1887, S. 196 ff., allerdings erst 1598 erstmals urkundlich erwähnt. Vgl. DEHIO, Georg: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, Baden-Württemberg II, Regierungsbezirk Freiburg und Tübingen, bearbeitet von Dagmar Zimdars u. a., München-Berlin 1997, S. 235.
- 169 Das gilt für Baitenhausen, Birnau und Engelswies.
- 170 Vgl. SCHUPP (wie Anm. 12), S. 351 ff.
- 171 NAENDRUP-REIMANN, Johanna: Weltliche und kirchliche Rechtsverhältnisse der mittelalterlichen Burgkapellen, in: Die Burgen im deutschen Sprachraum. Ihre rechts- und verfassungsgeschichtliche Bedeutung, hg. v. Hans Patze (Vorträge und Forschungen Bd. 19), Bd. 1, Sigmaringen 1976, S. 123–153, hier S. 149 f.
- 172 BOSSERT, G.: Das Marienpatrozinium in Württemberg, in: ZWLG 6 (1943), S. 179.
- 173 STREICH, Gerhard: Burg und Kirche während des deutschen Mittelalters. Untersuchungen zur Sakraltopographie von Pfalzen, Burgen und Herrensitzen (Vorträge und Forschungen Sonderband 29) Teil II (Pfalz- und Burgkapellen bis zur staufischen Zeit), S. 482.
- 174 ALTHERR (wie Anm. 157), S. 50.

Willibald Katzinger

ZUR HINRICHTUNG ZWEIER BETTLER

Die Urgicht der Räuber und Mörder Peter Belzly und
Hanns Ruff in Konstanz im Jahr 1511

Vor 500 Jahren wurden in Konstanz zwei Bettler hingerichtet, die als »Fahrende« zwischen den Städten im Raum Bodensee – Oberdeutschland unterwegs gewesen sind. Darüber berichtet ein einzelner, insgesamt 16 Seiten umfassender Akt im Stadtarchiv Feldkirch in Vorarlberg, der die Aufschrift *urgicht von costentz. mordern* trägt.¹ Er gibt – wie das Wort »Urgicht« verrät – ein umfassendes Geständnis der beiden im Titel Genannten wieder, welches nach der Folter vor Gericht niedergeschrieben worden ist. Der Fall ist in erster Linie vom kriminalhistorischen Aspekt her interessant, in zweiter Hinsicht fasziniert der große Aktionsradius und die erstaunliche Mobilität der namentlich im Akt angeführten Bettler und drittens frappiert deren relativ genaue Beschreibung.

Die Bettler als soziale Gruppe des Mittelalters interessierten bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts nur als Objekte sozialer Fürsorge, wobei die Einrichtungen der christlichen Mildtätigkeit im Vordergrund der historischen Betrachtung standen.² Ihren Anspruch auf Unterstützung betonte in der Zwischenkriegszeit erstmals der Sozialwissenschaftler Hans Scherpner, dessen posthum erschienenes Werk in Historikerkreisen jedoch nicht rezipiert wurde.³

In der Nachkriegszeit setzte im Gegensatz zur Geschichtsforschung der damaligen DDR⁴, die sich eingehend mit den »Bürgerkämpfen« beschäftigte, an denen sehr oft auch die Unterschichten beteiligt gewesen sind, im Westen das Interesse an diesem Thema erst verzögert ein. Wegweisend wurde dabei eine Arbeit von Erich Maschke über die sozialen Kräfte in den deutschen Städten des Mittelalters.⁵ Das Thema wurde 1966 in Schwäbisch Hall auf einer von ihm mit organisierten Tagung des Südwestdeutschen Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung mit dem Titel »Gesellschaftliche Unterschichten in den südwestdeutschen Städten« vertieft und von weiteren Autoren aufgegriffen.⁶ Ähnliche Tagungen folgten.⁷ Erst jetzt wurde versucht, dem Thema »Armut« oder »Unterschichten« einen theoretischen Unterbau zu geben⁸ und diesen womöglich auch quantitativ in den Griff zu bekommen.⁹ Letzteres bleibt problematisch, weil einerseits

die Quellenlage zu dünn ist und weil quantitative Klassifizierungen aller Art letztendlich zu individuell bleiben. Neuerdings wenden sich die Untersuchungen wieder mehr den Quellen selbst zu und versuchen, sie soziologisch zu betrachten.¹⁰

Die folgende Untersuchung zieht sich beinahe positivistisch auf eine singuläre Quelle vom Beginn des 16. Jahrhunderts zurück, die am Vorabend der Reformation noch ganz dem Mittelalter verpflichtet zu sein scheint.

DIE DIEBSTÄHLE UND RAUBMORDE

Die beiden Bettler wurden aufgegriffen, weil sie sich gebärdeten, als ob sie die »Fallende Sucht« (Epilepsie) hätten. Sie scheinen sich dabei nicht sehr professionell verhalten zu haben und weckten den Argwohn der Konstanzer, dass sie ihre Leiden nur spielten. Das sollte sich im Laufe des Verhörs noch bewahrheiten, reichte aber im Normalfall nicht aus, um sie in den Kerker zu werfen. Es muss noch andere Verdachtsmomente gegeben haben, die uns unbekannt bleiben. Bei der Feststellung der Personalien stellte sich heraus, dass Peter Belzly aus Apfeltrach stammte,¹¹ einem Dorf wenige Kilometer südlich von Mindelheim, und der andere, Hanns Ruff, aus Winterbach¹² bei Schorndorf¹³ östlich von Stuttgart. Belzly war bereits seit sieben Jahren als Berufsbettler unterwegs, Hanns Ruff hingegen erst seit sechs Monaten.

In dieser kurzen Zeit hat er – wie die peinliche Befragung ergab – fünf Diebstähle begangen und war an einem Raubmord beteiligt. Die Diebstähle hat er noch allein rund um Winterbach und Schorndorf verübt.¹⁴

Begonnen hat er seine kriminelle Karriere daheim in Winterbach selbst, wo er beim Dorfwirt Hieronymus einen alten Rock gestohlen hat. Auch in Buttelsbach¹⁵ hat er einen Rock gestohlen, den er um einen halben Gulden versilberte. Sein Arbeitsfeld waren offenbar Gasthäuser, bzw. Herbergen, die zum nächtlichen Diebstahl geradezu einluden, wie zum Beispiel in Vrlach¹⁶ nördlich von Schorndorf, wo er einem Mann namens Kaspar einen halben Gulden aus der Börse gestohlen hat. In Vrendorff¹⁷ bei Göppingen hat er auf die gleiche Weise einen Bauern namens Utz um zwei Gulden erleichtert und im Surbrunnen¹⁸ war die Beute mit 10 Schilling ein wenig geringer.

Auch der Raubmord hat in einem Dorfwirtshaus bei Baden seinen Ausgang genommen. Dort haben Ruffs Komplizen Enderlin und Hans von Nördlingen, Utz von Augsburg und Michael von Dinkelsbühl mit einem Bauern Karten gespielt und dabei zwei Gulden verloren. Die wollten sie sich zurückholen. Deshalb haben sie in einem Wald dem Bauern auf seinem Heimweg aufgelauert, gemeinsam erschlagen und in einen Tobel (Schlucht, Schacht) geworfen. Die Ehefrauen der Brüder Hans und Enderlin von Nördlingen (Margret und Dorli) sind Schmiere gestanden. Die Beute von vier Gulden haben sie gemeinsam verzecht. Von diesen Mordkomplizen hat Hans Ruff auch gelernt, wie man die »Fallende Sucht« glaubhaft vortäuschen kann. Offenbar nicht gut genug.

An diesem Geständnis ist nichts Ungewöhnliches, auch wenn es unter der Folter erpresst wurde. Die Diebstähle waren harmlos und in den Totschlag ist Hans Ruff eigentlich nur hinein gezogen worden.

Wesentlich umfangreicher war das Geständnis des Peter Belzly, der zwei Kirchendiebstähle, einen versuchten Raub und insgesamt 14 Raubmorde gestanden hat, die er allein oder gemeinsam mit anderen Bettlern verübt haben will.¹⁹ Heutige Boulevardmedien würden ihn aufgrund seiner Taten taxfrei zum »Würger vom Bodensee« erklären. Ob er die Morde alle begangen hat, oder ob sie zumindest zum Teil Ausgeburten der Folter waren, ist nicht mehr festzustellen.

Aus der Dorfkirche von Bouß²⁰ hat er einen Kelch gestohlen, den er um drei Gulden einem Goldschmied in Memmingen verkaufte. Bettlergenosse Michael von Augsburg soll ihm einen Dietrich zur Ausführung des Einbruchs geliehen haben und Schmiere gestanden sein. In Kamlach²¹ hat er mit einem Messer den Siechenstock aufgebrochen und Kleingeld im Wert von drei Gulden erbeutet. Mit beteiligt war Wolfgang von Salzburg.

Seine Karriere als Mörder begann mit einem Desaster, als er bei Babenhausen²² einen fahrenden Knecht überfiel und von diesem jämmerlich verprügelt wurde. Darauf hin machte er sich nur mehr an wehrlose Opfer heran. Bei Markdorf hat er in einem Wald Richtung Ravensburg einen neunjährigen Jungen, dessen genaue Herkunft er sogar kannte,²³ getötet und den Leichnam etwas abseits des Weges einfach liegen lassen. Die Beute betrug zwei Schilling. Zu Weihnachten 1510 hat er einen Bettlergenossen bei der Kirche »Unsere Frau« bei Babenhausen mit einem »Wurfbügel«(?) ermordet und in eine Lehmgrube geworfen. Beute: II Bemisch (?). Bald darauf zu Lichtmeß hat er beim Markt Blaubeuren Richtung Memmingen mit den Händen eine junge Frau erwürgt und 4 Schilling bei ihr gefunden.

Nicht lange vor seiner Verhaftung hat er zu Buchli²⁴ bei Landsberg einen zweiten Bettlergenossen ums Leben gebracht und seine Leiche unter einem Reisighaufen versteckt. Die Tat brachte vier Konstanzer Batzen ein. Sein letztes »Soloopfer« war wieder ein Knabe, diesmal acht Jahre alt, den er in einer Einöde Schönegg²⁵ bei Babenhausen eighändig erwürgte und am Waldrand begrub. Das brachte zwei Schilling ein.

Zwei Gulden brachte ihm zu Pfingsten 1510 die erste Teilnahme an einem Kollektivmord ein, obwohl er nur Aufpasser war. Die Tat selbst wurde von seinen Bettlergenossen Hans von Kaufbeuren, Hans Scherer von Innsbruck und Jörg von Kempten an einem Bauern verübt. Tatort war der Biberacher Wald bei Biberach²⁶, die Beute mit zehn Pfund beachtlich.

Nur die Hälfte davon brachte der Mord an einem Kaufmann von Kirchain²⁷ ein, den Belzly gemeinsam mit Hans von Memmingen und Hans Hutmacher von Landshut zu Fronleichnam 1510 verübt hat. Die Leiche wurde in der Wertach entsorgt, einem Nebenfluss des Lech, denn der Tatort lag beim Dorf Grub.²⁸ Der Kaufmann, der übrigens Hans Remelin hieß – die Täter kannten ihn also offenbar – war auf dem Weg von oder nach Kaufbeuren.

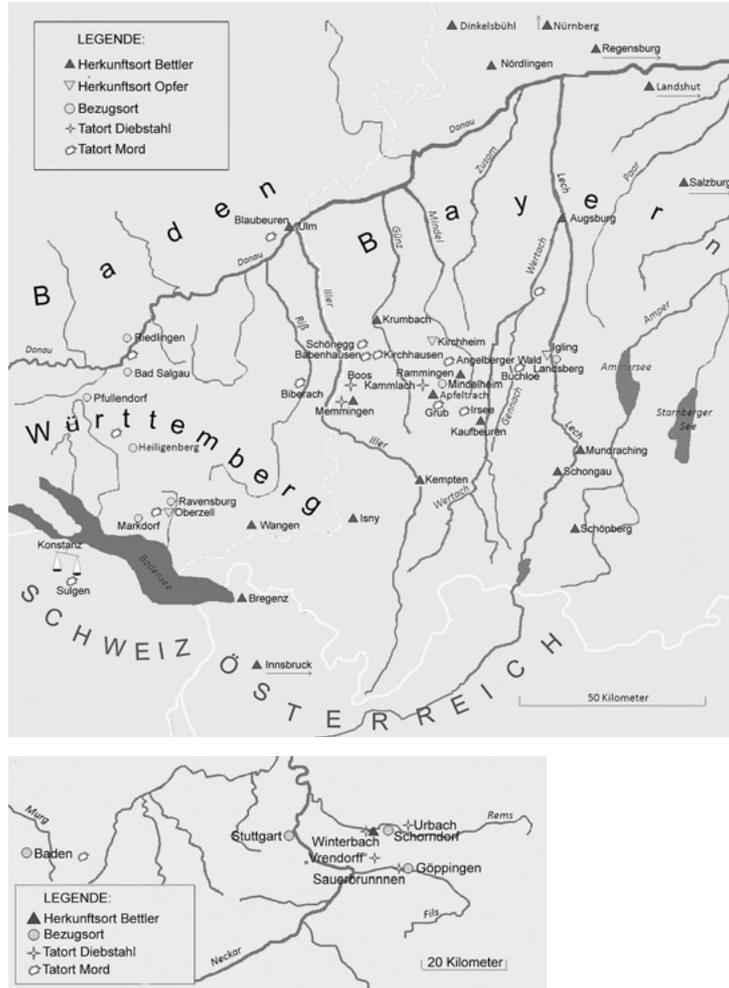


Abb. 1: Karten mit den Herkunftsorten der Bettlerrotte um Peter Belzly und Hans Ruff, der Herkunftsorte der Opfer und den Tatorten.

Die Mordgesellen haben sich aber auch mit weniger einträglichen Opfern abgegeben. So hat Belzly mit Peter von Römigen²⁹, im Zivilberuf Schmied, im Angelberger Wald³⁰ ein Mädchen namens Enndlin ermordet, welches aus Kirchdorff³¹ stammt. Der Mord, welcher acht Schilling einbrachte, geschah am Dienstag nach Christi Himmelfahrt 1510, und wurde vom Bettlergenossen begangen. Auch dieses Opfer haben die Mörder so wie das folgende persönlich gekannt.

Es handelte sich abermals um einen Knaben, diesmal nur sieben Jahre alt. Er stammte aus Sygingen³² nördlich von Landsberg. Tatort war wiederum ein Wald unterhalb von Augsburg, die Beute betrug 6 Schilling. Der Mord geschah im Winter vor seiner Verhaftung, denn die Leiche des Kindes wurde einfach in ein tief verschneites Tal geworfen.

Am Christi Himmelfahrtstag 1509 haben Belzly und Hans von Krumbach bei Krumbach³³ ein Mädchen ermordet und 3 Schilling erbeutet. Den nächsten Mord an einem achtjährigen Kind hat Belzly mit Hans Schmid von Mundrachingen³⁴ verübt. Als Tatort

hat er by Sulgo³⁵, so man gen Redlingen³⁶ gat angegeben, der – wenn der Identifizierungsversuch stimmt – nördlicher als alle anderen liegt. Als Tatwaffe diente ein Zaunstecken, die Beute betrug 7 Schilling. Zeitlich lag die Tat mit Weihnachten 1510 jener von Landsberg sehr nahe. Ein anderes Sulgen kommt in einer ganz anderen Gegend mit einem anderen Opfer ins Spiel: Mit Hans von Regensburg ermordete er am Weg von Sulgen³⁷ nach Konstanz eine hochschwängere Bettlerin wegen der 4 Schillinge, die sie bei ihr fanden.

Zurück im Norden ist von einem weiteren Mord an einem Knaben zu berichten: Im nächsten Dorf³⁸ auf dem Weg von Heiligenberg nach Pfullendorf hat Belzly mit Michael von Wangen einen Zehnjährigen umgebracht und die Leiche in ein Gestrüpp geworfen, dessen Lage er genau beschrieb. Die Tat geschah wie die meisten anderen in einem Wald, ebenfalls ein halbes Jahr vor seiner Festnahme. Sie brachte 1 Pfund Pfennig ein.

Der letzte Fall sieht wieder ein zwanzigjähriges Mädchen als Opfer beim Closter Sursch³⁹ in der Nähe Kaufbeurens. Sie wurde erschlagen und unter einem Feldrain begraben. Dabei hat ihm Hans von Schemberg⁴⁰ geholfen, mit dem er die 1 Pfund 5 Schilling Beute teilte.

Bleiben als Resümee fünf feige Morde an Kindern unter zehn Jahren, vier an jungen Mädchen, deren ältestes 20 Jahre zählte, drei Totschläge an Bettlerkollegen und nur zwei Raubmorde, bei denen eine namhafte Beute zu erwarten war. Die Sinnlosigkeit der meisten dieser Taten lässt an ihrem Wahrheitsgehalt zweifeln, wenn nicht andere Motive vorlagen. Darauf könnte die Tatsache hinweisen, dass nur Knaben als Opfer ausgewählt wurden. Doch ist in der Urgicht nichts davon zu lesen. Zum anderen verwundert doch sehr, dass diese Kinder allein unterwegs waren und im Verhältnis zu ihrem Alter große Summen mit sich führten. Diese Zweifel treffen auch für die Mädchen zu. Sie hatten größere Wegstrecken allein zurückzulegen, die zum Teil auch durch Wälder führten.

Es fällt auf, dass Belzly seinen Angaben zufolge erst am Ende seiner Bettlerlaufbahn zu morden begann und sich dabei von seinem ersten fehlgeschlagenen Versuch nicht abhalten ließ. Es scheint, dass eine unerklärliche Mordwut plötzlich von ihm Besitz ergriffen hatte, die er nicht mehr steuern konnte.

Es ist ferner bemerkenswert, dass sich keiner seiner Mittäter öfter als einmal an seinen Verbrechen beteiligte. Sie gehörten alle jener Bettlerrotte an, über die gleich zu reden sein wird. Den Mord am Bauern haben sie zu viert, jenen am Kaufmann zu dritt ausgeübt, für die chancenlosen Opfer genügten zwei oder Belzly allein. Auf die Beseitigung der Leichen wurde offenbar kein großer Wert gelegt. Nur eine wurde regelrecht begraben. Alle anderen wurden in eine offene Grube geworfen, in ein Gestrüpp gezogen, mit Reisig bedeckt oder im Fluss entsorgt. Die Täter mussten also damit rechnen, dass ihr Verbrechen bald »ruchbar« werden würden. Für den Wahrheitsgehalt der Taten sprechen das Geständnis selbst, das freilich unter der Folter erpresst wurde, die exakten

Ortsangaben und die Namen der Ermordeten. Es ist kaum vorstellbar, dass Belzly sie alle frei erfunden hat.

DIE BETTLERROTTE VON SCHONGAU UND IHRE MITGLIEDER

Glaubhafter als die Serie von Mordtaten ist der Bericht des Peter Belzly über eine Bettlerrotte, deren Mitglieder sich dreimal pro Jahr (Lichtmess, Pfingsten und Christi Himmelfahrt) zu Schongau in Bayern trafen. Sie trugen auf der Innenseite ihrer Kleidung ein achtfärbiges Zeichen, welches sie offen nur zeigten, wenn eine außerordentliche Versammlung anstand. Begründet hatte die Rotte Jörg von Kempten, der beim Mord am Bauern beteiligt war. Belzly führte sie der Reihe nach namentlich an, beschrieb ihr Erscheinungsbild (Statur, körperliche Eigenheiten, Kleidung) und ihre echten oder vermeintlichen Gebrechen, bzw. Gründe für das Betteln.⁴¹

Es handelte sich um Hanns von Ulm, der selbst gesund war, aber Hans Ruff die Fallende Sucht beibrachte. Michael von Augsburg war ursprünglich Fischer, war aber gehandicapt und hatte nur einen Arm. Er führte seinen Sohn mit sich und zwei weitere Knaben, denen er die Tricks des Bettelns beibrachte. Wolfgang (Wölfflin) von Salzburg war in Widerspruch zur Diminutivform seiner Namens von großer Statur und ist mit dem Zusatz *Truncken* als Alkoholiker ausgewiesen. Er war an der Plünderung des Opferstockes beteiligt.

Hans von Kaufbeuren war noch jung, hatte eine Frau und drei Kinder, täuschte keinerlei Gebrechen vor, war aber am Mord an dem Bauern beteiligt. Jörg von Kempten hat die Bettlerrotte begründet und galt als ihr Hauptmann. Er war groß und schlank und täuschte mit einem schwarzen Schenkel Brandbefall vor. Er war ebenfalls am Bauernmord beteiligt. Hans Lebzelter von Augsburg war wie Hans von Kaufbeuren jung und hatte Frau und Kind. Er täuschte Fallsucht und Gallensteine vor. Christian von Wangen hatte eine Frau und zwei Kinder und war unbescholten. Hans von Bregenz und Hans von Memmingen täuschten ebenfalls Krankheiten vor, wobei der erste sonst nichts angestellt hat, der zweite aber Komplize beim Mord am Kaufmann war.

Hans Hutmacher von Landshut war am Mord am Kirchheimer Kaufmann beteiligt. Ein schwarzer Geselle war Peter von Römigen⁴² mit schwarzem Haar, schwarzer Kleidung und schwarzer Seele, denn er war am Mädchenmord im Angelberger Wald beteiligt. Der rothaarige Hans von Nürnberg hat sich den Kopf geschoren, vermutlich um nicht aufzufallen. Er war an keinem der Verbrechen beteiligt. Im Gegensatz zu ihm trug Hans Scherer von Innsbruck sein rotes Bärtlein sogar zur Schau. Er war am Kaufmannsmord beteiligt und hat ein Gebrechen vorgetäuscht. Hans von Krumbach hatte die Fallende Sucht, was ihn nicht hinderte sich an einem Mädchenmord zu beteiligen. Hans Schmid täuschte diese nur vor und war Mittäter bei einem Knabenmord. Hans von Re-

gensburg hatte schwarzes Kraushaar, einen schwarzen Bart und war mit einem schwarzen Loch im Schenkel tatsächlich behindert. Dessen ungeachtet hat er sich am Totschlag an der schwangeren Kollegin beteiligt. Michael von Schongau war nicht kriminell.

Von besonderem Interesse sind die letzten drei: Michael von Wangen trug Priesterkleider, hatte das Haar geschoren und trug ein Gebetbuch in der Hand, als ob er Geistlicher wäre. Zudem konnte er Lesen und Schreiben. Er war am Knabenmord bei Heiligenberg beteiligt. Hans von Schemberg⁴³ hatte ein silbernes Kreuz, ein Meßbuch und ein Bild des hl. Valentin, die er beim Betteln vor sich hinlegte. Zum Mord an dem zwanzigjährigen Mädchen wird er die Utensilien wohl nicht gebraucht haben. Die Aufzählung endet mit Michael Schumacher von Isny, einem jungen schwarzen Knecht, dem Peter Belzly als einzigem attestierte, dass er ein »heiliger« Bettler sei.

Mit Peter Belzly und unter Einbeziehung der Frauen und Kinder bestand die Rotte aus 35 Mitgliedern. Der Mitangeklagte Hans Ruff zählte nicht dazu. Mit Ausnahme von Belzly und Hans von Krumbach, sowie Hans Schmid von Mundraching stammten alle übrigen aus Städten, wenn man den Herkunftsnamen Glauben schenken kann. Vielleicht aber haben sich einige Mitglieder der Einfachheit halber nach einer Stadt benannt, auch wenn sie in einem Dorf in deren Nähe geboren worden sind.

Bei mindestens vier Mitgliedern können wir aufgrund konkreter Angaben oder des sprechenden Namens annehmen, dass sie vor ihrer Bettlerlaufbahn dem Handwerkerstand angehört haben: Michel von Augsburg als Fischer, Hans von Augsburg als Lebzelter, Hans von Landshut als Hutmacher und Hans von Innsbruck als Tuchscherer. Einer von ihnen (Hans Schmid von Mundraching) hatte als Schundknecht einen »unehrlichen« Beruf ausgeübt und ein weiterer (Michael von Wangen) konnte lesen und schreiben, was ihn als fahrenden Schüler ausgewiesen hätte, wenn er nicht schon zu alt dafür gewesen ist.

Die Kleidung war alles andere als einheitlich. Die einen trugen Hosen, die anderen Kittel, darüber jeweils einen Rock oder Mantel. Die Farben schwarz und grau dominierten, doch gab es auch weiße, rote, grüne oder blaue Kleidungsstücke. Die Sachen scheinen weitgehend in Ordnung gewesen zu sein, nur bei Wolfgang von Salzburg ist ausdrücklich vermerkt, dass er einen *zerhadderten* Rock trug.⁴⁴

Wir können aus diesen Angaben (mit aller Vorsicht) schließen, dass sich die Mitglieder der Rotte in ihrem äußeren Erscheinungsbild vom Durchschnitt der Tagelöhner, Knechte und vielleicht auch der Handwerksgesellen abgesehen von den zur Schau getragenen Mängeln (nur ein Arm bei Michael von Augsburg) und Leiden (schwarzer Schenkel bei Jörg von Kempten und ein Loch im Schenkel bei Hans von Regensburg) kaum unterschieden haben.

DIE WAHREN UND ERFUNDENEN GEBRECHEN

Vier von ihnen (Wolfgang von Salzburg, Hans von Krumbach, Hans Schmid von Mundraching, Hans von Schemberg⁴⁵) bettelten auf die »Fallende Sucht«,⁴⁶ unter der jedoch nur die zwei ersteren wirklich zu leiden hatten. Zu ihnen haben wir auch noch Peter Belzly selbst zu zählen.

Ähnlich wie die fallende Sucht haben wir uns das Betteln auf St. Valentin vorzustellen. Zwei aus der Rotte praktizierten diese Variante (Hans Scherer von Innsbruck und Hans Lebzelter von Augsburg) ohne krank zu sein. »Auf« einen Heiligen zu betteln hieß zunächst, dass man ein Gelübde abgelegt hat, z. B. Wachs für die Beleuchtung, Stoff für ein Altartuch oder Bruchsilber für einen Kelch aufzutreiben, um sie dem Heiligen an einer besonderen Wallfahrtsstätte darzubringen.⁴⁷ Meist – aber nicht immer – war das Gelübde mit einem besonderen Leiden verbunden. Für die Bettler war es wichtig, eine ergreifende Geschichte erzählen zu können, wie man sich die Krankheit zugezogen hat. Es gibt mehrere Heilige mit dem Namen Valentin, doch dürfte es sich hier um Valentin von Rätien drehen, der 475 in Mais bei Meran bestattet wurde und später nach Passau kam. Er wird mit einem offenbar kranken Kind an seiner Seite dargestellt oder mit einem Epileptiker. Beides ist aus der Legende nicht abzuleiten, sodass seine Zuständigkeit auf einer volksethymologischen Deutung des Namens (Valentin = fällt hin) beruhen wird.⁴⁸

Einer aus der Rotte (Hans von Ulm) gab vor, unter dem *Vbeln tanz* zu leiden, worunter zweifellos der Veitstanz verstanden werden darf. Die Krankheit äußert sich unregelmäßigen Zuckungen der Glieder und kann im Extremfall zu einer unkontrollierbaren Tanzwut ausarten, die bis zur Ohnmacht führt. Den Tänzern quillt dabei Schaum aus dem Mund.⁴⁹ Die Tanzwut entwickelte sich seit der großen Pest zu einem Massenphänomen in Mitteleuropa. Auch ohne klinische Ursachen konnte sie ganze Gruppen von Menschen befallen. Hilfe versprach eine Wallfahrt zum heiligen Veit bei Zabern (Saverne) im Unterelsass. Im Jahre 1518 schickte z. B. die Stadtverwaltung von Straßburg drei Gruppen dorthin, um diesem Spuk in der Stadt ein Ende zu bereiten.⁵⁰ Der hl. Veit († Sizilien 304) galt als Schutzpatron bei Epilepsie und Tollwut.⁵¹ Er zählt zu den 14 Nothelfern und seine Legende ähnelt der des Cyriacus sehr. Veit heilte den besessenen Sohn des römischen Kaisers Diokletian (284–305), Cyriakus seine besessene Tochter.

Diesem hatten sich drei Rottenmitglieder (Hans von Bregenz, Hans von Memmingen und Hans von Regensburg) verschrieben, sie litten nicht nur vorgeblich, sondern tatsächlich an St. *Kyris Rach*.⁵² Wie man sich das Krankheitsbild vorstellen könnte, zeigt der sogenannte Heller-Altar im Städel Frankfurt, den Matthias Grünewald gemeinsam mit Albrecht Dürer zwischen 1507 und 1511 für den Frankfurter Bürger Jakob Heller geschaffen hat.⁵³ Der Heilige hält ein vor ihm knieendes Mädchen mit einem um den Hals geschlungenes Tuch fest, welches die verkrampften Hände von sich streckt. Die Wallfahrt zum hl. Cyriak, der wie der hl. Veit im Jahre 304 den Märtyrertod erlitten haben soll,⁵⁴ lag

im Elsass und zwar bei der Abteikirche Altorf bei Molsheim⁵⁵, keine 30 Kilometer von Saverne und dem hl. Veit entfernt.

An Antonis Rach mit einem schwarzen Schenkel war angeblich Jörg von Kempten erkrankt. Der pathologische Verlauf des sogenannten Antoniusfeuers, welches durch den Genuss von Mutterkorn hervorgerufen wird, ist allgemein bekannt. Es führte letztendlich zum Verlust der befallenen Extremitäten und muss so häufig gewesen sein, dass sich zur Heilung ein eigener Spitalsorden (Antoniter) herausbilden konnte, der im 15. Jahrhundert 370 Niederlassungen in Europa gehabt haben soll,⁵⁶ darunter in Memmingen und – Zufall oder nicht – in Isenheim im Elsass. Ihr Patron war der hl. Antonius von Ägypten (250–356), auch »der Große« und »Vater des Mönchtums« genannt.⁵⁷ Seine Legende weist eigenartigerweise keine Bezüge zur Krankheit oder deren Heilung auf, er zählte auch nicht zu den 14 Nothelfern. Nur auf dem Isenheimer Altar von Matthias Grünewald ist auf der Tafel von der »Versuchung des heiligen Antonius«⁵⁸ ein Kranker dargestellt (entstanden zwischen 1506 und 1515), der u.a. Symptome des Antoniusfeuers aufweist.

Peter von Römigen⁵⁹ bettelte auf den hl. Wolfgang *ins Bayerlanndt*. Es handelte sich dabei um die Wallfahrtsstätte bei St. Gilgen am Wolfgangsee im heutigen Österreich, die der Legende nach vom heiligen Wolfgang gegründet worden sein soll, aber erst am Beginn des 14. Jahrhunderts das erste Mal erwähnt ist.⁶⁰ Der historische Wolfgang, der u. a. im Kloster Reichenau am Bodensee seine Ausbildung erhielt, war 972–994 Bischof von Regensburg. Seine Vita weiß nichts über Krankenheilungen.⁶¹ Die Mirakelberichte setzen mit dem Jahre 1505 ein und zeigen ein breites Spektrum verschiedener Krankheiten, die hier geheilt wurden, wobei schadhafte Hände, Füße und andere Leibsgebrechen überwiegen.⁶²

Ebenso wenig ist das Betteln auf St. Barbara aus der Legende zu erklären, welches Hanns von Nürnberg und Michel von Schongau praktizierten. Sie war Mitglied der 14 Nothelfer. Die spätantike Heilige⁶³ wurde als Beistand in der Todesstunde angerufen. Zur Schutzpatronin der Bergleute wurde sie erst am Beginn der Neuzeit. Vorher war sie Patronin all Jener, die mit Feuerwaffen hantierten. Die historisch nicht nachweisbare Barbara stammte angeblich aus dem kleinasiatischen Nikomedia (heute Izmit). Einer anderen Tradition zufolge lebte sie im 3. Jahrhundert in Heliopolis (heute Baalbek im Libanon).

Hanns Hutmacher von Landshut bettelte *gen Acht*. Das Wort *gen* weist auf einen folgenden geografischen Begriff hin, der kaum zu klären ist. Personal aufgefasst könnte es sich um den heiligen Achatius gehandelt haben, einem römischen Heerführer, der im Jahr 140 mit seiner 10 000 Mann starken Truppe auf dem Berg Ararat für den Glauben getötet wurde.⁶⁴ Seine Legende ist ebenso fabulös wie jene der heiligen Barbara und so wie diese zählte er zu den 14 Nothelfern. Auch er wurde vornehmlich in der Todesstunde angerufen.

Von Michel von Wangen, der vorgab, ein Priester zu sein, war schon die Rede. Michel von Augsburg besaß tatsächlich nur mehr einen Arm. Der verheiratete Hanns von Kaufbeuren täuschte ebenfalls nichts vor, sondern stellte nur seine Armut zur Schau. Von allen seinen Genossen bezeichnete Belzly jedoch nur Michel Schuhmacher von Isny als einen »heiligen« Bettler. Vier der insgesamt sieben Heiligen (Valentin, Veit, Cyriakus und Antonius) werden übrigens auch bei den »Gantnern« des Liber Vagatorum aufgezählt.⁶⁵ Hans Ruff und seine Komplizen (Ennderlin und Hans von Nördlingen, Utz von Augsburg und Michel von Dinkelsbühl) gehörten nicht zur Schongauer Rotte.

DIE KRIMINALISTISCHE RECHERCHE DES KONSTANZER GERICHTES IM JAHRE 1511

Alle Nachforschungen, ob der Fall Eingang in die einschlägige Literatur gefunden hat, blieben ergebnislos. Lediglich auf den genannten Wölfflin von Salzburg könnte es einen vagen Hinweis geben. Ein Mann gleichen Namens wird im Prozess der zweiten Bundschuh-Verschwörung (1513) als Hauptmann einer Bettlerbande bezeichnet.⁶⁶

Eine mit wenig Hoffnung gestartete Umfrage in den Archiven der genannten Städte brachte das befürchtete negative Ergebnis.⁶⁷ Lediglich in Ravensburg ist der Name des Hans von Memmingen überliefert, von dem es heißt, dass er ein Dieb sei.⁶⁸ Das steht in einem Brief der Stadt Konstanz an Ravensburg vom 6. Oktober 1511, der außerdem noch die Namen einer Reihe weiterer Verbrecher anführt, die in Konstanz und Zürich hingerichtet oder von den Verhafteten angegeben worden sind. Das Konstanzer Archiv bildete auch den letzten Hoffnungsanker, da ja in dieser Stadt der Prozess stattgefunden hat.

Tatsächlich sind im dortigen Missivenbuch (= Ausgangsbuch der städtischen Korrespondenz) etliche Schreiben überliefert, die auf den Prozess Bezug nehmen, darunter auch jenes an Ravensburg. Erhalten hat sich ferner ein Brief an die Stadt Kaufbeuren, in welchem auf den Raubmord an einem Kaufmann (Hanns Remelin) hingewiesen wird, welcher in der Nähe Kaufbeurens verübt worden sein soll.⁶⁹ Da dieser aus Kirchheim nordwestlich von Mindelheim stammte, erging ein gleiches Schreiben an den Ritter Eglof von Kirchheim zu Angelberg, unter dessen Hochgericht der Kaufmann gehört haben wird, und ein weiteres an den Rat des Marktes Kirchheim.⁷⁰

Eine Nachricht ähnlichen Inhalts schickten die Konstanzer an Sixt von Hesen, den Vogt von Heiligenberg,⁷¹ da in der Nähe des Schlosses ein Mord an einem Knaben verübt worden sein soll. Man fragte nach, ob die Leiche gefunden worden sei.⁷²

Aus diesen zwei Beispielen ist zu ersehen, dass die Stadtväter von Konstanz bemüht gewesen sind, den Wahrheitsgehalt der Aussagen des Peter Belzly zu überprüfen, weshalb angenommen werden kann, dass sie auch in allen anderen Tatorten Nachforschungen angestellt haben, auch wenn sich die entsprechenden Anfragen nicht erhalten haben. Unklar bleibt allerdings, ob sie ihre Nachforschungen vor oder nach der Hinrich-

tung angestellt haben. Somit ist wenigstens festgestellt, dass die Gefangennahme, Folterung und Hinrichtung der beiden Delinquenten tatsächlich stattgefunden hat, wofür sich auch noch andere Quellen haben finden lassen.

Wie aber gelangte die »Urgicht« in das Archiv von Feldkirch? Die Stadt stand ja weder mit einem der Morde in Verbindung, noch stammte eines der Rottenmitglieder aus ihren Mauern. Zu dieser Frage bietet eine weitere Eintragung im Missivenbuch einen wichtigen Hinweis, die ein entsprechendes Informationsschreiben des Konstanzer Rates zum vorliegenden Fall an die Stadt Überlingen am Bodensee bringt, dem die »Urgicht« beigelegt war, obwohl die Stadt am Nordufer des Bodensees im Akt (ebenfalls) nicht vorkommt.⁷³ Aus dem Schreiben geht übrigens auch hervor, dass die beiden Übeltäter nichts miteinander zu tun hatten, ja dass sie sich nicht einmal gekannt haben. Eine Verbindung war anscheinend von der Untersuchungsbehörde nur vermutet worden, weil beide die Fallsucht vorgetäuscht haben. Es handelte sich also um gänzlich verschiedene Fälle, auch wenn sie in einem Akt zusammengefasst waren.

Auf der Rückseite dieser Eintragung ist nun vermerkt, dass ein gleiches Schreiben an die Stadt Schaffhausen abgeschickt worden ist, die ersucht wurde, die Nachricht nach Zürich weiterzugeben und an ihre Untersassen. Ferner wurde der Landvogt von Frauenfeld verständigt und aufgefordert, in seinem Bereich für die Verbreitung zu sorgen, desgleichen St. Gallen, welches Appenzell benachrichtigen sollte, und Baden, wo damals ohnedies die Eidgenossen zusammen gekommen waren. Weiters wurden Radolfzell und das bereits erwähnte Ravensburg benachrichtigt. Von der Stadt Lindau erbat man, dass sie nach Bregenz sowie den Leuten im Bregenzer Wald schreibe und die Stadt Feldkirch informiere. Auf diesem Umweg ist also die »Urgicht« in das dortige Archiv gelangt. Ferner informierte man das Kloster St. Gallen, welches Appenzell informieren sollte.

Der Fall war ohne Zweifel brisant, wenn die Aussage, dass eine Bettlerbande existierte, der Wahrheit entsprach, und wenn es ferner stimmte, dass Peter Belzly innerhalb von zwei Jahren 14 Raubmorde begehen konnte, ohne dadurch besonders aufzufallen. Dies war auch nach dem damaligen Sicherheitsverständnis für Friedenszeiten eindeutig zu viel.

Das Geständnis führte vor Augen, dass sich die fahrenden Bettler offensichtlich zu organisieren begannen, und dass sie anscheinend auch vor Gewalttaten nicht mehr zurückschreckten. Dagegen glaubten die Obrigkeiten der einzelnen Städte nun in einer vernetzten Aktion einschreiten zu müssen und aktivierten ihr Informationssystem, um eventuell auch der Mittäter habhaft zu werden. Dass ihre Kanzleien im Spätmittelalter dafür generell gut vorbereitet waren, ersehen wir nicht nur aus den oben zitierten Schreiben, sondern z. B. auch von einer großen Informationskampagne der Stadt Ulm, die im Jahre 1439 an nicht weniger als 400 Städte erging, als die Ulmer die Einführung einer neuen Messe planten.⁷⁴ Information – und zwar rasche Information – war zunehmend nicht nur politisch, sondern auch wirtschaftlich zu einem bedeutenden Faktor geworden. Die großen oberdeutschen Kapitalgesellschaften haben z. B. ihre eigenen

Informationssysteme (vgl. die »Fugger-Zeitungen«) aufgebaut, die zu erstaunlichen Leistungen fähig waren. So wurde z. B. eine Eildespeche in nur vier Tagen von Nürnberg nach Venedig transportiert.⁷⁵

Die Ravensburger, an die das erwähnte Schreiben ebenfalls ergangen ist, haben nun offensichtlich ihrerseits in Konstanz nachgefragt, ob dort ein gewisser Hanns Zimmermann bekannt sei, der bei ihnen eingekerkert war. Die Konstanzer haben mit der schon oben⁷⁶ zitierten Antwort einen kleinen Überblick über alle aktuellen Fälle in ihrer Stadt geboten, der eine Fülle neuer Fakten bringt, die mit den Personen und Handlungen des Belzly-Aktes zwar nichts zu tun haben, der aber doch einiges Licht auf die »Szene« wirft.

Sie kennen zwar einen armen Zimmerknecht, dem angeblich durch ein Holzstück die Hand abgehauen worden ist, aber es heiße auch, dass er diese eher in einem *offen hu* verloren habe. Dieser sei des *armen Cristan von Ulm gesell* gewesen, der kürzlich bei ihnen durch das Rad und den Strang hingerichtet worden ist, weil er mit einigen Genossen etliche Morde begangen habe.

Zum andern teilen sie den Ravensburgern mit, dass sie vor einigen Tagen einen Falschspieler namens Hanns Mler, genannt *Nigelin*, mit dem Wasser gerichtet (= ertränkt) haben. Dieser hat nun eine große Zahl von Falschspielern verraten, die er bei ihrer Tätigkeit selbst gesehen oder von denen er zumindest gehört hat. Es waren dies: Sebastian (Bstlin) Blum von St. Gallen; Bstlin von Worms, ein Kaminsetzer; Hans Müller von Konstanz; Hanns von *Korb*⁷⁷; Bstlin von Zug; Hanns von *Forchen*; Spervogel, ein hinkender Krämer; Thomas Beham; Jakob von Solothurn, ein Stadtknecht zu Basel; Hans, der Wirt »Zum Schlüssel« in Basel; Hess, ein Krämer aus Würtemberg; Brsin, ein Wirt zu *Howenstein*, ehemals Stadtknecht zu Waldshut; *Groß Switzerhanns* zu Schaffhausen, *Haimy von Klinow*; *Uelin*, ein reisiger Knecht, der bei einigen Obervgten zu Baden im Aargau gedient hat; die Brüder *Nikolaus Johannes* und *Hans Johannes*; *Jörg Nithart*; *Jörg Beck*; *Hanns Schtz*, ein Silberkrmer; *Switzerlin* zu Baden im Aargau, Schmied von *Sursee*⁷⁸; *der lange Wolleb*; *Albrecht*, ein Krämer; die Schwäger *Tell Jakob* und *Jörg* von *Straßburg*; *Hanns Ast* aus den Niederlanden, der auch ein Mörder sein soll und schließlich *der Scherlin*, der nur eine Hand hat.

Es besteht kein Anlass, an diesen Angaben zu zweifeln, auch wenn hier eine ganze Schwadron von Falschspielern genannt wird. Sie haben sich zweifellos untereinander so gut gekannt, dass sie sich aus dem Weg gehen konnten. Allerdings ist zu bemerken, dass kein einziger von ihnen als Bettler bezeichnet wird. Viel eher wird es sich bei ihnen um Berufstätige gehandelt haben, die in ihrer Freizeit sozusagen semiprofessionell dem Falschspiel nachgegangen sind.

Die Stadt Zürich hatte zum Zeitpunkt dieses Schreibens an Ravensburg bereits auf die erste Nachricht reagiert gehabt und ihrerseits *innhalt ains Zedels also* geantwortet:

Am Samstag vor Bartholomäus ist dort der Bettler und Mörder *Jacob Schmid* von *Tübingen* mit Rad und Galgen hingerichtet worden. Er hat folgende Mittäter angege-

ben, die ihm bei der Ausübung der Morde geholfen haben: Böstlin (nicht Wölfflin) von Salzburg; Hanns Kleinhanns von Stuttgart; Hanns und Michael von Kolmar⁷⁹; die Brüder Hanns und Jakob aus dem *Westreich*; Peter von Wisenhorn; Jakob von Horb⁸⁰, Cuntz von *Unsrer Frau* zu Pötting; Michel von Ehingen; Bastian von Lichtenstein und Bastian von Blaubeuren. Danach folgt noch die oben bereits erwähnte Nennung eines Hans von Memmingen, der als Dieb bezeichnet wird. Dabei ist keineswegs gewiß, dass es sich tatsächlich um dieselbe Person handelt, auch wenn dies im Schreiben der Konstanzer so vermerkt ist.⁸¹

Ferner hat Hanns Falck, genannt Hasenschart von Remishorn, der kürzlich ebenfalls in Zürich hingerichtet worden ist, folgende Leute angegeben: Den *Pür von Zürich* uß dem Gratz und Jörg von Straßburg als Diebe; Cunrat von Frauenfeld, Hans von Köln, Jörg Zimmermann (Schmied von St. Gallen) und den *Birenstil* als Diebe und Mörder. Lentz Siebenteufel habe bei einem seiner (= des Falck) Raubmorde den Hehler gemacht.

Soweit die Züricher Fälle, die alle von Konstanz nach Ravensburg weitergemeldet worden sind. Als Postskriptum fügten die Konstanzer noch einige Falschspieler hinzu.

Nimmt man nur die Beispiele aus Konstanz und Zürich für andere Städte dieses Raumes zum Maßstab, dann zeigt sich ein erschreckendes Bild der Zeit: Hier wurden im Sommer 1511 mindestens vier, dort zwei Verbrecher hingerichtet, die aus der Gruppe der fahrenden Bettler stammten. Die Fälle zeigen übrigens, dass die Todeskandidaten sehr bereitwillig Mittäter angegeben haben, so dass wir für diese Zeit und diesen Raum mit einer Spirale der Gewalt auf der einen Seite und einer vermehrten Tätigkeit des Henkers auf der anderen Seite rechnen können.

Mag dieser zusätzliche Einblick in die Verhältnisse der Zeit auch noch so beeindruckend sein, kann er doch die Zweifel am umfassenden Geständnis des Peter Belzly nicht gänzlich beseitigen, zumal aus keinem der damals angeschriebenen Orte eine Antwort überliefert ist, die wenigstens einen der zugegebenen Raubmorde bestätigen würde, im Gegenteil: Selbst bei den Zeitgenossen scheinen Zweifel aufgetaucht zu sein, die wir aus einem weiteren Schreiben der Konstanzer an die Stadt Wangen erschließen können, welches als Antwort auf eine Anfrage aus dieser Stadt aufgefasst werden kann und ebenfalls im Missivenbuch überliefert worden ist.⁸² Es heißt dort u. a.: ... *Wir habent vwer schriben von wegen der zwayer vbeliteter, die wir haben lassen richten, verstanden vnd können uch nit vil sunders wythers berichten, dann wie die bekantnuß in sich haltet. Doch habent wir gar kain zwifel, dann das war sey wie die baid ouch mit sunderhait Peter bekent haben. In ansehung das der selbig Peter, der nit Bletzlin sunder Belzlyn von Apfeltrach by Mindelhaim sich genennet hatt ...*

Die pingelige Zurechtweisung, welche sich die Wangener bezüglich des offenbar falsch geschriebenen Namens gefallen lassen mussten, zeigt mehr als deutlich, dass die Konstanzer etwas verschnupft auf die vermutliche Frage der Wangener reagiert haben, ob denn dies alles wahr sei. Deren Frage scheint jedoch nicht unberechtigt, sind doch zwei Männer aus ihrer Stadt als Mitglieder der Rotte genannt, die an den Verbrechen beteiligt gewesen sein sollen. Möglicherweise waren sie unter diesen Namen

und mit der Beschreibung in Wangen selbst unbekannt. Die Konstanzer jedenfalls wiesen in ihrem Schreiben wiederholt darauf hin, dass sie den Delinquenten mehrmals, und zwar auch nach seinem Geständnis, befragt haben, ob seine Angaben denn wirklich alle wahr seien, vor allem auch in Bezug auf seine Mittäter, worauf er immer geantwortet habe, dass *kainer, den er angeben hab, der sachen unschuldig ... sei*. Weiter heißt es im Text: *Und selber red ist er vor vns vnd des richs vogt, in vnd nach der vrtail, so er ernstlich darumb gefraget ist, bekantlich ... gewesen vnd biß vff das rad, daruff er ain cristenlichs vernunftigs end genomen hat, des sich siner selen halben ist ze frewn*. Darumb in vns gar kain zwifel ist... wiederholten sie.

Freilich mussten sie auch zugeben, dass er sich *wie ... wol im turn vor vnd in der marter vil selzemer faten gebraucht hat, biß ine das rotwelsch, das vnser verordnete mit ime redeten* Diese Stelle ist zu kurz und zu wenig eindeutig, dass wir aus ihr schließen könnten, dass Belzly beim Verhör bereits verwirrt gewesen sei, aber sie zeigt doch, dass er relativ lange widerstanden hat. Ob er sich dabei tatsächlich des Rotwelsch bedient hat oder nicht, müssen wir dahingestellt sein lassen.

Jedenfalls sah das Gericht, welches unter dem Vorsitz des Reichsvogtes Hanns Janda getagt hat, weil dieser für die fahrenden Bettler zuständig gewesen ist, keinen Grund, das Verfahren zeitlich über Gebühr auszudehnen oder die Hinrichtung zu verschieben.⁸³ Die Geständnisse lagen ja vor und sie waren eindeutig. Beide wurden ohne Unterschied auf das Rad geflochten und gehenkt, obwohl Hanns Ruff in Anbetracht seiner geringeren Vergehen auch um einen *ringeren tod* gebeten hatte. Peter Belzly hatte sogar etwas keck um eine »ehrenvolle« Hinrichtung durch das Schwert angesucht, was ihm nach damaligen Verständnis unmöglich hätte zugestanden werden können, da Diebstahl grundsätzlich mit dem »ehrlosen« Strang geahndet worden ist.

So wurde er (und wohl auch Hanns Ruff) dem Nachrichten übergeben, damit ihn dieser ... *vff ain brett wol verwaret binde vnd ine mit dem roß hinuß an die waldstatt füre, ime baid arm vor vnd hinder den ellen baid schenckel vnder vnd ob den kniuwen vnd dar nach den rugken mit aim rad abstoßen, vnd ime in ain rad flechten vnd darmit vfferstellen soll, damit der lufft vnder ob vnd nebend im sein gang hab. Er soll im ouch ain galgen vff das rad machen vnd im sinen hals mit aim strick daran hencken vnd in allso da lassen sterben. Vnd das der vogt by sollicher rechtung sin soll.*



Abb. 2: Darstellung des Räderns und Henkens im Ratsprotokoll der Stadt Konstanz von 1619, B I 98, pag. 228

Was hier penibel schriftlich wiedergegeben ist, findet sich 100 Jahre später in einem Ratsprotokoll von Konstanz auch bildlich dargestellt, so dass wir uns vorstellen können, auf welche Art und Weise die beiden hingerichtet worden sind, wobei das Rädern allein durchaus bekannt ist. Weniger üblich ist das gleichzeitige Henken. Der am Rad selbst angebrachte kleine Galgen ist auf der Abbildung deutlich zu sehen.⁸⁴

Es gibt außer der vorgeblichen Überzeugung in ihrem Brief an Wangen einen weiteren Hinweis, dass auch die Konstanzer selbst wenigstens einen Hauch von Zweifel an den Angaben des Peter Belzly hatten. Wie sonst wäre es zu erklären, dass sie erstmals vor einer Hinrichtung, wie sie ausdrücklich betonen, den beiden Delinquenten zugestanden haben, das Sakrament zu empfangen?⁸⁵

Alles in allem scheint festzustehen (zumindest solange als keine neuen Quellen auftauchen), dass das Konstanzer Gericht keinen der unter der Folter gestandenen Mordfälle beweisen konnte. Es wusste ebenso wenig wie wir, ob sie der Phantasie des Peter Belzly entsprungen sind oder sich tatsächlich zugetragen haben. Dieselben Zweifel könnten bezüglich der weitverzweigten, aber straff organisierten Bettlerrotte angebracht sein, doch waren derlei Organisationen durchaus zeitgemäß. Die drei jährlichen Treffen entsprachen den normalen Taidingen der regulären Herrschaften und sind nichts Außergewöhnliches. Das Tragen eines gemeinsamen Zeichens ist zwar bemerkenswert, aber durchaus nicht ungebräuchlich. Die Rotte selbst werden wir uns weniger als richtiggehende »Bande« vorstellen dürfen, denn als eine Art Informationsgemeinschaft mit gleichen Interessen, die sich von Fall zu Fall traf. Keinesfalls handelte es sich a priori um eine kriminelle Räuberbande, weil sich einzelne Rottenmitglieder an den Übeltaten nicht beteiligt haben. Die Raubmorde scheinen – sofern sie wirklich verübt worden sind – alle von Belzly ausgegangen zu sein. Soweit die Fakten, die für sich allein betrachtet einen bemerkenswerten Kriminalfall darstellen – mehr zunächst nicht.

Jenseits dieser Fakten ist jedoch danach zu fragen, ob etwa die Zahl der fahrenden Bettler an der Wende zur Neuzeit zugenommen hat, ob sie im Gegensatz zum Mittelalter an den Rand der Gesellschaft und damit auch in die Illegalität und vielleicht daraus folgend in die Kriminalität abgedrängt worden sind, und schließlich auch, was die Ursachen dafür gewesen sein könnten. Dabei muss vorausgeschickt werden, dass aufgrund der schmalen Quellenbasis eine allgemein gültige Aussage nicht getroffen werden kann.

SKANDALISIERUNG ODER SORGE? DIE BETTLER IM SPIEGEL DER ZEITKRITIK

Die zeitgenössische Publizistik hat sich um 1500 sehr rasch und vermehrt des Themas »Betteln« angenommen. Dies mag nun hauptsächlich daran gelegen haben, dass mit dem in einer ersten Hochblüte stehenden Buchdruck erst die Möglichkeit zur Ver-

breitung einer neuen, abfälligen Meinung über das Bettelwesen zur Verfügung gestanden ist. Es gab nämlich seit dem Aufkommen bürgerlicher Literatur seit dem 14. Jahrhundert durchaus Kritik an den gesellschaftlichen Verhältnissen, die sich sowohl gegen die Oberen, aber auch gegen den »Pöbel« gerichtet hat. Der Ton dieser Pamphlete klingt mehr als grob und unversöhnlich.⁸⁶ Dennoch fehlte bis zur Erfindung des Buchdruckes die Möglichkeit der weiten Verbreitung dieser Schriften, so dass sie auch gesamtgesellschaftlich wenig Wirkung zeigten. Dies sollte nun offenbar anders werden.

Zu nennen ist hier zunächst Sebastian Brants »Narrenschiff«, das im 63. Abschnitt die Bettler generell als Betrüger hinstellt, die ihr Schicksal selbst heraufbeschworen haben und die deshalb als Schmarotzer der Gesellschaft zu gelten hätten (*Vil neren uß dem Bättel sich, die mer gellts hant / dann du und ich*).⁸⁷ Tatsächlich zeigt auch die Konstanzer Urgicht, dass z. B. die ermordeten Bettlergenossen durchaus Geld bei sich getragen haben: Der eine, welcher bei Babenhausen ermordet worden ist, *II Bergisch*, und der andere, bei Landsberg getötete, *IIII costenzer Batzen*. Selbst die schwangere Bettlerin hatte *IIII ß d eingesteckt*.⁸⁸

Der Erstdruck des Narrenschiffes erfolgte 1494 zu Basel, wo Sebastian Brant an der Universität gelehrt hat. Er kannte den dortigen Kohleberg aus eigener Anschauung, die wohl berühmteste Bettler(vor)stadt des deutschen Sprachraumes. Das »Narrenschiff« fand sehr rasch weite Verbreitung und dürfte im Konstanz des Jahres 1511 nicht unbekannt gewesen sein. Ob es allerdings auch das Konstanzer Gericht beeinflusst hat, wissen wir nicht.

Sebastian Brant kehrte im Jahre 1500 in seine Heimatstadt Straßburg zurück, wo er in der Folge das Amt eines Stadtschreibers bekleidete.⁸⁹ In dieser Stadt hat der literarhistorisch gleichsam bekannte Domprediger Geiler von Kaisersberg die Themen des »Narrenschiffes« in seinen Predigten aufbereitet, wobei er allerdings wohl aus christlicher Anschauung bezüglich der Bettler wesentlich nachsichtiger urteilt, als dies Brant selbst getan hatte.⁹⁰



Abb. 3: Holzschnitt im Kapitel »Von Bettlern« von Brants Narrenschiff.

Noch relevanter könnte für den Fall des Peter Belzly der »Liber vagatorum. Der Betler Orden« gewesen sein, welcher vermutlich 1509/10 erstmals in Pforzheim am Rhein gedruckt worden ist und vielleicht noch schnellere Verbreitung gefunden hat als das »Narrenschiff«. Als Verfasser des anonymen Werkes wird Mathias Hütlin, der Spitalmeister von Pforzheim vermutet, doch dürfte es sich bei ihm bestenfalls um einen Compiler handeln, denn Teile des »Liber vagatorum« finden sich bereits in den *Basler Betrüggnisse der Gylter* (= Bettler), die um 1430/40 vom Stadtschreiber Johannes Zwinger aufgezeichnet worden sind. Diese wiederum sollen auf Straßburger Aufzeichnungen fußen, die bereits im Jahre 1410 nach Basel und von hier nach Bern gelangt seien. Sie enthalten wie die »Basler Betrüggnisse« eine Aufzählung verschiedener Betrugsarten unter den Bettlern und dazu ein Rotwelsch-Glossar.⁹¹

Einer anderen Version zufolge handelte es sich bei ihnen um eine Aufzeichnung des Basler Stadtchronisten Johannes Knebel zum Jahre 1475 mit dem Titel *Dieß ist die Betrüggnisse, damitte die Gilen und die Lamem umbegand und besunder von allen Nahrungen, wie sie die nennent, damitte sie sich begant*. Der Abschnitt beginnt mit dem Satz: *Zu den Zeiten giengent vil Buben im Land umb, und mürten (= ermordeten) vil Lüten. Deren wurden etlich gefangen, die seiend Unterscheid der Buben, und wenn sy zusammen komend, wie sy hießent, gaben sy in Rotwelsch für, als hie noch stat*.⁹²

Sowohl im »Liber vagatorum« als auch im »Narrenschiff« geht es also um das betrügerische Betteln, wobei der »Liber vagatorum« als eine Art Handbuch angesehen werden kann, der in Rotwelschausdrücken alle Formen der Betrügerei auflistet und auch noch ein reichhaltiges Glossar in Rotwelsch anfügt. Der Autor war offensichtlich sehr sachkundig.

Neben dem geschriebenen Wort sollte auf die im Spätmittelalter übliche Verbreitung durch den Holzschnitt und Kupferstich nicht vergessen werden. Auch die Künstler haben sich des Themas angenommen und z. B. die beiden oben genannten Werke reich illustriert. Selbstverständlich sind diese Drucke auch einzeln verbreitet worden.⁹³

Wenn wir auch keinen Beweis dafür anführen können, dass die beiden zeitgleichen Drucke oder die bildlichen Darstellungen einen direkten Einfluss auf den Prozessgang gehabt haben könnten, so sollten wir doch den Einfluss der damals neuen Medien auf die Bevölkerung nicht unterschätzen.⁹⁴ Dabei spielte es damals wie heute keine Rolle, ob die Vorwürfe an die Bettler in dieser Verallgemeinerung zutrafen oder nicht. Im Gegensatz zum »Liber vagatorum« und dem »Narrenschiff«, aus denen man den Eindruck gewinnen könnte, dass beinahe alle Bettler ihre Gebrechen nur spielten, finden wir unter den 21 Rottenmitgliedern (inklusive Peter Belzly) nur sieben sogenannte »Betrüger«, also lediglich ein Drittel. Sie aber waren es, die in der öffentlichen Meinung auf die gesamte »Zunft« der Bettler abfärbten.

Aus einer vermehrten Literatur kann natürlich nicht automatisch auf eine Vermehrung der Bettler oder auf eine Verschärfung des Problems generell geschlossen werden, wengleich dies von Sebastian Brant behauptet wird: *Zu^om ba^tttel loß ich mir der wile, Dann*

es synt leyder ba'ttler vile, Vnd werdent sta'ts ye me vnd me, Dann ba'ttlen das du't nyeman we.⁹⁵ Viel eher könnte man umgekehrt annehmen, dass die publizistische Verbreitung der »bettle-rischen Betrügereien« die Sensibilität der Bevölkerung in dieser Frage gesteigert hat, so dass diese eher bereit war, sich vermehrt unter einem möglicherweise neuen Blickwinkel mit dem Thema auseinanderzusetzen. Es würde wohl zu weit führen, wollte man aus dem »Narrenschiff« und dem »Liber Vagatorum« eine »Skandalisierung« des Bettlerwe-sens ableiten, aber eine Tendenz lässt sich in Verbindung mit weiteren Quellen zum Ar-menwesen doch ableiten.

Die Fürsorge für arme, arbeitsunfähige Mitglieder der Gesellschaft war im Mittel-alter weniger von rationalen, ökonomischen Überlegungen bestimmt, als von moralisch-theologischen. Nicht zuletzt deshalb hatte auch in den Städten zunächst die Kirche sich dieser Aufgabe angenommen, sei es im Rahmen der Pfarre oder einzelner Bruderschaf-ten, sei es durch das Wirken verschiedener Stadtorden.⁹⁶ Ihre Tätigkeit ging nach und nach auf die Laienorden, aber auch auf einzelne Individuen über, die durch Stiftungen eine entsprechende Vorsorge schufen, wobei auch die Stadtverwaltungen danach trach-ten, mehr Einfluss auf das Armenwesen zu gewinnen.

Als Grundideologie blieb dabei immer der Gedanke von der Verdienstlichkeit der guten Werke, die der Einzelne entweder für die Kirche selbst oder für die schwachen Mitglieder der Gesellschaft übte. Ob die Beschenkten diese Fürsorge zu Recht oder zu Unrecht in Anspruch genommen haben, spielte in diesem Kontext eine untergeordnete Rolle. Aus welchem Anlass und zu welchem Zweck Almosen gegeben worden sind, blieb dem Einzelnen überlassen, doch bestand für die Vermögenden eine auch immer wie-der eingeforderte moralische Verpflichtung zum Spenden, die einerseits auf ein Gebot der christlichen Caritas und andererseits auf einer naturrechtlichen Sicht von der Sozial-gebundenheit des Privateigentums beruhte.⁹⁷ Spätestens beim Ableben hatte man diesen Geboten nachzukommen.

Diese mittelalterlichen Ansichten waren an sich sehr gefestigt und es bedurfte tat-sächlich schwerwiegender Beweggründe, sie zu ändern. In der Stadt Ulm hat z. B. die Bevölkerung eine 1490 erlassene Polizeiordnung einfach ignoriert, die besagte, dass nur den einheimischen Armen das Betteln erlaubt sei. Sie teilten weiterhin Almosen an Fremde aus und vor allem boykottierten sie anfänglich die Anordnung, dass fremde Bett-ler nur eine einzige Nacht in der Stadt verbringen dürfen.⁹⁸

Für das Ende des Mittelalters haben wir nämlich mehr als je zuvor zu unterschei-den zwischen den Stadtarmen, die nur vorübergehend des Almosens bedurften, den Stadtbettlern, die gewerbsmäßig diesem Beruf nachgegangen sind, und den fahrenden Bettlern, die wie Belzly und Ruff von Ort zu Ort gezogen sind.⁹⁹

Den teilweisen Ausschluss der fremden Bettler erreichte man zunächst durch Stif-tungen mit genau umrissenem Empfängerprofil, das auf eine bestimmte Bevölkerungs-gruppe zugeschnitten war wie z. B. beim Mendelschen Bruderschaftshaus in Nürnberg, oder durch eigene Einrichtungen für Fremde wie z. B. den Elendenbruderschaften, die

allerdings in Oberdeutschland wenig verbreitet gewesen sind.¹⁰⁰ Funktion und Rolle der Bürgerspitäler und Siechenhäuser sind zu bekannt, um sie hier abhandeln zu müssen. Über die einzelnen Stiftungen wachte, wenn sie nicht ohnedies von den Donatoren verwaltet worden sind, der jeweilige städtische Rat.

Abgesehen von sehr frühen Verordnungen wie z. B. jener der Stadt Köln von 1403, in der fremde Bettler mit dem Ohrabschneiden und der Todesstrafe bedroht worden sind,¹⁰¹ und Wien, das bereits 1442 eine sehr detaillierte Bettlerordnung aufweisen kann, nimmt die »Obrigkeit« erst zu Ende des 15. Jahrhunderts die Angelegenheit wirklich in die Hand. Dabei wird eine Tendenz deutlich, die auf den Ausschluss stadtfremder Personen vom Almosen abzielt.

In Straßburg wird der Status der fremden Bettler in der Ordnung von 1464 neu geregelt. Sie durften sich nunmehr höchstens drei Tage in der Stadt aufhalten.¹⁰² Im Jahre 1506 wurde diese Erlaubnis auf einen Tag verkürzt und nach der Fürsorgereform von 1523 das Betteln in der Stadt generell verboten.

In Basel, wo sich am bereits erwähnten Kohleberg eine Art Eldorado für fahrende Bettler gebildet hatte, wurde 1491 den Totengräbern und andern wirten bei ihrem Eid verboten, fremde Bettler länger als eine Nacht zu beherbergen. Zur Überwachung dieser Anordnung wurden die Häuser durch die Stadtknechte kontrolliert.¹⁰³

In Ulm wurden 1490 von den Bettelherren alle Bettler – ob fremd oder heimisch – nach Namen, Herkunft, Arbeitsfähigkeit und Dauer ihres Aufenthaltes überprüft und »unwürdige« Almosenempfänger abgeschoben. Die übrigen erhielten 1498 ein Armenschildchen, das sie deutlich sichtbar zu tragen hatten,¹⁰⁴ eine Vorgangsweise, die sich auch in vielen anderen Städten bereits durchgesetzt hatte oder sich noch durchsetzte.¹⁰⁵ Ab 1501 wurde jeder in Ulm ankommende Bettler bei den Stadttoren notiert und den Bettelherren gemeldet. Wieder sieben Jahre später (1508) wurde das »Goldene Almosen« eingerichtet, das nun das gesamte Almosenwesen in der Stadt reglementierte. Doch nicht nur das: es waren nun nicht mehr die Armen, die das Almosen einsammelten, sondern die Stadtobrigkeit, die Woche für Woche sammeln ließ, und die Gaben anschließend nach bestimmten Kriterien austeilen ließ.¹⁰⁶

Die fremden Bettler blieben dadurch automatisch vom Almosen ausgeschlossen, auch jene, die keineswegs in Betrugsabsicht herumgezogen sind. Möglicherweise wurden einige von ihnen erst durch diese rigorosen Maßnahmen, die sich sicherlich nicht auf Ulm beschränkt haben, in die Kriminalität abgedrängt. Ähnlich streng geht die Satzung über das Betteln im Stadtrecht von Isny mit den Fremden um, welche in das Jahr 1481 datiert:¹⁰⁷ ... Und fremd bettler und ander, die nit burger sind, die sol nieman mer noch lenger herbergen denn ain nacht ane witter ain rautz erloben. Wer das uberfert ... Bleibt noch die Frage, ob die zuletzt geschilderte Vorgangsweise der Stadtmagistrate ökonomische Ursachen hatte, die sie gezwungen haben, zugunsten der einheimischen Armen Einsparungen vorzunehmen.

Dies mag in der hier fraglichen Zeit auf einzelne Städte, etwa für Freiburg i. B. durchaus zutreffen haben, kann aber keineswegs verallgemeinert werden.¹⁰⁸ Auf längere Sicht betrachtet bildete lediglich der Beginn der sogenannten »Pestzeit« eine tiefgreifende Zäsur in der Wirtschaftsentwicklung des Mittelalters, welche eine Umkehr im Komplementärverhältnis von Boden-Kapital-Arbeit herbeigeführt hat. Die großen Bevölkerungsverluste hatten dazu geführt, dass die Bodenpreise ebenso fielen wie die Erlöse aus der landwirtschaftlichen Produktion sanken.¹⁰⁹ Demgegenüber hoben die Preise für Gewerbecprodukte an und auch die Löhne stiegen sowohl auf dem Land als auch in den gewerblich strukturierten Städten. Diese Entwicklung dauerte relativ ungebrochen von der Mitte des 14. bis in etwa die Mitte des 16. Jahrhunderts an. In der uns hier besonders interessierenden Zeit (1500–1520) betrug z. B. die Kaufkraft des Lohnes eines Maurergesellen in Augsburg ca. 1,5 Prozent des Mindestbedarfes.

Wenn es nach der großen Pest von 1348/49 auch keineswegs zu einer sozial gerechten Neuverteilung der freien Güter und somit zu einem Ausgleich zwischen Arm und Reich gekommen ist, so hatte der Großteil der Bevölkerung doch ausreichend Mittel erworben, um zu überleben. An Arbeitsplätzen mangelte es jedenfalls nicht. Im Gegenteil, der Aufstieg der großen oberdeutschen Kapitalgesellschaften, der sich in etwa seit den sechziger Jahren des 15. Jahrhunderts beobachten lässt, hatte durchaus positive Auswirkungen auf den Arbeitsmarkt, wenngleich dieser Aufstieg nicht überall begrüßt und als Segen betrachtet worden ist. Wiederum dient uns die nicht unbedeutende Stadt Ulm als Beispiel.

In der Stadt an der Donau hat man die erste Niederlassung der Welser aus Augsburg im Jahre 1508 mit Argusaugen beobachtet und ihnen mit mehreren Auflagen die Ulmer Preisgebarung aufgezwungen, so dass das große Kapital in dieser Stadt zunächst nicht Einzug halten konnte.¹¹⁰

Auf der anderen Seite lockte allenthalben die Chance auf schnellen Reichtum. Jedermann – auch Knecht und Magd – hatte die Möglichkeit, sich mit kleinen Anteilscheinen an verschiedenen Gesellschaften zu beteiligen. Die Bereitschaft zum Risiko war in allen Schichten bis hin zur Lust auf Spekulation vorhanden, sei es im Geldgeschäft direkt, sei es auf dem Umweg über Handels- oder Bergwerksgesellschaften.¹¹¹

Es gab aber auch viele, die einer solchen Beteiligung kritisch gegenüber standen und arbeitsloses Einkommen aus religiösen Gründen (manchmal jedoch auch wegen Erfolglosigkeit in diesem Bereich) ablehnten. Wiederum sei das Beispiel Ulm angeführt, wo im Jahre 1513 Unruhen ausbrachen, als bekannt wurde, dass sich ausgerechnet Bürgermeister Hans Besserer mit drei patrizischen Ratsherren verbotenerweise an einer Handelsniederlassung der Fugger in Stuttgart beteiligt hatte. Sie mussten aus der Stadt fliehen.¹¹²

Im gesamten oberdeutschen Raum wehte nun sowohl den Kaufleuten als auch den Handwerkern ein schärferer Wind des freien Wettbewerbes um die Ohren, den einen durch die Bildung der Kapitalgesellschaften und den anderen, als sie sich nach und nach

dem Verlagswesen eingliedern mussten, und damit nicht nur die freie Verfügung über ihre Produktionsmittel verloren, sondern auch persönlich zu Lohnarbeitern abzusinken drohten. Die Welt musste ihnen erscheinen, als sei sie aus den Fugen geraten, zumal die Reichen allem Anschein nach immer noch reicher werden konnten, ohne dass die strafende Hand Gottes dazwischen fuhr.

Die in diesem Prozess mehr und mehr geldwirtschaftlich orientierte Gesellschaft suchte und fand in der Höhe des individuellen Vermögens neue Leitlinien und Kriterien für Ansehen und Macht. Dadurch, so meint auch Erich Maschke, wurden Veränderungen im kollektiven sozialen Bewusstsein ausgelöst, die unter anderem in einer veränderten Wertung von Armut und Arbeit zum Ausdruck gekommen sind. Maßgebend dafür könnte eben die außerordentliche Kapitalkonzentration gewesen sein.¹¹³ Das soziale Gewissen ging vom kollektiv gelenkten Individuum auf den Rat, die Obrigkeit über. Es kam in der Folge zu einer »Bürokratisierung« der Wohltätigkeit.¹¹⁴

In dieser Welt war kein Platz mehr für Leute wie Peter Belzly, Hanns Ruff und ihre vielen Genossen, unabhängig davon, ob sie nun »heilige« Bettler waren, wie Michel Schuhmacher von Isny, oder Diebe, Räuber und vielleicht auch Mordbuben wie die beiden.¹¹⁵

EDITION DER URGICHT¹¹⁶

STADTARCHIV FELDKIRCH, AKTEN 2126

fol. 1^r Anno Domini funffzehnhundert vndecimo im monat Junio sind Petter Beltzly von Apffeltrach¹¹⁷ by Mundelhain¹¹⁸, auch Hanns Ruff von Wyntterbach¹¹⁹ by Schorndorff¹²⁰, baid bettler, zu Costenz¹²¹, da sy sich gebaretten vnnd fellendt, als ob sy die fallenden sucht hetten, vnnd argwenig erscheinend, gefenngklich angenommen vnd zu peenlicher frag gestellt. Vnnd sich bekannt, daz sy den siechtragen nye gehept. Sunder die Lut der mauß, namlich Petter by syben jauren vnnd Hanns by ainem halben jaur, mit solhem grentnen betrogen haben. Sunst haben sy sich bekennt in der martter vnnd darnach, vnd biß in den tod onwideredt daruff beharrett. Namlich Petter Beltzlin, hat vnder annndern vil diebstallen bekennt, das er in dem dorff Bouß¹²² auß dem trog in der Kirchen ain kelch by ains jaur frist gestolen, vnnd zu Menningen¹²³ dem goldtschmid, der auff dem marckt sytzt, vmb dry guldin zu koffen geben. Vnd hab im Michel von Augspurg¹²⁴ ain dietterich darzu gelyhen vnnd ine verwarttet. Dem selbigen Michel sey ain guldin darvon wordenn.

Item, zu Kamlach¹²⁵ by Mundelhain^b hat er mit ainem bygel vnd messer den siechen stock vff geprochen vnd by III Guldin wert, Batzen, Haller vnd Pfeninngge darinn gefunden. Zu solchem hat ime das trunckhen Wölfflin von Saltzburg¹²⁶ geholffen.

fol. 1^v So sind das die mordt, die er allain gethann hat:

Item by Baubenhußen¹²⁷ hat er ain kriegsman wollen morden. Der strach falt im aber, vnnd ward er vom kriegsman vbel darumb geschlagen, vnnd muß im darumb enttlauffen.

Item auff den auffart tag, ain jaur verschinen oder daby, hat er by Marckdorff¹²⁸ in ainem weldlin gegen Rauenspurg¹²⁹ ainen knaben, by VIII jaurn altt, gemördt. Der hab, als er wene, Hannsen Mayger von Oberzell¹³⁰ by Rauenspurg zu gehört. Vnnd by dem II ß d gefunden. Den auch nit wyt ab dem weg gezogen vnnd laussen ligen.

Item vor nechstverschinen Wyhennichten hat er by Vnser Frawen by Babenhuße¹³¹ ain bettler mit ain wurffbygel erworffen vnd gemördt vnnd den in ain mörgel oder laym grub geworffen. Vnnd II Bemisch by im gefunden.

Item by Blaubyrm¹³² dem markt, ichenhalb Menningen¹³³, hat er ain zwainzig jarige fol. 2^r tochter by der gurgel erwirckt vnnd ermordt vnnd by Ir IIII ß gefunden. Ist beschehenn umb nechstverschinen Liechtmeß.

Item kurzlich hat er zu Buchli¹³⁴ by Landtsperg¹³⁵ ain Bettler ermördt vnd den vnder ain ryßhuffen, der daselbst neben dem weg ligt, gezogen. Vnnd IIII Costenzer Batzen by im gefunden.

Item by Babebnhußen, in der ainödin haißt Schönegg¹³⁶, hat er ainen knaben by acht jaurn mit der hannd zu tod gewürckt vnnd ermördt vnnd es in ainer wiß nebennt ainem Holtz vergraben vnnd II ß by im gefunden.

So hat er dise mordt, mit anndern gethann vnd helffen thun:

Item, Hanns von Kauffburn¹³⁷, Hanns Scherer von Ynßspruck¹³⁸ vnnd Jorg von Kempten habent by Byberach¹³⁹, in Byberachen wald, ain purn ermördt vnnd zehen pfund Haller by ime gefunden. Ouch den in ain grub gezogen vnnd mit ryß verdeckt. Die hat Er Petter verhutt. Vnnd ist ime II Gulden daruon worden. Vnd ist diß geschehen ietz zu pfingsten ain jaur verschinen.

fol. 2^v Item, er vnnd Hanns von Menningen, auch Hanns Hutmacher von Lanndts Hut¹⁴⁰ haben auff Dornstag vor Corporis Cristi, ain jaur verschinen oder daby, in gruben¹⁴¹, so man von Kauffburn herab gat, ain koffman von Kirchain¹⁴², haißt Hanns Remelin, gemördt vnnd ine in die Werttach¹⁴³ geworffen, vnnd außgezogen vnnd funff guldin by im gefunden. Vnnd ist aber ime Pettern zu seinem tail nit mer dann II Guldin worden. Vnnd hat Hanns von Menningen den ersten strach auff den gemördten gethan.

Item, er vnnd Petter von Römingen¹⁴⁴, ain schmid, haben by Angelberger wald, so man von Augspurg herab gat, ain Dierlin gemördt, Enndlin gehaißen, das was von Kirchdorff¹⁴⁵. Vnnd es vnnder ain ryß gezogen vnnd VIII ß Haller by ir gefunden. Vnnd ist beschehen vff Zinßtag nach Assensionis Domini ain jaur verschinen. Es hat auch der schmid sy nyder geschlagen.

Item, er vnnd Hanns von Nurnberg¹⁴⁶ haben ietz by XX wochen verschinen in den welden vnderhalb Augspurg ain syben jarigen knaben, von Sygingen¹⁴⁷.

fol. 3^r oberhalb Lanndtsperg, gemördt vnnd ine in ain tal vnder den schne geworffen, vnd VI ß Haller by im gefunden. Vnnd hat den Hanns von Nurnberg erstochen.

Item, er vnnd Hanns von Regenspurg¹⁴⁸ haben ain Bettlerin, die groß swannger giennng, ermördt vnnd IIII ß d by ir gefunden. Ist beschehen, so man von Sulgen¹⁴⁹ hierhan gen Costentz gat, in ainem wald.

Item, am Auffartt tag, zway jaur verschinen, haben er vnnd Hanns von Krumbach¹⁵⁰ by Krumbach ain tochterlin ermördt vnnd III ß by ir gefunden.

Item, umb Wyhennachten nachstverschinen, haben er vnnd Hanns Schmid von Mundrachingen¹⁵¹ by Sulgo¹⁵², so man gen Redlingen¹⁵³ gat, ain knaben by acht jaunrm ermördt vnnd VII ß by im gefunden. Vnd ine ab dem weg in ain ruyßhuffen gezogen. Disen Knaben hat er selbst mit einem zunstecken nyder geschlagen.

fol. 3^v Item, by dem Hailgenberg¹⁵⁴, vff dem weg gen Pfullendorff¹⁵⁵, zwischen dem Hailgenberg vnnd dem nechsten dorff¹⁵⁶ gegen Pfullendorff in ainem weldlin, hat er vnnd Michel von Wanngen¹⁵⁷ ain X jährigen knaben gemordt vnnd I lb by im gefunden. Den hat Michel nyder geschlagen. Ist by ainem halben jaur beschehn. Vnnd haben ine in ain ruyßhuffen oder gestrupp gezogen. Vnd stat mitten im selben gestrupp ain bom. Ist ains stain wurffs wytt ab der straß zu der gerechtten sytten, so man gen Pfullendorff wertts gat.

Item, er vnnd Hanns von Schemberg¹⁵⁸ haben ietz am Frueling by dem Closter Sursch¹⁵⁹ by Koffburn¹⁶⁰ ain XX jarige tochter gemördt. Die hat er petter nyder geschlagen vnd sy vnder ain rain vergraben. Vnnd by ir I lb Haller vnnd V ß gefunden.

Item, die gesellen zu solher bettlerrot habenn ain haimlichs zaichen, das ist achterlay farben nebenns ain anndern gehefft, innwendig dem claid, an der gelinggen sydtten, darby sy ain

fol. 4^r anndern erkennen. Tragen auch die zaichen selttten, oder nit, dann so sy von ettwas sach wegen zusammen sollen komen vsserhalb den tägen irer ordennlicher versamlung.

Vnnd diß sin gesellen in der Rott:

Item, Hanns von Vlm¹⁶¹, der tregt II halb hoßen vnnd ain rotten roggk vnnd bettlet an den vbeln tanz vnnd hat den nit.

Item, Micheln von Augspurg, der hat nit mer dann ain arm. Der annder ist im by dem lyb ab. Ist gewesen ain Vischer. Tregt ain grawen roggk vnnd hat ain sun vnnd sunst II knaben, die mit im loffendt. Die lertt er dis vbel hanndtwerck.

Item, das Truncken Wölfflin von Salzburg ist ain starcker lannger man. Tregt ain grawen zerhadertten rock, vnnd bettlet an die fallenden sucht, vnnd die hat er.

Item, Hanns von Kauffburn tregt ain swartzen

fol. 4^v roggk vnnd ain schwarz pirrett, zwo halb hoßen. Ist jung, hat ain weib vnd druw kind. Vnnd bettlet allain ainem armen man.

Item, Jorg von Kempten, ain lannger tiner man, tregt ain grawen roggk vnd zwilche hoßen. Hat ain schwartzen schenckel vnd bettlet an Sannt Anthonis rach. Vnnd geprist im nichts. Vnnd diser ist dißer gesellschafft ain anfennger vnd hoptmann.

Item, Hanns Lebzelter von Augspurg, ain lannger junger man, hat wib vnnd kind. Tregt ain grawen manttel vnnd ain schurtzling. Bettlet an den rysennden stain vnnd Sannt Vallentin, vnnd hat der enttweders.

Item, Hanns von Bregentz¹⁶² bettlet an Sant Kyris rach, hat den nit. Ist ain starcker bruner man, tregt ain swartzen kittel.

- Item, Hanns Hutmacher von Lanndtshut^u, tregt ain linin kyttel vnnd II graw hoßsen. Bettlett gen Acht¹⁶³.
- fol. 5^r Item, Hanns von Menningen hat ain grünen rock an, schwartz Hosen. Vnnd hat Sannt Kyris rach, daran bettlett er.
- Item Petter Von Römingen^u ist schwartz, hat ain swartz schutter har, vnnd bettlett gen Sannt Wolffgann¹⁶⁴ ins Bayerlanndt.
- Item, Hanns von Nurnberg, ist rothfarb mit beschornem kopff, tregt ain plawenn rogg vnnd schwartz hosen. Bettlett vff Sannt Barbaren.
- Item, Hanns von Krumbach tregt lyni hosen vnnd ain swartzen kittel, daran er die ermel heruß stoßt. Hat die fallenden sucht vnnd bettlett daran.
- Item, Hanns Schmid ain schundknecht von Mundrachingen^{ff}, tregt swartz hoßsen, ain swartz barret, vnnd ain wissen kittel. Bettlet an die fallenden sucht, die hat er nit.
- fol. 5^v Item, Michel von Wanngen, ain fanstastbettler(?), hat priesterisch klaiden an vnnd ain bettbüchlein. Kan wol schriben vnnd lesen vnnd hat ain platten geschorn, als ob er priester sy, vnnd ists nit.
- Item, Hanns von Schemberg tregt ain siberins crütz vnnd ain meßbuch vnnd Sannt Vallentins bildnüs, mit ime, vnnd legt das für sich vnnd bettlet an die fallenden sucht, vnnd hat die nit.
- Item, Hanns von Regenspurg, der hat ain swartzen bartt vnd ain swartz krüß har. Ain loch in ainem schenckel, Sannt Kyris rach, daran bettlett er.
- Item, Hanns Scherer von Ynßprug hat ain rotts berttlin, tregt ain wyssen kittel vnnd groß ermel, darinn er das brott stoßt. Bettlett an Sannt Vallentin vnnd hat den nit.
- fol. 6^r Item, Cristan von Wanngen, ain klains lofferlin, hat ain wib vnnd II kind.
- Item, Michel Schuchmacher von Yßin¹⁶⁵ ist ain junger swartzer knecht vnnd ain hailgen pettler.
- Item, Michel von Schongaw¹⁶⁶ bettlett vff Sannt Barbaren. Tregt ain swartzen rogk, ist mittel meßsig lanng vnnd brunfarb.
- Item, disen gesellen all habennt zu Schongow ire versamlung gemainlich. Vnnd wann sy ettlichen sachen halb zu samendt wellen komen, so henken sy die zaychen heruß. Sunst komen sy gemainlich zu samen vff Pffingsten, vff Liechtmeß vnd auff Assensio Domini.
- fol. 6^v So hat Hanns Ruff bekennt, vnd gesagt, das Hanns von Vlm, Martin von Augspurg vnnd Enderin von Nördlingen ine habenndt vnderriecht vnnd gelernet nyderfallen vnnd wie er gebarn vnnd thun söll, das man glaupe ine die fallenden sucht habe.
- So hat er vil vnnd mengerlay diebstalen, die er zu Wyntterbach¹⁶⁷ vnnd dasebst vmb gethan hat, bekennt vnnd besonder diese die namhafftigen.
- Item, zu Vrlach¹⁶⁸ ob Schorndorff¹⁶⁹ hat er ainem, genannt Casparlin, nachts an der Herberg ½ Guldin auß dem seckel gestoln.
- Item, zu Vrendorff¹⁷⁰ vnder Geppingen¹⁷¹ hat er ainem burn, Vtz genannt, vß dem seckel II Gulden gestoln.
- Item, im Surbrunnen¹⁷² hat er ain seckel gestoln vnnd Xß darinn gefunden.
- fol. 7^r Item, zu Buttelspach¹⁷³ hat er ain rock gestoln vnnd den vmb ain halben Guldin verkofft.

Item, Ieronimussen, dem gastgeben zu Wyntterbach, hat er auch ain altten rock gestoln.
 Item, er vnnd Ennderlin vnnd Hanns von Nordlingen¹⁷⁴, baid bruder, Vtz von Augspurg vnnd Michel von Dinkelspyhel¹⁷⁵ haben by Nyderbaden¹⁷⁶ im swartz wald, vngeuarlich ain viertail mayl wegs vom Bruder huß¹⁷⁷ gegen Baden¹⁷⁸ wertz, da tannen vnd vorchen stannd, ermördt ain burßman vnnd den in ain tobel daselbst geworffen vnnd IIII fl Guldin by im gefunden Vnd die mit ain anndern verzerrt. Zu dem sind Ennderlins wib Margrett vnnd hannsen von Nördlingen wib Dorlin vor dem wald gestannden vnnd sy verwarttet. Vnd hat Ennderlin von Nördlingen

fol. 7^v den ersten strach mit dem tremel vff den gethan, ouch er, Hanns Ruff, mit ainem stecken auff in geschlagen. Vnnd Vtz von Augspurg ine gar mit ainem tegeu erstochen. Vnnd ist beschehen ietz nach Ostern nechstuerschinen. Auch habenndt Ennderlin vnnd Hanns, die bruder, vnd Michel vnnd Vtz vor mit dem selben purn in ainem dorff, ain Meil ihenhalb Baden, gespiltt. Vnnd er inen II Guldin

abgewunnen. Also haben sy ine darnach gemördt.

fol. 8^v Vrgicht von Costentz mordern

Anschrift des Verfassers:

Dr. Willibald Katzinger, Stadlgasse 21, A-4470 Enns

Willibald.katzinger@liwest.at

ANMERKUNGEN

1 Stadtarchiv Feldkirch, Akten Nr. 2126.

2 Vgl. als Beispiele: MONE, Franz Joseph: Über die Armenpflege vom 13. bis 16. Jahrhundert, In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 1 (1850), S. 123–163; HAMPE, Theodor: Die fahrenden Leute in der deutschen Vergangenheit, Leipzig 1902 (= Monographien zur deutschen Kulturgeschichte. Hg. v. G. Steinhausen, 10); MOELLER, Ernst v.: Die Elendsbrüderschaften. Ein Beitrag zur Geschichte der Fremdenfürsorge im Mittelalter. (Nachdruck d. Ausg. Leipzig 1906), Leipzig 1972; FÖRSTL, Johann Nepomuk: Das Almosen. Eine Untersuchung über Grundsätze der Armenfürsorge in Mittelalter und Gegenwart, Paderborn 1909; WINCKELMANN Otto: Die Armenordnungen von Nürnberg (1522), Kitzingen (1523), Regensburg (1523) und Ypern (1525), in: Archiv für Reformationsgeschichte 10 (1913), S. 242–280 und 11(1914), S. 1–18; WINCKELMANN Otto: Über die ältesten Armenordnungen der Reformationszeit (1522–25). In: Historische Vierteljahrsschrift 17(1914/15), S. 187–228 und S. 361–400; STARK, Theodor: Die christliche Wohltätigkeit im Mittelalter und

in der Reformationszeit in den ostschwäbischen Reichsstädten. Diss. phil. Erlangen 1926 (= Einzelarbeiten a. d. Kirchengeschichte Bayerns. Hg. vom Verein f. Bayer. Kirchengeschichte 4, München 1926); RÜGER, Willi: Mittelalterliches Almosenwesen. Die Almosenordnungen der Reichsstadt Nürnberg, Nürnberg 1932 (= Nürnberger Beiträge zu den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften. 31); SCHULZ, Hilda: Der arme Mann im späteren Mittelalter, mit besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse in den österreichischen Städten. – Wien 1936, S. 104.

3 Hans SCHEPNER, Theorie der Fürsorge. Göttingen 1962, 219 S., (Neuaufgabe 1974).

4 Vgl. die kritische Auseinandersetzung von ENGEL, Evamaria: Stadtgeschichtsforschung zum Mittelalter in der DDR – Ergebnisse, Probleme, Perspektiven, in: Stadtgeschichtsforschung. Aspekte – Tendenzen – Perspektiven. Herausgegeben von Fritz MAYRHOFER (Beiträge zur Geschichte der Städte Mitteleuropas. Bd. 12) Linz 1993, S. 81–99. Zum »Altmeister« wurde hier Karl CZOK, der schon 1957 mit seiner Leipziger Dissertation Aufmerksamkeit erregte (Städtebünde

und Zunftkämpfe in Deutschland während des 14. und 15. Jahrhunderts mit besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse in der Oberlausitz), der alsbald die Habilitationsschrift folgte: *Städtische Volksbewegungen im deutschen Spätmittelalter: Ein Beitrag zu Bürgerkämpfen und innerstädtischen Bewegungen während der frühbürgerlichen Revolution*. 2 Teile. Leipzig 1963, 295 S.

5 MASCHKE, Erich: *Verfassung und soziale Kräfte in der deutschen Stadt des späten Mittelalters, vornehmlich in Oberdeutschland*, in: *Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* Bd 46 (1959), S. 289–349 und 433–476.

6 Herausgegeben von Erich MASCHKE und Jürgen SYDOW. Stuttgart 1967. Darin u. a.: MASCHKE, Erich: *Die Unterschichten der mittelalterlichen Städte Deutschlands*, S. 1–74; KIRCHGÄSSNER, Bernhard: *Probleme quantitativer Erfassung städtischer Unterschichten im Spätmittelalter, besonders in den Reichsstädten Konstanz und Eßlingen*, S. 75–89; WUNDER, Gerd: *Die Unterschichten der Reichsstadt Hall. Methoden und Probleme ihrer Erforschung*, S. 101–118. Der einleitende Aufsatz MASCHKES wurde wiederabgedruckt in: *Städte und Menschen. Beiträge zur Geschichte der Stadt, der Wirtschaft und Gesellschaft 1959–1977* (*Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte*, Beiheft 68), Wiesbaden 1980, S. 306–379.

7 Etwa »Aspects of poverty in Early Modern Europe«, zwei Colloquien am Europäischen Universitätsinstitut in Fiesole – Florenz in den Jahren 1979 und 1980: *Aspects of poverty in Early Modern Europe*. Herausgegeben von Thomas RIIS. Stuttgart 1981, 308 S. und der zweite Band mit dem Untertitel. *Les réactions des pauvres à la pauvreté*. Odense 1986, 230 S. Darin u. a.: KATZINGER, Willibald: *Zum Problem der Armut in den Städten Österreichs vom Spätmittelalter bis ins 18. Jahrhundert*, S. 31–49.

8 FISCHER, Thomas: *Städtische Armut und Armenfürsorge im 15. und 16. Jahrhundert*. (= *Göttinger Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte* 4.) Göttingen 1979, S. 234 ff.; KOPE NÝ, Angelika: *Fahrende und Vagabunden: ihre Geschichte, Überlebenskünste, Zeichen und Strassen*. Berlin 1980, 188 S.; SACHSSE, Christoph und Florian TENNSTEDT: *Geschichte der Armenfürsorge in Deutschland 1. Vom Spätmittelalter bis zum 1. Weltkrieg*. Stuttgart 1980; GRAUS, Frantisek: *Randgruppen in der städtischen Gesellschaft des Spätmittelalters*, in: *Zeitschrift für historische Forschung* 8 (1981), S. 385–437; FISCHER,

Wolfram: *Armut in der Geschichte* (Kleine Vandenhoeck-Reihe 1476), Göttingen 1982; IRSIGLER, Franz: *Bettler und Dirnen in der städtischen Gesellschaft des 14.–16. Jahrhunderts*, in: *Aspects of Poverty in Early Modern Europe II* (wie Anm. 7), S. 180 ff.; SACHSSE, Christoph und Florian TENNSTEDT: *Soziale Sicherheit und soziale Disziplinierung: Beiträge zu einer historischen Theorie der Sozialpolitik*, Berlin 1986, 302 S.; JÜTTE, Robert: *Abbild und soziale Wirklichkeit des Bettler- und Gaunertums zu Beginn der Neuzeit. Sozial-, mentalitäts- und sprachgeschichtliche Studien zum Liber vagantium (1510)*. Köln Wien 1987, 275 S.; GEREMEK, Bronisław: *Geschichte der Armut: Elend und Barmherzigkeit in Europa*. Erfurt 1988, 328 S.; IRSIGLER, Franz und Arnold LASSOTTA: *Bettler und Gaukler, Dirnen und Henker*. München 1989

9 KIRCHGÄSSNER, Bernhard: *Probleme quantitativer Erfassung städtischer Unterschichten im Spätmittelalter, besonders in den Reichsstädten Konstanz und Eßlingen*, S. 75–89; WUNDER, Gerd: *Die Unterschichten der Reichsstadt Hall. Methoden und Probleme ihrer Erforschung*, S. 101–118 und von SCHWINEKÖPER, Berent: *Bemerkungen zum Problem der städtischen Unterschichten aus Freiburger Sicht*, S. 134–149, alle in: *Gesellschaftliche Unterschichten in den südwestdeutschen Städten* (wie Anm. 6.). Zu den Versuchen, das Schichtenproblem mittels EDV zu lösen vgl. MÜLLER, Albert: *Über vergangene, und zukünftige Probleme der österreichischen Stadtgeschichte*, in: *Stadtgeschichtsforschung* (wie Anm. 3) und die dort in den Anm. 100 und 101 angeführten Werke.

10 Vgl. etwa BATTENBERG, Friedrich J.: *Obrigkeithliche Sozialpolitik und Gesetzgebung. Einige Gedanken zu mittelhochdeutschen Bettel- und Almosenordnungen des 16. Jahrhunderts*, in: *Zeitschrift für historische Forschung* 18 (1991), S. 33–70; SIMON-MUSCHIED, Katharina: *Die Dinge im Schnittpunkt sozialer Beziehungsnetze. Reden und Objekte im Alltag (Oberrhein, 14. Bis 16. Jahrhundert)*. Göttingen 2004; SCHUSTER, Peter: *Armut in der spätmittelalterlichen Buss- und Strafrechtsbarkeit*, in: *Armut im Mittelalter. Ostfildern* 2004, S. 189–212 oder VOLTMER, Rita: *Zwischen polit-theologischen Konzepten, obrigkeitlichen Normsetzungen und städtischem Alltag: Die Vorschläge des Straßburger Münsterpredigers Johannes Geiler von Kayersberg zur Reform des städtischen Armenwesens*, in: *Norm und Praxis der Armenfürsorge in Spätmittelalter und früher Neuzeit*.

Herausgegeben von Sebastian Schmidt und Jens Aspelmeier. Stuttgart 2006, S. 91–137 oder Wagner, Alexander: Armenfürsorge in (rechts-)Theorie und Rechtsordnung der frühen Neuzeit, in: Norm und Praxis der Armenfürsorge in Spätmittelalter und früher Neuzeit. Herausgegeben von Sebastian Schmidt und Jens Aspelmeier. Stuttgart 2006, S. 21–61.

11 Landkreis Unterallgäu.

12 Rems-Murr-Kreis.

13 Schorndorf, ca. 20 Kilometer östlich von Stuttgart.

14 Urgicht (wie Anm. 1), fol. 6v–7v.

15 Möglicherweise Beutelsbach, 13 km westlich von Schorndorf, gehört heute zur Großgemeinde Weinstadt. Freundlicher Hinweis von Dr. Peter Rückert vom Hauptstaatsarchiv Stuttgart.

16 Vermutlich Urbach im Rems-Murr-Kreis, 5 km nordöstlich von Schorndorf. Freundlicher Hinweis von Dr. Peter Rückert vom Hauptstaatsarchiv Stuttgart.

17 Nach Auskunft von Dr. Karl-Heinz Rueß (Stadtarchiv Göppingen) gibt es rund um die Stadt keinen alten Ortsnamen, der auf –dorf endet. Er schlägt deshalb den Ort Faurndau vor, der die Fils flußabwärts (vielleicht deshalb *under Geppingen*) liegt. Lautlich bleiben aber Bedenken.

18 Möglicherweise Sauerbronnen in Roßfeld, zur Stadt Crailsheim gehörig. Freundlicher Hinweis von Dr. Peter Rückert vom Hauptstaatsarchiv Stuttgart. Lokal besser paßt allerdings das ehemalige Kurbad Sauerbrunnen in oder bei Göppingen, welches um 1600 in hoher Blüte stand. Freundlicher Hinweis von Dr. Karl-Heinz Rueß vom Stadtarchiv Göppingen (Mail vom 1.12.2011).

19 Urgicht (wie Anm. 1), fol. 1^r–3^v.

20 Vielleicht Boos im Landkreis Unterallgäu, 13 km nördlich von Memmingen.

21 Kammlach im Landkreis Unterallgäu, 6 Kilometer westlich von Mindelheim.

22 9 km nördlich von Memmingen.

23 Sein Vater war Hans Mayger aus Oberzell, 5 km südwestlich von Ravensburg.

24 Buchloe, 17 km westlich von Landsberg am Lech.

25 Unterschönegg, ca. 4 km nordwestlich von Babenhausen.

26 Biberach, 46 km südlich von Ulm.

27 Kirchheim, Landkreis Unterallgäu, 18 km nördlich von Mindelheim. Wenn Hanns Remelin auf dem Weg nach Hause war, hätte er noch 30 km laufen müssen.

28 Dorf Grub bei der Ortschaft Eggenenthal im Landkreis Ostallgäu, ungefähr 13 km westlich von Kaufbeuren. Freundliche Mitteilung von von Dr. Gerhard Immler vom Staatsarchiv Augsburg (23.10.1998).

29 Vermutlich Rammingen, 7 km nordöstlich von Mindelheim.

30 Südlich des Marktes Tussenhausen.

31 Kirchdorf am Südennde des Angelberger Waldes, 6 km östlich von Mindelheim.

32 Nach der Schreibweise käme nur Ober- oder Untersiggingen als Teil der Gemeinde Deggenhausetal im Bodenseekreis in Frage. Das liegt allerdings 8 km nördlich von Markdorf und mehr als 150 km entfernt von Landsberg. Deshalb schlägt Dr. Gerhard Immler vom Staatsarchiv Augsburg den Ort Igling, 9 km nordwestlich von Landsberg vor. Mit anlautendem z- für »zu« oder »ze« kommt der Vorschlag Z'iglingen lautlich dem Sygingen so nahe, dass er vorzuziehen ist.

33 14 km nordöstlich des bereits genannten Babenhausen.

34 Mundraching in einer Schleife des Lechflusses, 10 km südlich von Landsberg a.L.

35 Vielleicht Wintersulgen, 2,5 km nördlich von Heiligenberg oder Bad Saulgau, welches im regionalen Dialekt noch immer *Sulga* heißt.

36 Möglicherweise Riedlingen an der Donau, 16 km nördlich von Bad Saulgau.

37 Wohl Sulgen im Kanton Thurgau, Schweiz, 18 km südlich von Konstanz. Für den Hinweis sei Herrn Archivdirektor i. R. Dr. Maurer vom Stadtarchiv Konstanz sehr herzlich gedankt.

38 Das nächste Dorf heißt Rickertsreute, den Wald gibt es auch noch.

39 Da in der Nähe Kaufbeurens kein anderes Kloster lag als Irsee, muss es sich um dieses gehandelt haben: Freundliche Mitteilung von Dr. Gerhard Immler vom Staatsarchiv Augsburg (23.10.1998). Er empfiehlt, auf die Lautung zu achten und das anlautende S- als Z zu verstehen im Sinne von »Zu« oder »Ze«: Z'ursch. Da nach dem Historischen Ortsnamenbuch von Bayern der ursprüngliche Name des Klosters *Ursi, Ursin, Ursingen, Ursinga* usw. lautete, scheint das Rätsel »Schursch« befriedigend gelöst zu sein: DERTSCH, Richard: Stadt und Landkreis Kaufbeuren (Historisches Ortsnamenbuch von Bayern. Schwaben, Bd 3) München 1960, S. 36.

40 Nach der *Topographia Sueviae* des Matthäus Merian (Frankfurt 1643), S. 167 f. Schemberg, Schönberg oder Schönenberg genannt, eine Meile von Rottweil

entfernt. Liegt im Zollernalbkreis. Allerdings gibt es allein in Bayern weitere 20 Ortschaften mit dem Namen Schönberg.

41 Urgicht (wie Anm. 1), fol. 3^v–6^r.

42 Siehe Anm. 29.

43 Siehe Anm. 40.

44 Die von Robert Jütte (Windfang und Wetterhahn. Die Kleidung der Bettler und Vaganten, in: Terminologie und Typologie mittelalterlicher Sachgüter: Das Beispiel der Kleidung, in: Veröffentlichungen des Instituts für mittelalterliche Realienkunde 1988, S. 117–203) gemachte Feststellung von Kleidungs-vorschriften bei den Bettlern kann bei der Rotte von Schongau nicht bestätigt werden.

45 Siehe Anm. 40.

46 Von allen Nervenkrankheiten des Mittelalters ist die Fallende Sucht am sichersten als Epilepsie zu identifizieren: TAJERBASHI, Bardia und FRIEDRICH, Christoph: Eine der ältesten bekannten Krankheiten. Zur Geschichte der Therapie der Epilepsie, in: Pharmazie in unserer Zeit 4/2007, S. 254–261.

47 Der Liber Vagatorum nennt im VIII. Kapitel (fol. 4^v) diesen Typ Bettler »Grantner« (Druckausgabe 1510).

48 de.wikipedia.org/wiki/Valentin_von_R%C3%A4tten.

49 Vererbliche Krankheit des Gehirns, die heute als Huntington Krankheit bezeichnet wird (wikipedia.org/wiki/Chorea_Huntington), weil sie 1872 vom New Yorker Arzt George Huntington erstmals wissenschaftlich erforscht wurde: WINKLE, Stefan: Die Tanzwut – Echte und scheinbare Enzephalitiden – Über das epidemieartige Auftreten von Nachahmungssyndromen, in: »Hamburger Ärzteblatt« (Hefte 6–9/2000).

50 Überliefert in der Königshovener Chronik: Die Alteste Teutsche so wol Allgemeine Als insonderheit Elsassische und Straßburgische Chronike von Jacob von Königshoven / Priestern in Straßburg / Von Anfange der Welt biß ins Jahr nach Christi Geburth MCCCLXXXVI. beschrieben. Anjetzo zum ersten mal heraus und mit Historischen Anmerckungen in Truck gegeben von D. Johann Schiltern. Straßburg / MDCXCVIII, S.1085 f. Darin auch folgender Vers:

Viel hundert fiengen zu Straßburg an
Zu tantzen und springen/Fraw und Mann/
An offenen Marck/ Gassen und Strassen
Tag und Nacht ihren viel nicht assen
Bis in das Wüten wieder gelag.
St. Vits Tantz ward genannt die Plag.

Vgl. dazu MARTIN, Alfred: Geschichte der Tanzkrankheit in Deutschland. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde in Berlin 24(1914), Heft 2, S. 113–134; Heft 3, S. 225–229.

51 www.heiligenlexikon.de/BiographienV/Vitus_Veit.htm.

52 Was unter Rach zu verstehen sei, konnte nicht eruiert werden.

53 <http://de.wikipedia.org/wiki/Heller-Altar>.

54 SAUSER, Ekkart: CYRIACUS, in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon Band XVI (1999) Spalten 362–364.

55 wikipedia.org/wiki/Altorf.

56 wikipedia.org/wiki/Antoniter-Orden.

57 www.heiligenlexikon.de/BiographienA/Antonius_der_Grosse.htm.

58 Heute im Musée d'Unterlinden in Colmar: http://de.wikipedia.org/wiki/Isenheimer_Altar. Dieses Thema war eines der beliebtesten Motive in der gesamten Kunstgeschichte bis in das 20. Jahrhundert, welches der lebhaften Phantasie der Künstler sehr entgegen kam.

59 Siehe Anm. 29.

60 GUGITZ, Gustav: Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch, Wien 1958, Bd 5, S. 158

61 UHLIRZ, Karl: Wolfgang, Bischof von Regensburg. In: Allgemeine Deutsche Biographie (ADB). Band 44, Duncker & Humblot, Leipzig 1898, S. 118–123.

62 http://www.sagen.at/doku/quellen/quellen_ooe/st_wolfgang.html.

63 BAUTZ, Friedrich Wilhelm: Barbara. In: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon (BBKL). Band 1, Hamm 1975, Sp. 364–365.

64 http://de.wikipedia.org/wiki/Achatus_von_Armenien.

65 Wie Anm. 29.

66 BOEHNKE, Heiner und Rolf JOHANNSMIEIER: Das Buch der Vaganten. Spieler, Huren, Leutbetrüger. Frankfurt 1987, S. 40 f.

67 Es sei dennoch den Leitern der Archive Appenzell, Augsburg, Babenhausen, Biberach, Blaubeuren, Stadtarchiv und Landesarchiv Bregenz, Isny, Kaufbeuren, Kempten, Konstanz, Landsberg a. L., Ravensburg, Regensburg, Schongau, Ulm und Wangen für ihre Nachforschungen herzlich gedankt.

68 Stadtarchiv Ravensburg, Repertorium des Alfons Dreher aus 1925/35. Herrn Stadtarchivdirektor i. R. Dr. Peter Eitel sei für seine Bemühungen herzlich gedankt.

- 69 Stadtarchiv Konstanz, Missivenbuch von 1511 (B II 28), Nr. 68, fol. 300b.
- 70 Ebenda, Nr. 70, fol. 301b. Es handelte sich um den Inhaber der Herrschaft Angelberg, Egolf von Riedheim, der zum Zeitpunkt der Anfrage vermutlich schon tot war. Er verstarb im Sommer des Jahres 1511: ZACHER, Georg Urban: Chronik der mittelalterlichen Herrschaft Schwabeck mit urkundlich-statistisch-topographischen Beiträgen des Marktes und Landgerichts-Bezirktes Türkheim. München 1846, S. 24; der Sitz der Herrschaft, die Burg Angelberg oberhalb des Marktes Tussenhausen, wurde Mitte des 18. Jahrhunderts geschleift: VOGEL, Rudolf: Die Reichsherrschaft Angelberg im Band Mindelheim des Historischen Atlas von Bayern, Teil Schwaben, Heft 7. München 1970, S. 51.
- 71 Hauptort des Linzgaues, der im Spätmittelalter auch Landvogtei oder Grafschaft Heiligenberg genannt wurde: SCHLEUNING, Hans: Überlingen und der Linzgau am Bodensee. Stuttgart/Aalen 1972.
- 72 Stadtarchiv Konstanz, Missivenbuch von 1511 (B II 28), Nr. 69, fol. 301a. Es handelte sich um den zehnjährigen Knaben (Vgl. Anm. 113–115). Inhaber der Herrschaft Heiligenberg und damit auch Graf im Linzgau war damals Christoph von Werdenberg: FICKLER, Carl Borromäus Alois: Heiligenberg in Schwaben. Mit einer Geschichte seiner alten Grafen und des von ihnen beherrschten Linzgaues. Karlsruhe 1853, S. 145. Dem (Land)vogt war die niedere Gerichtsbarkeit unterstellt.
- 73 Ebenda, Nr. 77, fol. 305 (... *wie die by gelegte bekanntnuß lutet* ...).
- 74 AMMANN, Hektor: Vom geographischen Wissen einer deutschen Handelsstadt im Mittelalter, in: Ulm und Oberschwaben. Zeitschrift für Geschichte und Kunst, Bd 34 (1955), S. 39–65.
- 75 STROMER Wolfgang von, Verflechtungen oberdeutscher Wirtschaftszentren am Beginn der Neuzeit, in: Die Stadt an der Schwelle zur Neuzeit. Herausgegeben von Wilhelm RAUSCH (Beiträge zur Geschichte der Städte Mitteleuropas. Bd. 4) Linz 1980, S. 26.
- 76 Stadtarchiv Konstanz, Missivenbuch von 1511, Nr. 124, fol. 338b – 340b.
- 77 Nicht identifizierte Orte sind kursiv gesetzt.
- 78 Stadt Sursee am Sempacher See im Kanton Luzern.
- 79 Colmar, drittgrößte Stadt im Elsass (Alsace) und Hauptstadt des Département Haut-Rhin.
- 80 Vermutlich Horb am Neckar, Landkreis Freudenstadt, 43 km südwestlich von Tübingen.
- 81 Hanns von Memmingen *der ist ain dieb vnnd in der vrgicht eich vormals durch vnns von Petter Belzlin etc. zuegeschickt ouch begriffen*. (Missivenbuch, fol. 340a).
- 82 Stadtarchiv Konstanz, Missivenbuch von 1511, Nr. 82, fol. 311a,b.
- 83 Zum Folgenden vgl. Stadtarchiv Konstanz, Ratsbuch von 1510–11 (B I 29).
- 84 Stadtarchiv Konstanz, Ratsprotokolle von 1619 (B I 98), fol. 228.
- 85 Ebenda, fol. 228v.
- 86 Noch immer vorbildlich die Zusammenfassung bei BEZOLD, F. von: Die »armen Leute« und die deutsche Literatur des späteren Mittelalters, in: Historische Zeitschrift Bd 41(1979), S. 1–37.
- 87 BRANT, Sebastian: Doctor Brants Narrenschiff. Basel: Olpe 1499 (Erstausgabe Basel 1494), fol. 78v–80r, hier 80r.
- 88 Stadtarchiv Feldkirch (wie Anm. 1) fol. 1v, 2v und 3v.
- 89 Vgl. die Einleitung zu Sebastian Brants Narrenschiff von F. BOBERTAG, S. II ff. (Deutsche National-Litteratur. Historisch-kritische Ausgabe. Bd 16.) Berlin und Stuttgart [1899].
- 90 BOEHNKE/JOHANNMEIER, Das Buch der Vaganten (wie Anm. 66), S. 17 ff.
- 91 Ebenda, S. 47 ff.
- 92 Zitiert nach IRSIGLER, Bettler und Dirnen (wie Anm. 8), S. 183.
- 93 Eine reiche Auswahl davon findet sich in HAMPES Werk, Die fahrenden Leute (wie Anm. 2). Den Ausführungen von Elisabeth SUDECK in ihrem Werk: Bettlerdarstellungen vom Ende des XV. Jahrhunderts bis zu Rembrandt (= Studien zur deutschen Kunstgeschichte. H. 279). Strassburg 1931 wird man nicht ganz zustimmen können, wenn sie behauptet, daß Bettlerdarstellungen erst mit der Loslösung von der Religion zu einem Thema der Kunst werden konnten (S. 8 f.).
- 94 Vgl. zu diesem Thema z. B. SCHUBERT, Ernst: »bauerngeschrey«. Zum Problem der öffentlichen Meinung im spätmittelalterlichen Franken. In: Jahrbuch für fränkische Landesforschung Bd 34/35 (1975), S. 883–908.
- 95 BRANT (wie Anm. 87) fol. 80r.
- 96 Dazu noch immer STARK, Christliche Wohltätigkeit (wie Anm. 2).
- 97 FISCHER, Städtische Armut (wie Anm. 8), S. 146 f.

- 98 Vgl. dazu NAUJOKS, Eberhard: Ulms Sozialpolitik im 16. Jahrhundert. In: Ulm und Oberschwaben. Zeitschrift für Geschichte und Kunst, Bd 33 (1953), S. 89 f. und SPECKER, Hans Eugen: Ulm. Stadtgeschichte.- Ulm 1977, S. 105 f.
- 99 MASCHKE, Unterschichten (wie Anm.6), S. 60 ff.
- 100 Vgl. dazu MOELLER, Ernst von: Die Elendenbrüderschaften. E. Beitrag zur Geschichte der Fremdenfürsorge im Mittelalter.- Leipzig 1906.
- 101 IRSIGLER, Bettler und Dirnen (wie Anm. 8), S. 181 f.
- 102 FISCHER, Städtische Armut (wie Anm. 8), S. 208 ff.
- 103 Ebenda, S. 211 ff.
- 104 SPECKER, Ulm (wie Anm. 98).
- 105 IRSIGLER, Bettler und Dirnen (wie Anm. 8), S. 182.
- 106 NAUJOKS, Ulms Sozialpolitik (wie Anm. 98).
- 107 MÜLLER, K.O.: Die älteren Stadtrechte von Leutkirch und Isny. Stuttgart 1914, S. 275.
- 108 Vgl. dazu MASCHKE, Erich: Deutsche Städte am Ausgang des Mittelalters. In: Die Stadt am Ausgang des Mittelalters. Herausgegeben von Wilhelm RAUSCH. (= Beiträge zur Geschichte der Städte Mitteleuropas Bd.3.) Linz 1974, S. 3 ff.
- 109 BOG, Ingomar: Über Arme und Armenfürsorge in Oberdeutschland und in der Eidgenossenschaft im 15. und 16. Jahrhundert. In: Jahrbuch für fränkische Landesforschung Bd 34/35 (1975), S. 983–1001.
- 110 NEUJOKS, Ulm Sozialpolitik (wie Anm.52).
- 111 MASCHKE, Deutsche Städte (wie Anm. 108), S. 13.
- 112 SPECKER, Ulm (wie Anm. 52), S. 62.
- 113 MASCHKE, Deutsche Städte (wie Anm. 108), S. 16 f.
- 114 BOG, Über Arme (wie Anm. 109), S. 995.
- 115 Sollten aus obigen Ausführungen Parallelen zur gegenwärtigen Diskussion über die im Rahmen der sogenannten »Globalisierung« allenthalben stattfindenden Firmenzusammenschlüsse gezogen werden, die von einer nicht zu überhörenden Debatte über die Notwendigkeit der Kürzung von Sozialleistungen begleitet werden, so sind sie zufällig und waren ursprünglich nicht beabsichtigt.
- 116 Die Schreibweise wurde mit Ausnahme der Groß- und Kleinschreibung beibehalten. Die Satzzeichen wurden eingefügt.
- 117 Apfeltrach wie Anm. 11, Dorf im Landkreis Unterallgäu, 3 Kilometer südlich von Mindelheim.
- 118 Mindelheim zwischen Memmingen und Landsberg a. L.
- 119 Winterbach im Rems-Murr-Kreis (wie Anm. 12), 3 km westlich von Schorndorf.
- 120 Schorndorf, Stadt 31 km östlich von Stuttgart im Rems-Murr-Kreis.
- 121 Konstanz am Bodensee.
- 122 Wie Anm. 20.
- 123 Memmingen.
- 124 Augsburg.
- 125 Wie Anm. 21.
- 126 Salzburg.
- 127 Babenhausen, 18 km nördlich von Memmingen.
- 128 Markdorf, Zentrum des Linzgaues zwischen dem Kloster Salem und Friedrichshafen am Bodensee, ca. 6 km im Landesinneren.
- 129 Reichsstadt Ravensburg, 37 km nördlich von Lindau am Bodensee.
- 130 Oberzell (wie Anm. 23).
- 131 Wallfahrtskirche Mariä Himmelfahrt in Kirchhaslach im Landkreis Unterallgäu, 4 km westlich von Babenhausen.
- 132 Blaubeuren im Alb-Donau-Kreis, 20 km westlich von Ulm.
- 133 Memmingen, wie oben Anm. 123, oder Menningen bei Meßkirch im Landkreis Sigmaringen.
- 134 Buchloe im Landkreis Ostallgäu, 17 km westlich von Landsberg am Lech.
- 135 Landsberg a. L.
- 136 Unterschöneck, ca. 4 km nordwestlich von Babenhausen.
- 137 Kaufbeuren, 37 km südwestlich von Landsberg.
- 138 Innsbruck, Österreich.
- 139 Biberach, 46 km südlich von Ulm.
- 140 Landshut in Bayern.
- 141 Dorf Grub bei der Ortschaft Eggenthal im Landkreis Ostallgäu, ungefähr 13 km westlich von Kaufbeuren. Freundliche Mitteilung von von Dr. Gerhard Immler vom Staatsarchiv Augsburg (23.10.1998).
- 142 Kirchheim, Landkreis Unterallgäu, 18 km nördlich von Mindelheim. Wenn Hanns Remelin auf dem Weg nach Hause war, hätte er noch 30 km laufen müssen.
- 143 Wertach, Nebenfluss des Lech.
- 144 Wie Anm. 29.
- 145 Wie Anm. 31.
- 146 Nürnberg.
- 147 Wie Anm. 32.
- 148 Regensburg.

- 149 Wie Anm. 37.
- 150 Krumbach (wie Anm. 33), zwischen Mindelheim und Ulm.
- 151 Wie Anm. 34.
- 152 Wie Anm. 35.
- 153 Wie Anm. 36.
- 154 Wie Anm. 71.
- 155 Reichsstadt Pfullendorf, Hauptort des Linzgaues nördlich des Bodensees.
- 156 Das nächste Dorf heißt Rickertsreute, den Wald gibt es auch noch.
- 157 Wangen im Allgäu.
- 158 Wie Anm. 40.
- 159 Wie Anm. 39.
- 160 Kaufbeuren
- 161 Ulm.
- 162 Bregenz in Vorarlberg, Österreich.
- 163 Wie Anm. 64.
- 164 St. Wolfgang im Salzkammergut, Österreich.
- 165 Isny im Allgäu.
- 166 Schongau im Allgäu, 30 km südlich von Landsberg am Lech.
- 167 Wie Anm. 119.
- 168 Vermutlich Urbach im Rems-Murr-Kreis, 5 km nordöstlich von Schorndorf. Freundlicher Hinweis von Dr. Peter Rückert vom Hauptstaatsarchiv Stuttgart.
- 169 Schorndorf östlich von Stuttgart.
- 170 Nach Auskunft von Dr. Karl-Heinz Rueß (Stadtarchiv Göppingen) gibt es rund um die Stadt keinen alten Ortsnamen, der auf -dorf endet. Er schlägt deshalb den Ort Faurndau vor, der die Fils flußabwärts (vielleicht deshalb *under Geppingen*) liegt. Lautlich bleiben aber Bedenken.
- 171 Göppingen.
- 172 Möglicherweise Sauerbrunnen in Roßfeld, zur Stadt Crailsheim gehörig. Freundlicher Hinweis von Dr. Peter Rückert vom Hauptstaatsarchiv Stuttgart. Lokal besser paßt allerdings das ehemalige Kurbad Sauerbrunnen in oder bei Göppingen, welches um 1600 in hoher Blüte stand. Freundlicher Hinweis von Dr. Karl-Heinz Rueß vom Stadtarchiv Göppingen (Mail vom 1.12.2011).
- 173 Möglicherweise Beutelsbach, 13 km westlich von Schorndorf, gehört heute zur Großgemeinde Weinstadt. Freundlicher Hinweis von Dr. Peter Rückert vom Hauptstaatsarchiv Stuttgart.
- 174 Ehemalige Reichsstadt Nördlingen
- 175 Dinkelsbühl.
- 176 Baden Baden.
- 177 Es gibt einen offensichtlich alten Waldgasthof »Bruderhaus« 4 km nördlich von Altensteig, welcher auf der Straße 83 km von Baden Baden entfernt ist, Luftlinie allerdings kaum 30 km. Dennoch legt die Formulierung *by Nyderbaden* nahe, dass es sich um ein anderes Bruderhaus gehandelt hat.
- 178 Wie Anm. 176.

Ulrike Laule

DER SOGENANNTTE WIESBADENER RISS

Ein Vorschlag zum Wiederaufbau der Westturmanlage
des Konstanzer Münsters nach dem Brand von 1511

Unter der Nummer 2945 bewahrt das Hessische Staatsarchiv den »Aufriß eines gotischen Kirchturms 16./17. Jahrhundert«, der seit seiner Veröffentlichung durch Friedhelm Wilhelm Fischer 1966¹ als »Wiesbadener Riss« bekannt geworden ist. Dieser Riss ist eine Federzeichnung auf Papier, 195 cm hoch und 56 cm breit, nach oben schmaler werdend; die Spitze ist abgerissen. Die Papierbahn ist aus sechs Blättern gleicher Herkunft zusammen geklebt. Fischer identifizierte das Papier aufgrund des Wasserzeichens als »während des letzten Drittels des 15. Jahrhunderts häufig verwandtes Papier wohl lombardischer Herkunft«².

FORSCHUNGSLAGE UND PROBLEMSTELLUNG

Neben der Identifizierung der Zeichnung als Darstellung der Konstanzer Westturmanlage machte Friedhelm Fischer Vorschläge zur Datierung und Zuschreibung sowie zu einer regionalen und zeitlichen Einordnung. 2012 publizierte Julian Hanschke einen Vorschlag zum Wiesbadener Riss³, den er 2013 zusammen mit aufwändigen 3D-Rekonstruktionen wiederholte. Hanschke präsentierte eine neue Datierung, eine neue Zuschreibung und eine neue Deutung des Risses, welche die Grundlage einer Rekonstruktion von außergewöhnlich großen Ausmaßen und sehr ungewöhnlicher Gestalt bildet (Abb. 1).

Die vorliegende Arbeit befasst sich erneut mit der Erklärung der Darstellung, der Datierung des Risses, die ohne die detaillierte Baugeschichte der Türme nicht möglich ist, einer Zuweisung der Zeichnung sowie mit dem Verhältnis von Riss und ausgeführtem Bau.

BESCHREIBUNG

Dargestellt sind auf dem Plan zwei Türme von unterschiedlicher Höhe: Der linke besitzt drei Geschosse, die von Strebebfeilern begleitet werden. Den Abschluss auf der linken Seite bildet ein Strebebfeiler in Seitenansicht. Fialenschmuck betont die vier Stufen der Strebebfeiler, die mit reichem Blendmaßwerk überzogen sind. Acht Stufen führen vom Boden auf ein Podest vor dem Portal, das in eine hohe, von mehreren Rundstäben gerahmte Öffnung einbeschrieben ist, welche von zwei Konsolfiguren – einem Bischof und einem Märtyrer – unter Baldachinen gerahmt wird. Das reich geschmückte Portal selbst nimmt nur etwa die halbe Höhe des Bogens ein, darüber öffnet sich ein Fenster aus vier rundbogigen Lanzetten und einem großen Okulus mit Fischblasen. Es folgen Gewölbstücke, die eine Balustrade mit Fischblasenmaßwerk tragen. Die nächsten beiden Geschosse besitzen je ein schlankes Maßwerkfenster mit ebenfalls je vier rundbogigen Lanzetten und Fischblasen in der Spitze. Beide sind wie die Portalöffnung durch mehrere sich im Scheitel überkreuzende Profile gerahmt, doch unterscheiden sich die äußeren Rahmungen: Neben dem unteren Fenster nehmen Konsolen die mit Krabben besetzten Rahmenprofile auf, die nicht nur den Spitzbogen des Fensters einfassen sondern zu den Seiten hin je einen halben Spitzbogen beschreiben. Damit nehmen sie das Motiv der Gewölbstücke in der Portalzone auf, wo ebenfalls einem ganzen Element in der Mitte zwei halbe an den Seiten entspre-

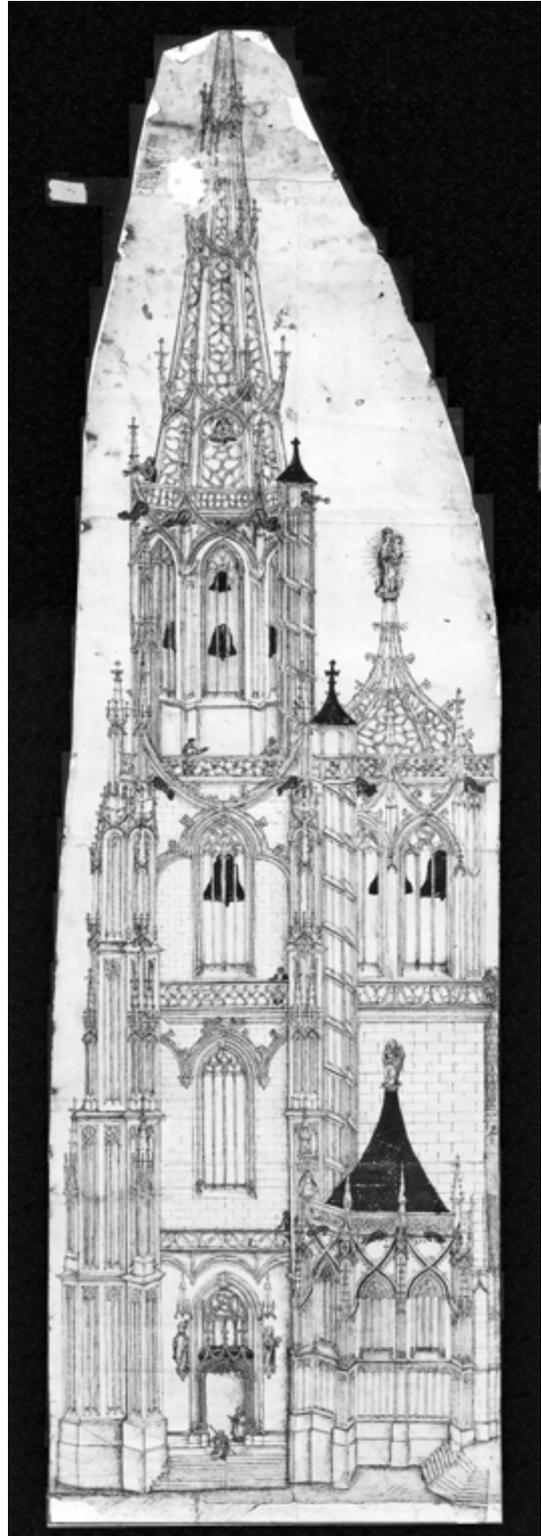


Abb. 1: Der sog. Wiesbadener Riss von 1512 – Gesamtansicht

chen. Die Profile über dem Fenster überkreuzen sich wie Zangenbögen, werden jedoch wenig über dem Kreuzungspunkt durch das Konsolprofil der Balustrade des zweiten Geschosses überschritten. Am oberen Fenster umgreifen die mit Krabben besetzten Profile ebenfalls den Spitzbogen der Öffnung, werden dann jedoch nicht nach oben sondern nach unten geführt, so dass ein Blenddreipass entsteht. Nach oben überkreuzen sich die Profile in weitem Bogen, durchdringen die folgende Balustrade und verbinden sich mit der bekronenden Fiale der Strebepfeiler. Den oberen Abschluss des linken Turms bilden ein schlankes Oktogon mit acht Maßwerköffnungen, deren Profile wieder über die Balustrade hinweg greifen und in schlanken Fialen gipfeln, und ein achtseitiger Maßwerkhelm mit drei sog. Mastkörben, das sind Zangenbögen, die plastisch vor den Helm treten und in Fialen auslaufen.

Der rechte Turm ist in den unteren Teilen durch einen Kapellenanbau verstellt. Das kleine offenbar zweijochige Gebäude mit polygonalem Abschluss ist in seiner unteren Zone durch Blendmaßwerk geschmückt, das jenem an den Strebepfeilern auffallend gleicht. Darüber öffnen sich Maßwerkfenster mit – wegen der engen Joche – vergleichsweise steilen Zangenbögen, die außer Krabben an den Oberseiten auch Vorhangmaßwerk an den Unterseiten besitzen. Sie enden an der Unterseite der Balustraden und sind durch die Aufsätze der zierlichen Strebepfeiler voneinander getrennt, deren Fialen den Dachansatz übersteigen. Das Maßwerk besteht aus drei spitzbogigen Lanzetten und Fischblasen in den Bögen. Das steile, nach innen geschwungene Dach trägt eine Figurengruppe mit dem Thema Anna Selbdritt. Im Vordergrund, also neben der Kapelle, bemerkt man eine zehnstufige, dreiseitig polygonale Treppe und ein Podest, während hinter der Kapelle vom Turm nur glattes Quaderwerk im Bereich des ersten Obergeschosses sichtbar ist. Darüber folgt – korrespondierend zum anderen Turm – eine Balustrade. Der Turm endet mit einem luftigen Maßwerkgehäuse aus zwei Fenstern je Seite (nach dem Vorbild der dargestellten Seite zu ergänzen) mit Zangenbögen wie am Oktogongeschoss und einer kielbogig geschwungenen Maßwerkhaube. Auf ihrer Spitze trägt sie eine Madonna mit Kind auf der Mondsichel und im Strahlenkranz.

Ebenfalls hinter der Kapelle und von ihr im unteren Teil verstellt, beginnt ein Treppenturm mit ansteigenden Gesimsen und Öffnungen, welcher die beiden Türme trennt und mit einem geschwungenen Dach endet. Seine Fortsetzung findet er in einem schlankeren Treppentürmchen mit einem geschwungenen Dach, welches das Oktogongeschoss flankiert.

Am rechten Bildrand, der beschnitten wurde, erkennt man eine Fortsetzung des Gebäudes – offenbar eine Basilika, da man zwei Dachabschnitte unterscheiden kann. Am oberen Dachansatz ist ein Bogen eines Frieses mit der Zeichnung einer Büste erhalten, unten ein schlanker Strebepfeiler.

Ungewöhnlich ist die offenbar nachträglich zugefügte Wiedergabe der Glocken, die bis in den Maßwerkhelm hinauf reichen, der Staffage- und Heiligenfiguren und der Wasserspeier. Sie alle sind wie die Dächer farbig laviert. Ebenso auffallend ist der Ver-

such, die Zeichnung durch Ansätze von Perspektive und Schraffuren bzw. Lavierungen lebendiger zu machen.

INHALT UND DARSTELLUNG DES PLANS

Friedhelm Fischer deutete den Riss als Westansicht des Konstanzer Münsters, in welcher der Nordturm symmetrisch zu ergänzen ist. Er stellte Diskrepanzen zwischen Plan und ausgeführtem Bau und die »problematische Darstellungsweise des Zeichners« fest, womit er meinte, dass »der Zeichner jedenfalls nicht an strenge Grundrissordnung gebunden«⁴ war.

Julian Hanschke widersprach Fischers Interpretation des Risses. Er hielt die Darstellung für »die Südansicht einer projektierten monumentalen Umgestaltung des Konstanzer Westbaus«⁵. Aus der im Plan dargestellten Abfolge Langhaus – niedriger Turm – hoher Turm rekonstruierte Hanschke eine Westturmanlage aus Mittelsturm vor dem Mittelschiff, flankiert von zwei niedrigen, flach gedeckten Türmen, vor denen noch einmal je ein hoher Turm mit Oktogon und Maßwerkhelm stehen sollte, dazu die Welserkapelle und die Wendeltreppen – also der gesamte Inhalt des Risses zu beiden Seiten eines Mittelsturms. Damit ist sein Modell nicht drei- sondern fünftürmig. Weiter schloss er, das Glockengeschoss des Südturmes sei »ein über dem heutigen Portaljoch gelegener vierkantiger Turmbau« und setzte dieses Geschoss in seinem Massenmodell auf den Mittelsturm – dies mit der Begründung, dass sich wegen der Balustrade [hinter der ein Laufgang entlang führt, Anm. d. Verf.] eine Plattform auf dem niedrigen Turm befinden müsse⁶. Dass am hohen Turm des Plans das in Teilen ausgeführte und erhaltene Westportal abgebildet ist, bleibt unberücksichtigt. Für eine Disposition, wie Hanschke sie in seinem Massenmodell darstellt, muss er wohl die Vergleichsbeispiele schuldig bleiben, ganz abgesehen davon, dass weder am erhaltenen noch am aus den Quellen rekonstruierbaren Bestand irgendetwas dafür spricht.

Unverwechselbar sind auf dem Plan dargestellt: die Welserkapelle, die Maßwerkhäuben, die aus zahlreichen Bildquellen bekannt sind⁷, das Langhaus mit dem kleinen Strebebfeiler, dem Ansatz des Bogenfrieses und den Malereien, die Strebebfeiler mit der Blendgliederung und die Figuren der Konstanzer Patrone – Konrad, Pelagius und Maria⁸. Konrad auf der Nordseite des Portals hält sein Attribut, einen Kelch, in der Rechten und die Krümme in der Linken, während Pelagius auf der Südseite die Märtyrerpalme trägt. In seiner Linken hat er ein Kirchenmodell⁹. Marias Bild ist nicht neben der Tür, sondern es bildet die Bekrönung des Südturms. Diese Charakteristika stellen, wie schon Fischer gezeigt hat, die Zuweisung des Risses an die ehemalige Kathedrale von Konstanz außerhalb jeden Zweifels.

Der Riss zeigt den Konstanzer Südturm, d. h., den geschlossenen Sockel hinter der Kapelle, das untere der beiden ca. 7 m hohen Obergeschosse – allerdings fehlt das trennende Gesims – sowie das hohe Glockengeschoss und die Maßwerkhaube. Davor liegt die Welserkapelle. In der Realität gehört sie an die Nordseite des Nordturmes; sie ist nicht nur um 90° gedreht sondern auch seitenverkehrt abgebildet. Wie ein Versatzstück ist sie vor den Südturm gezeichnet. Die polygonale Treppenanlage von zehn Stufen neben der Kapelle kann nicht von ihrem eigentlichen Standort am Nordturm übernommen worden sein, denn dort gibt es keine Treppe. Wenn sie im Riss korrekt wiedergegeben ist, könnte man sie als Verbindungstreppe zum höher gelegenen Pfalzgarten deuten. Heute fällt an dieser Stelle das Gelände einfach ab.

Hinter der Kapelle steigt eine Wendeltreppe bis zur Plattform des Turmes auf und setzt sich, leicht nach links gerückt, am Oktogon fort. Daneben erhebt sich, gerahmt von den Strebepfeilern, der Mittelurm.

Schon Fischer hat zu Recht darauf hingewiesen, dass auf der linken Seite der Nordturm zu ergänzen ist. An seiner Stelle steht eine Seitenansicht des Strebepfeilers, der um 90° gedreht und in Orthogonalprojektion dargestellt ist. Eine solche Praxis findet eine Parallele in Plänen wie dem Ulmer Riss B, wo an den beiden westlichen Turmecken je zwei Strebepfeiler im rechten Winkel gegeneinander stoßen. Hier sieht man automatisch Front- und Seitenriss der Strebepfeiler. An der Konstanzer Westturmanlage gab es nur je einen Strebepfeiler; für eine Seitenansicht musste man auf diese Art der Darstellung zurückgreifen. Auch Ansätze perspektivischer Darstellung lässt der Ulmer Riss B übrigens erkennen.

Wir haben also eine klare Grundrissituation und eine logische Darstellung: den Mittelurm mit Strebepfeiler in Front- und Seitenansicht, den Südturm und im Winkel zwischen diesem und dem südlichen Strebepfeiler eine Wendeltreppe. Weiter rechts schließt ein Ansatz des Langhauses an – wie der Strebepfeiler um 90° in die Bildebene geklappt, damit es überhaupt darstellbar war. Eine Ausnahme bildet die Welserkapelle, die, da sie mit dem Nordturm nicht dargestellt werden konnte, an den Südturm »versetzt« wurde.

DATIERUNG

Trotz der genannten Merkmale, welche die Zuschreibung außerhalb jeden Zweifels stellen, stimmen Zeichnung und gebauter Zustand in großen Teilen nicht miteinander überein. Welchen Zustand stellt der Riss also dar, und wann ist er entstanden?

Zuallererst fällt auf, dass die Turmoberteile und die Wedeltreppe Punkt für Punkt den sog. Ratschlag der Werkmeister ins Bild umsetzen. Dieser Ratschlag entstand im März 1512, nachdem die Türme im Oktober 1511 durch einen Brand schwer beschädigt worden waren:

»Wir nachbenempen Hanns Hamer Werkmaister des Stiffts zu Strassburg, Steffen Rietzenstorffer werkmaister zu Zürich, maister Conrat von Vberlingen, Erhart Dackenkolt von Nüwhusen balier an vnser frowen buw zu Fryburg vnd Marx werckmaister zu Salmenschwyler [Salem] haben vns vff der erwürdigen wolgepornen edeln vnd hochgelerten herrn Thumbtechans vnd capitells gemainlich des Thumb stiffts zu Costentz beschreibung desselben irs gestiffts buw zu besichtigen vnd darinn buwschleg fur zu nemen nach vnser hochsten vnd besten verstenntnuss ainhelliglich erkennt:

Erstlich, das man die zwen alten thürn soll abheben bis vff den simpßsen, vnd den simpßsen darmit, dem nuwen thurn glich, darnach soll man vffjettwedern alten thurn legen ein nüwen simpßsen und in dieselben simpßsen legen ysne stangen von ainem alten thurn in den andern durch vnd durch, damit das der nüw thurn darin verfasst werd, vnd vier ysne stangen nach der Zwerch dardurch.

Zum andern so soll man füruff mit den alten thurnen farn fünf- und zwanzig schuch hoch vngefarlich mit dem obern simpßsen vnd mit dem simpßsen ain gang sampt dem glen daruff vnd in jettwedern alten thurn ain gewelb ob den gloggen mit ainem holen schloßstain vnd besetzt mit blatten, das kain waßer dardurch gang, also das man daruff wandeln mög.

Zum dritten wöllen uwer gnaden helm daruff von stainwerck machen lasßen, das setzen wir vch haim.

Zum vierten so erkennen wir vns ouch ainhelliglich, das der nuw thurn gut vnd gerecht ist, vnnd das man füruff zwayer gaden hoch vffarn soll das vnder gefürt vnd das ober ins acht egk vnd vff dem acht egk ain gang mit dem glen vnd ain gewelb darinn mit ainem holen schloßstain wie obstat in den alten thurnen vnd ain stainin helm daruff wie uwer gnaden gefellig ist.

Zum fünfften so soll ain schnegk von grund vff hinden an den nüwen vnd alten thurn im egk vffgefürt werden dem nuwen thurn eben in welchem egk vwer gnad will.

Zum sechsten vnd letsten so söllen zwen sigkstern zwuschen den alten thurnen vnd dem nuwen thurn gemacht werden vnd von den thurnen das waszer darin richten das mag nit allain den thurmen, sonder dem munster, so fur vffgieng, da gott vorsig zuhilf kommen.

Actum In Stoffa den 19. Martii¹⁰.

Auch Fischer hat den Zusammenhang zwischen den Oberteilen der Turmanlage und dem schriftlichen Ratschlag erkannt. Er datierte jedoch die Entstehung des Risses in Verbindung mit folgendem Eintrag in den Domkapitelsprotokollen vom 11. März 1513, in eben dieses Jahr¹¹ und schrieb sie Lorenz Reder zu: »It. vnd ist daby maister Laurentzen capitulariter beuohlen, daz er die visierung des gantzen buw vnd der turnen furderlichen vßmachen vnd in capitel sehen lassen sölle, darnach zehalten.«¹²

Hanschke, der schon den Mittelturn der Zeit vor dem Brand »bis zur Höhe der Seitentürme«¹³ rekonstruierte, konnte deshalb die Verbindung zwischen Riss und Ratschlag nicht deuten. Er nahm stattdessen das Jahr des Baubeginns der Porticus, 1497, als »obere zeitliche Grenze« (S. 191) für die Reduktion des fünftürmigen Gesamtprojekts und datierte dessen Entstehung in die frühen 1490er Jahre, um es dann Lux Böblinger zuschreiben zu können. An anderer Stelle vermutet Hanschke, Lux Böblinger habe sich

mit diesem Plan schon »in den 1480er Jahren um die Stelle des Konstanzer Werkmeisters beworben«¹⁴. Er rückte damit den Entwurf in die frühen 80er Jahre des 15. Jahrhunderts.

Die tatsächlichen Vorgänge in der Konstanzer Bauhütte lassen sich aus den Protokollen des Domkapitels und aus dem schriftlichen Ratschlag rekonstruieren.

Punkt eins des Ratschlags befasst sich mit dem Abbau der vom Feuer zerstörten Substanz: Man soll die beiden alten Türme abheben bis auf das Gesims, damit sie gleich hoch seien wie der neue Turm und Eisenstangen längs und quer zur Festigung der Mauer verlegen.

Punkt zwei und drei betreffen die neu zu errichtenden Oberteile der Seitentürme. Es sollen 25 Schuh hohe gewölbte Glockengeschosse und eine Plattform mit Plattenbelag und Balustrade entstehen. Darauf soll ein Helm von Steinwerk gesetzt werden.

Punkt vier bezieht sich auf den Mittelurm. Er soll zwei neue gewölbte Geschosse bekommen, ein quadratisches und ein oktogonales, und über dem Oktagon einen Umgang mit Balustrade und einen steinernen Helm, wie es den Auftraggebern gefällt.

Punkt fünf empfiehlt einen »schneck«, eine Wendeltreppe im Westen¹⁵, im Winkel zwischen Mittel- und Seitenturm, auf welcher Seite die Auftraggeber möchten und Punkt sechs auf jeder Seite eine Zisterne, in welche die Plattformen entwässert werden sollten, damit bei weiteren Bränden Löschwasser zur Verfügung stehen würde¹⁶.

Wenn man diesen Ratschlag in einen Plan umsetzt, erhält man, von der Gestalt der Einzelformen abgesehen, die Oberteile des Wiesbadener Risses: 25 Schuh hohe, gewölbte Glockengeschosse mit Plattformen, Balustraden und steinernen Helmen, ein viereckiges und ein oktogonales Mittelurmgeschoss und einen steinernen Helm sowie eine Wendeltreppe von unten her. Das datiert die Entstehung des Plans zunächst einmal mit Sicherheit in die Zeit nach der Werkmeistertagung. Ohne sie ist der Plan gar nicht möglich.

Diesem terminus ante lässt sich ein terminus post gegenüberstellen. Am 2. Mai 1512 hatte Reder einen Termin beim Kapitel, bei dem es um den Wiederaufbau ging: »... Vff verordnen vnd beuelh h. Thumdechan vnd gemeins capitels haben herren thumcuster, Göldli, Clingenberg, Fergenhaus et Sax den geschrifflichen ratschlag der staimetzenmaister vnd maister Laurentzen visierungen für sich genommen vnd vff verhör vnd vnderrichtung maister Laurentzen solle furgenommen gebuw flyßlich ermesen vnd zulest vnder inen abgeredt, daz man sölle den buw der turnen yetz anheben vnd nach innhalt des ratschlags der maister die zway gemach der alten turn, so verbrunnen sind, abheben, doch also, daz maister Laurentz in abheben der gemach besehen solle, ob die egk vnd gesympys ains oder mer an denselben gemachen gut vnd starck sye, daz es belyben vnd man daruff wyter buwen vnd die anderen muren darin verfassen möge, daz er dann die selben egk vnd gesympys, so vil daran gut ist, belyben lassen vnd die anderen muren vnd fenster werck darin verfassen vnd also lut des vorigen ratschlags vff 5 oder 26 schuch hoch vngearlich uff faren vnd was von quader vnd andern gehowen stainen gut vnd gantz syen vff den turnen oder gerusten darum zemachen behalten vnd mit den anderen nuwen stainen bruchen vnd versetzen vnd des ersten mit dem thurn gegen herrn doctor Luxen hoff anheben vnd also biß an den vmb-

gang vnd das tachwerck vffüren vnd nach dem man dann wyter zerat wirt des vmbgang vnd tachwercks halb futfären. ...»¹⁷

Hier werden ausdrücklich der schriftliche Ratschlag der Werkmeister und die Visierungen von Lorenz Reder genannt, und das Kapitel teilte Reder seine Beschlüsse mit. Er sollte nach dem Rat der Meister zwei Geschosse der alten Türme abtragen – also auf beiden Seiten das verbrannte Glockengeschoss und das darunter liegende ca. 7 m hohe Geschoss, dabei aber sehen, was an Gesims- und Eckwerkstücken noch zu gebrauchen sei und dann die neuen Glockengeschosse nach dem Ratschlag errichten.

Im Mai 1512 lagen also dem Kapitel Visierungen¹⁸ Reders vor, die nichts anderes gewesen sein können, als der Wiesbadener Riss, der einerseits den Ratschlag ins Bild umsetzte und andererseits den Bestand zeigte, diesen allerdings in der geplanten, nicht in der gebauten Form, was noch zu zeigen sein wird. Das bedeutet, dass der Wiesbadener Riss in den wenigen Wochen zwischen dem 19. März und dem 2. Mai 1512 entstanden ist.

Der Eintrag vom 11. März 1513, den Fischer zur Datierung des Risses heranzieht, hat einen anderen Hintergrund. In der zweiten Hälfte des Jahres 1512 muss klar geworden sein, dass nicht, wie die Werkmeister empfohlen hatten, jeweils zwei Seitenturmgeschosse abgetragen werden mussten, sondern dass Reder nach Anweisung des Domkapitels auf jeder Seite das untere Geschoss erhalten konnte. Das hatte nicht nur Konsequenzen für die Seitentürme sondern mehr noch für den Mittelurm, der ja nur zwei Geschosse hoch war, wie aus dem Ratschlag hervorgeht: *Erstlich, das man die zwen alten thürn soll abheben bis vff den simpßsen, vnd den simpßsen darmit, dem nuwen thurn glich*«. Mit dem Erhalt eines Seitenturmgeschosses fehlte dem Mittelurm nun ebenfalls ein Geschoss von ca. 7 m. Gemessen an seiner Breite war das eine unglückliche Proportion.

Aus dem ersten Teil des Eintrags ist ersichtlich, dass noch nicht mit dem Wiederaufbau des Nordturms begonnen war, dass aber 20–30 Gesellen auf die Hütte genommen werden sollten, damit Reder den Turm bauen könne, wie er es angeboten habe: *»... daz maister Laurentz 20 oder 30 vnd als vil gesellen er fertigen mög annemen vnd den summer halten, damit er den ainen turn vßmachen mög, als er sich erbotten hat, ...»¹⁹*

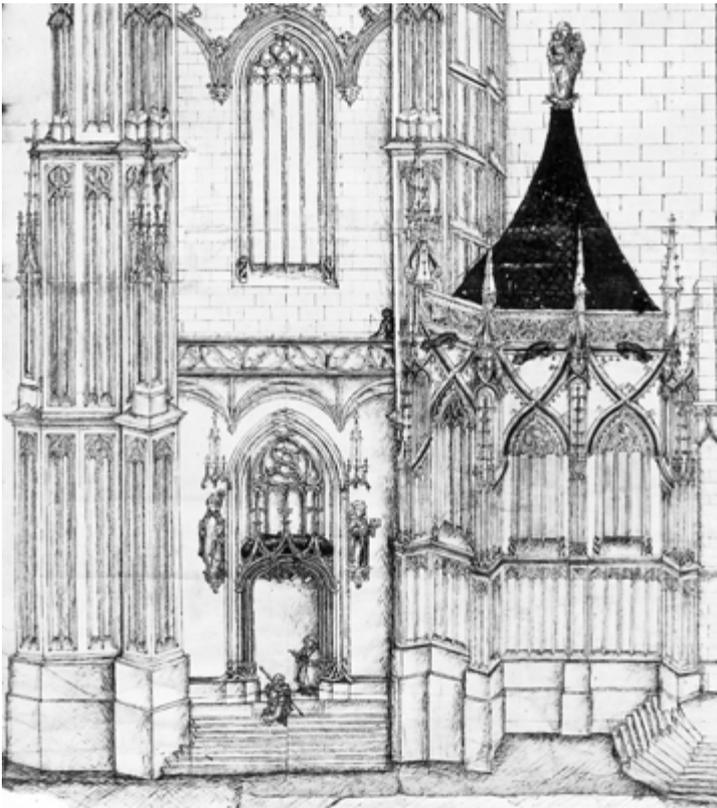
Die Domherren hatten es nachweislich mit dem Wiederaufbau der Türme sehr eilig, vor allem, wie mehrfach betont wird, wegen des Geläutes. Im August 1513 war der Nordturm dann auch schon so weit gediehen, dass der Glockenstuhl stand und die Glocken nun aufgehängt werden konnten²⁰. Zu dieser Zeit müssen die wichtigen Entscheidungen zumindest für die Seitentürme getroffen gewesen sein.

Die Visierung, die am 11. März 1513 gefordert wurde, muss demnach die Änderung betroffen haben, die das Kapitel wünschte, d. h., sie muss die Seitentürme mit je einem Geschoss mehr und die später ausgeführten Glockengeschosse – vielleicht schon mit der am Bestand gegenüber der Zeichnung veränderten Rahmung der Schallarkaden – sowie einen Mittelurm mit einem eingefügten Geschoss gezeigt haben. Erhalten ist sie leider nicht.

ZUSCHREIBUNG VON ENTWURF UND ZEICHNUNG

Das Domkapitelsprotokoll nennt Lorenz Reder als Verfasser des Risses²¹. Dass der Konstanzer Hüttenmeister ihn ausschließlich eigenhändig gezeichnet hat ist ebenso zu bezweifeln, wie dass er der alleinige »Erfinder« ist. Als Hüttenmeister hatte er den Plan aber beim Kapitel vorzulegen und vor allem zu verantworten. Das erklärt übrigens auch die detaillierte und beinahe verspielte Ausstattung des Plans mit Staffage- und Heiligenfiguren, mit farbigen Wasserspeiern und vor allem mit Glocken an jedem möglichen Ort – ein Umstand, der erkennen lässt, dass der Plan exakt auf das Domkapitel zugeschnitten war. Auffallend ist auch die kleine Szene am Portal, wo anscheinend ein Kanoniker einen Pilger empfängt (Abb. 2). Alle diese Details sind eindeutig nachträglich zugefügt, so als wollte der Hüttenmeister das Kapitel von den Chancen einer so aufwändigen Planung überzeugen.

Den oberen Teil des Plans hat er gewiss nicht entworfen (Abb. 3). Vielleicht entstand er nach sehr detaillierten Skizzen, vielleicht hat ihn der entwerfende Meister auch selbst gezeichnet. Die Übereinstimmungen zwischen Ratschlag und Plan sind jedenfalls kaum anders zu erklären, als dass einer der fünf geladenen Werkmeister die Ideen ent-



wickelte. Präziser lässt sich das vorläufig nicht fassen, denn das Werk der einzelnen Meister ist schwer zu identifizieren. Die einzige Ausnahme ist Hans Hammer aus Straßburg, der dort u. a. die Kanzel schuf. Er ist in der Aufzählung auch als erster genannt. War er der geistige und organisatorische »Leiter« der Gruppe, der straßburgische Ideen nach Konstanz importierte? Wie seine Steinmetzzeichen an mehreren Stellen des Münsters beweisen, hielt er sich auch schon früher längere Zeit in Konstanz auf²².

Abb. 2: Der sog. Wiesbadener Riss von 1512 – Detail Welscherkapelle und Untergeschosse des Mittelturms

Der untere Teil des Plans hingegen gibt größtenteils den Bestand wieder, den Zustand – oder genauer – den projektierten Zustand der Turmuntergeschosse vor dem Brand. Hier kann man mit Recht die Tätigkeit Reders vermuten. Die Zeichnung entspricht aber ebenfalls nicht dem tatsächlichen Bestand. Das belegen auch hier die Domkapitelsprotokolle. Der Bau des 1497 wohl nach einem Plan Lux Böblingers als zweigeschossiges Portaljoch aus Vorhalle und Glockengeschoss begonnenen Mittelturms kam nur schleppend voran. Noch im Mai 1502 waren die Fundamente offen²³. Erst im Winter 1506/07 sollte Reder »20 Gesellen in der hutten halten damit der turn gefurdert werde ...«²⁴. 1508 ließ er wissen, dass er »noch diß sumers so hoch mit dem turm vffaren wellen, daz man mög daz glogken gestül daruff setzen ...«²⁵ und im Oktober 1509 liest man: »Exparte noue turris campanarum hat maister Laurentz die visierungen des neuen turns in capitel erschaint mit beger inn zu beschaiden, wie er solhen turn umb das glogken gestül sölle vffüren. Also ist capitulariter davon red gehalten vnd im beuolhen, die umbgeng vnd das kranzwerck vnder wegen zulassen vnd sunst vffzuführen, also daz das tachwerck das wasser vnd den schne möge vber die muren abtragen vnd sunst nach gepur flyßlich zu versehen.«²⁶

Im Herbst 1509 stand also der Glockenstuhl. Reder legte dem Kapitel einen Plan vor, auch hier ist wieder von »visierungen« die Rede, und wollte wissen, wie er um den Glockenstuhl weiter bauen sollte. Dabei kann es sich nur noch um die Westwand gehandelt haben, da die Rückwand zugleich die Westwand des Langhauses ist, und die Seitenwände aus praktischen Gründen wohl vor der Errichtung des Glockenstuhls gebaut worden waren. Man antwortete dem Hüttenmeister, er solle die Umgänge und das Kranzwerk darunter weg lassen und sonst weiterbauen. Wenige Wochen später wurden der Glockengießer und der Schlosser, der die Glocken gehängt hatte, entlohnt²⁷. Und da es Ärger mit den Gesellen gab, die die Hütte verlassen hatten, wurde Reder am 24. Juli 1510 aufgefordert, bei der Hütte zu bleiben und »das hinder angefengt port mit ruhen knechten fur vnd fur vffsetzen vnd die mur zu machen«²⁸. Auch die Formulierung »die mur« lässt vermuten, dass es sich nur um die Schließung der Westwand handelte, die allerdings auch eine Schallarkade brauchte. Wahrscheinlich wurde der Turm mit einem Pultdach gegen die Langhauswestwand gedeckt.

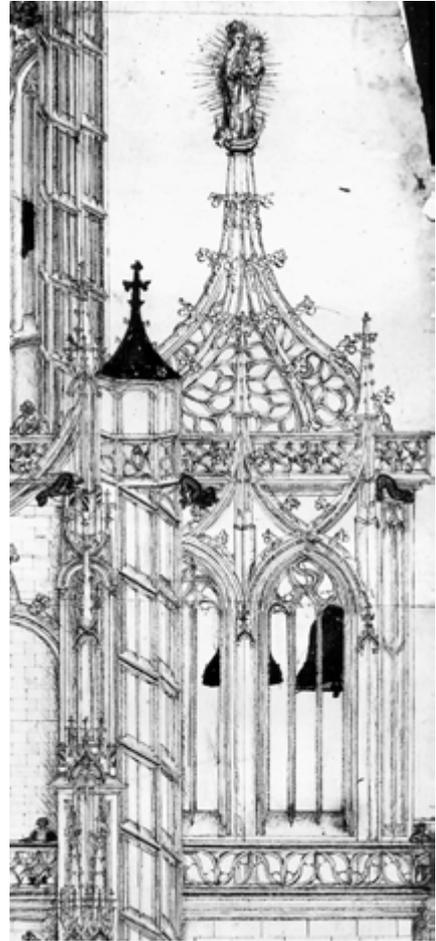


Abb. 3: Der sog. Wiesbadener Riss von 1512 – Detail des geplanten Glockengeschosses auf dem Nord- und Südturm

Auf dem Plan sieht man die »Umgänge« und das »Kranzwerk«, das Reder weglassen sollte, und auch ein aufwändiges Westportal. Bei der Entstehung des Wiesbadener Risses nutzte er offensichtlich die Gelegenheit, seinen Entwurf noch einmal darzustellen, d. h. an dieser Stelle begegnet man zumindest in Teilen Reder'schem Entwurf. Gleichzeitig ist nicht auszuschließen, dass auch von Böblinger aus der Zeit des Baubeginns 1497 noch Risse existierten, die für die Ausführung benutzt wurden. Das würde vor allem die Formen des Portals erklären, die zu Reder nicht recht passen wollen. Fischer hat zu Recht auf eine gewisse Ähnlichkeit mit Werken von Matthäus Böblinger verwiesen²⁹.

Die Rahmung der Schallarkade über dem Portal ist jedoch exakt das Modell für jene Schallarkaden, die später anstelle der auf dem Riss vorgeschlagenen luftigen Maßwerkgehäuse entstanden sind. Der ausführende Meister ist wieder Reder gewesen, so dass man seine Handschrift in diesen Schallarkaden erkennen kann.

DER RISS IM VERHÄLTNIS ZUR GEBAUTEN WESTTURMANLAGE – PROBLEME DER UMSETZUNG

Heute besteht die Konstanzer Westturmanlage aus den beiden Seitentürmen³⁰ und dem Mittelurm, der 1497 als »*noue porticus fabricande pro magnis ibidem campanis pendendis*«, also als Portaljoch, in dem große Glocken hängen sollten, begonnen worden war³¹. Die Seitentürme besitzen über sehr hohen Sockeln je zwei durch Gesimse gekennzeichnete, etwa würfelförmige Geschosse und hohe gewölbte Glockengeschosse mit einer Schallarkade je Seite, deren rahmendes Profil sich nach oben und nach den Seiten fortsetzt und am Gesims bzw. an den Eckvorlagen abbricht. Die Plattformen dieser Glockengeschosse bekrönten bis 1855 achtseitige Maßwerkhauben. Am Mittelurm befinden sich heute über dem profilierten Zugangsbogen die drei Figuren der Titelheiligen, darüber folgen ein Maßwerkfenster und eine Schallarkade. Bis zur Restaurierung und neugotischen Turmvollendung des 19. Jahrhunderts endete der Mittelurm mit einem Walmdach, auf dem ein immer wieder erneuertes hölzernes Wächterhaus saß. An der Stelle, die heute die drei Titelheiligen einnehmen, befand sich bis 1828 ein Schwibbogen mit einem Pultdach, der das Portal vor dem Wetter schützte. Dieser Zustand ist auf vielen Abbildungen des 19. Jahrhunderts sowie auf dem Gemälde des 18. Jahrhunderts zu erkennen.

Für die Diskrepanz zwischen Riss und Bestand sind der Erhalt des zum Abbruch empfohlenen Geschosses unter dem verbrannten Glockengeschoss und jene Veränderungen, die Reder sowohl in der Ausführung des Wiederaufbaus als auch in der Wiedergabe des Bestandes auf dem Plan vornahm sowie natürlich der Abbruch der Bauarbeiten durch den Weggang des Domkapitels 1526 verantwortlich.

Außer dem Erhalt je eines Geschosses an den Seitentürmen, der die Proportionen der Turmanlage stark beeinflusste, nahm Reder auch andere Veränderungen gegenüber

dem Plan vor. Die Glockengeschosse sind am ausgeführten Bau deutlich massiver. Sie sind an den Ecken durch Wandvorlagen verstärkt und gegliedert, und sie besitzen nur eine Schallarkade nach dem Muster der älteren Schallarkade am Mittelurm. Auch an dieser Stelle lässt sich der Stil Reders fassen, ein Stil, der sich mit der Gestaltung der Mauer befasst und über deutlich weniger dekorativen Erfindungsgeist oder Erfindungswillen verfügt, als der des Meisters der Turmoberteile, ein Stil, der bereits Elemente der Renaissance umsetzt.

Der Erhalt eines ganzen Geschosses an jedem Seitenturm zwang Reder auch zu einer Neu- bzw. Umgestaltung des Mittelturms, der ja ebenfalls um ca. 7 m höher wurde. Diese 7 m waren nicht genug, um ein drittes Maßwerkfenster von der Höhe der bestehenden und der geplanten Schallarkade einzufügen, deren Höhen auf der Zeichnung fast identisch sind. Hinzu kommt, dass der Wiesbadener Riss die beiden Untergeschosse des Mittelturms nicht ganz realistisch wiedergibt: Während die ursprüngliche Höhe des Mittelturms, welche nach Aussage des schriftlichen Ratschlags der Oberkante des unteren, ca. 7 m hohen Geschosses entsprach, bei ca. 20,30 m (ohne Dach) lag, lässt sich für den Plan eine Höhe von ca. 23 bis 23,50 m errechnen. Der profilierte Portalbogen ist mit ca. 9,20 m im Plan realistisch wiedergegeben, die Laufgänge und Balustraden fehlen, und die Schallarkade ist nicht nur zu hoch, sondern sie setzt auch zu hoch an. In Wahrheit muss sie wohl dicht über dem Portalbogen angesetzt haben, nach der Oberkante des Orgelgeschossbodens zu urteilen bei etwa 11,40 m³². Es blieben also für die Öffnung abzüglich der Orgelgeschosdecke nicht mehr als maximal 7 m. Dargestellt ist die Schallarkade aber mit ca. 9 m. Möglicherweise ist auch hier eine Reduktion des ursprünglichen Entwurfs erkennbar.

Reder löste das Problem, indem er die Gesimse der Seitentürme am Mittelurm verspringen ließ, um ein größeres Feld für ein Maßwerkfenster zu schaffen. Im Innern reicht dieses Maßwerkfenster bis zum Fußboden des dritten Turmgeschosses, am Außenbau jedoch ist das Fenster durch eine Schräge um fast 2 m optisch vergrößert. Damit gewinnt das Maßwerkfenster dieselbe Höhe wie der Portalbogen. Die alte Schallarkade, die unter dem neuen Maßwerkfenster lag, kann demnach nicht mehr als maximal 6 m hoch gewesen sein. Seit dem 19. Jh. ist sie ganz verschwunden.

Die Schallarkade des Mittelturms folgt ebenso wenig dem Modell des Plans wie diejenigen der Seitentürme. Sie misst nur 5,90 m, ist aber ebenfalls außen durch eine Schräge um 2 m nach unten vergrößert und sitzt auf dem Gesims des darunter liegenden Geschosses auf.

Ein verschollenes Gemälde der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, das durch ein Foto des späten 19. Jahrhunderts überliefert ist, bildet das Münster erstaunlich präzise von Nordwesten ab³³ (Abb. 4). So erkennt man nicht nur das Datum 1695 unter der Uhr sondern auch den Stumpf der von den Werkmeistern empfohlenen und von der Hütte begonnenen Wendeltreppe im Winkel zwischen Nordturm und nördlichem Strebeböfeler. Er wurde 1674 neu mit Brettern bedeckt³⁴ und erst 1811 auf Antrag des Landbaumeisters Thierry abge-

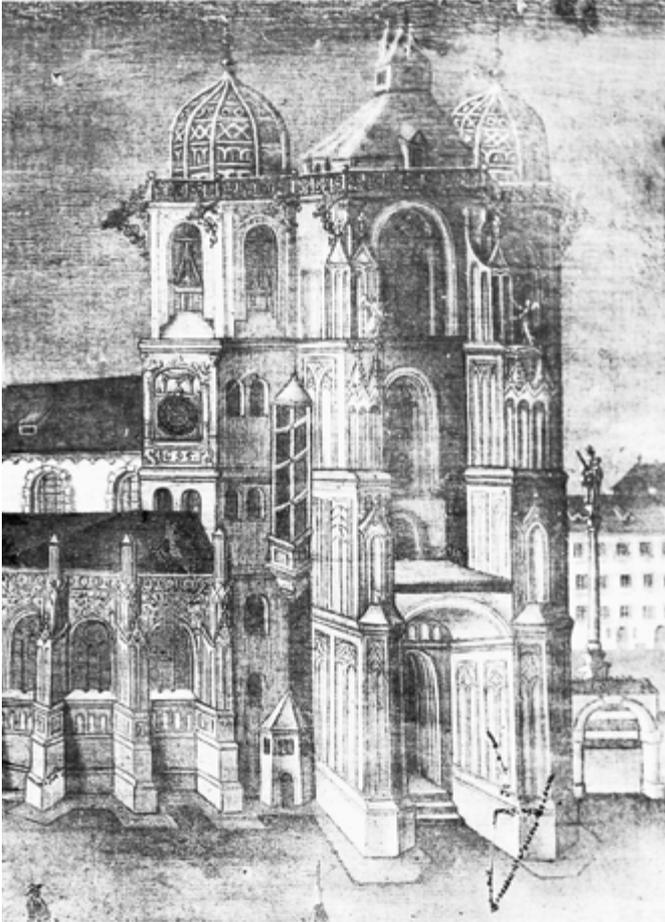


Abb. 4: Ansicht des Münsters von Nordwesten mit der noch offenen ehemaligen Schallarkade über bzw. hinter dem Vordach. Verschollenes Bild aus dem 18. Jh.

rissen. In seinem Schreiben erwähnt Thierry, dass es sich um eine »zwecklose Wendeltreppe samt Thürmchen (welches zu nichts dient)« handelt³⁵. Der Mittelurm besteht auf dem Gemälde von unten nach oben aus dem Portalbogen, einem Schwibbogen mit Pultdach zwischen den Strebe-pfeilern, der 1828 schadhafte war und entfernt wurde³⁶, einem Fenster, dessen untere Hälfte durch den Schwibbogen und das Pultdach ver-stellt wird, einem weiteren Fenster, das tatsächlich sehr dicht auf dem darunter liegenden aufsitzt, einer Platt-form mit einer steinernen Balustrade und einem Walm-dach, auf dem sich das höl-zerne Wächterhäuschen be-findet. Auch der Nordturm ist präzise wiedergegeben: das hohe Sockelgeschoss, die

beiden folgenden ca. 7 m hohen Geschosse, jeweils mit Biforen nach Westen und Norden und der außen liegenden Wendeltreppe, die erst nach Übernahme der Baustelle durch die Stadt 1526 entstand und Mitte des 19. Jahrhunderts abgetragen wurde³⁷, sowie das Glo-kkengeschoss mit Plattform, Balustrade und Haube. Die Welserkapelle reicht ungefähr bis an das Abschlussgesims des Turmssockels.

Setzt man voraus, dass die Abbildung des 18. Jahrhunderts in den nicht mehr nach-prüf-baren Details so genau ist wie in den nachprüf-baren, dann existierte die Schallarkade über der Portalhalle noch im 18. Jh. – allerdings überschritten durch den Schwibbogen bzw. das Vordach. Zwei Lithographien von Deroy und Georg Steiner bilden nach der Ent-fernung des Schwibbogens 1828 ebenfalls korrekt ab, was dahinter lag, nämlich eine Öffnung, die durch einen fest eingebauten hölzernen Laden aus schmalen Brettern ge-schlossen war.

Die Bauarbeiten am Mittelurm, die nach der Wiederherstellung von beider Seitentür-men 1515 beginnen sollten, schritten langsam voran. Das Kapitel hatte neue Glocken auf-

hängen können, und der Mittelurm interessierte hauptsächlich den Rat der Stadt, während das Kapitel eine neue Orgel bestellte und die Wölbung des Mittelschiffs vorbereiten ließ³⁸.

Für den Bau einer großen Orgel verpflichtete man den Orgelbauer Hans Schentzer aus Stuttgart, der mit dem Platz auf der Orgelempore nicht auskam und deshalb in das dahinter liegende ehemalige Glockengeschoss ausweichen sollte. Er versetzte die Orgel 1517 und bat darum die Fenster zu verglasen, damit er die Orgel stimmen könne³⁹. Drei Tage später sollte ein Glaser bestellt werden⁴⁰.

1518 wurde die Vorhalle neu gewölbt. Sie hatte den Brand unbeschadet überstanden. Auf ihr ursprünglich vierteiliges Gewölbe, dessen Dienste in den Ecken erhalten sind, setzte Schentzer die Bälge und Pfeifen der neuen Orgel. Als man 1518 einen Sprengring zum Aufziehen der Glocken haben wollte, musste deshalb das gesamte Gewölbe der Vorhalle ausgetauscht werden. Nach oben existierte die alte Geschoss-grenze, so dass das jüngere Gewölbe deutlich sichtbar nachträglich in die Wand eingeklinkt ist und die ältere Gliederung überschneidet.

In den folgenden Jahren ist in den Domkapitelsprotokollen vom Turmbau kaum noch die Rede. Es müssen jedoch die Wände und das Maßwerkfenster des dritten Turmgeschosses gebaut worden sein, ab dessen Mitte auch die Zisternen beginnen. Sie gehören ebenfalls zum Inhalt des Ratschlags. Ihre Schließung durch flache Gewölbe hängt zumindest im Norden mit der gradläufigen Treppe zusammen, welche die Wendeltreppe im Winkel zwischen Nord- und Mittelurm fortsetzte und gut 2 m unter den Glockengeschossen der Seitentürme auf einen Gang mündet. Der Schnitt durch den Turm zeigt, dass die Treppe genau über dem Hohlraum der Zisterne liegt und ihre Schließung erzwang. Das Glockengeschoss des Mittelturms beginnt ebenfalls auf dieser Höhe und liegt damit tiefer als die Glockengeschosse der Seitentürme.

All diese Veränderungen des ursprünglichen Plans lassen erkennen, dass an dieser Stelle der Rat der Stadt die Verantwortung für die Baustelle übernommen hatte. Dies geschah 1526. Das Interesse beschränkte sich zukünftig auf die Hochwache. Deshalb wurden die Zisternen geschlossen, und die nördliche wurde über einen Schacht mit einer Latrine für den Wächter verbunden. Unmittelbar über den Gewölben der Zisternen folgt das Glockengeschoss des Mittelturms, das sicher so einfach wie möglich ausgeführt wurde und nur noch den Zweck hatte, das Wächterhaus zu tragen. Der ambitionierte Turmausbau blieb Projekt.

DAS VERSCHOLLENE BLATT AUS DEM KONSTANZER STADTARCHIV

Ein zweiter Plan, der schon von Reiners und Hanschke mit dem Wiederaufbau der Westturmanlage nach dem Brand in Verbindung gebracht und Lorenz Reder zugeschrie-

ben wurde⁴¹, ist von Fischer als ein Werk des späten 16. oder sogar des 17. Jahrhunderts⁴² angesprochen worden. Auch Hecht akzeptierte die Skizze als »ein unbekanntes Votum, das ein uns Unbekannter bei dieser Gelegenheit (der Turmreparatur) geäußert haben mag.«⁴³ Dieses Blatt tauchte nicht etwa, wie Reiners und Hanschke behaupten, um 1880 auf. Baurat Oehl fand es am 9. Februar 1857 im Stadtarchiv⁴⁴. Bald danach verschwand es wieder. Er ist nur in einer sehr groben Strichzeichnung erhalten. Unter der Voraussetzung, dass es sich tatsächlich um den Fund eines alten Blattes und nicht um eine scherzhafte Fälschung handelte, kann man zumindest die Angaben der Nachzeichnung prüfen und eine zeitliche Einordnung versuchen. Offen bleiben allerdings die Fragen nach Größe und Zeichenmaterial des verschollenen Originals sowie der Genauigkeitsgrad der Nachzeichnung.

Das Blatt zeigt die Westturmanlage des Konstanzer Münsters nur zum Teil in ihren bestehenden Proportionen – hohe Sockelgeschosse, die beiden annähernd würfelförmigen Geschosse und Glockengeschosse an den beiden Seitentürmen und am Mittelurm. Nicht korrekt wiedergegeben sind die Höhen der Sockelgeschosse und der Glockengeschosse – beide sind zu niedrig. Letztere besitzen gemauerte Rahmungen, an welche die »Stummel« der Zangenbögen über den Schallarkaden anstoßen. Maßwerk fehlt in allen Öffnungen. Beide Seitentürme besitzen an ihren Außenkanten gestufte Strebepfeiler nach Norden und Süden. Dazwischen erkennt man – wieder zwischen gestuften Strebepfeilern – den Bogen der Vorhalle und im Hintergrund die beiden Portale. In der Tiefe der Strebepfeiler ist ein Schwibbogen angefügt – vermutlich derjenige, der im 18. Jahrhundert auf einem Gemälde erscheint und 1828 abgetragen wurde. Darüber öffnen sich ein Spitzbogenfenster, das zwischen den Seitenturmgeschossen liegt und ganz oben die Schallarkade. Über den Seitentürmen steigen im Norden drei- im Süden zweizonige Turmhelme auf, die in zwiebelförmigen, oktogonalen Helmen mit Krabben enden. Ihre Höhe beträgt noch einmal etwa drei Viertel des Unterbaus. Maßwerkfenster und Wimperge durchbrechen und gliedern die Aufbauten. Der Mittelurm wird von einem Aufbau aus ansteigenden Maßwerkbögen bekrönt, die mit Baldachinen und Fialen abgeschlossen zu sein scheinen.

Wichtig ist es zunächst zu klären, welchen Zustand die Zeichnung dokumentiert. Die niedrigen Glockengeschosse der Seitentürme verweisen auf die Zeit vor dem Brand. Drei Bildquellen des 15. Jahrhunderts⁴⁵ belegen, dass die ursprünglichen Glockengeschosse der Seitentürme dieselbe Höhe wie die darunter liegenden Geschosse hatten. Da aber auch das Sockelgeschoss zu niedrig angegeben ist, mag dies ein Irrtum des Zeichners sein. Der Mittelurm, der erst nach dem Brand, zwischen etwa 1520 und 1526, die Höhe der seitlichen Glockengeschosse erreichte, ist bereits in diesem erhöhten Zustand wiedergegeben, ebenso die drei Schallarkaden mit dem typischen Motiv der gekappten, gegen die Rahmung verlaufenden Zangenbögen und den rahmenden Lisenen an den seitlichen Glockengeschossen. Reiners hat offenbar, ohne es explizit auszuführen, in der Gliederung der Glockengeschosse die Hand Reders erkannt. Man muss jedoch einwenden, dass Reder vor der Werkmeistertagung und ihren oben dargelegten baulichen Folgen (zunächst Abtra-

gung von zwei Seitenturmgeschossen bis auf Höhe des mittleren Turms, dann doch Erhalt je eines Seitenturmgeschosses, Erhöhung des Mittelturms und Veränderung seiner Fassade) nicht wissen konnte, wie die Westturmanlage schließlich aussehen würde. Er konnte daher zu diesem Zeitpunkt auch keine oberen Abschlüsse planen. Erst nach 1526, als das Domkapitel die Stadt bereits verlassen hatte, wurde der Mittelurm bis auf die Höhe der Seitentürme aufgeführt. Merkwürdig sind auch die beiden äußeren Strebepfeiler, die nie existierten und allenfalls eine falsche Deutung der Orthogonalprojektion des Strebepfeilers auf dem Wiesbadener Riss sein könnten.

Ein wichtiges Indiz für eine Datierung des Blattes ist die Existenz des Schwibbogens zwischen den Strebepfeilern über dem Hauptportal. Erstmals ist er im 18. Jahrhundert auf dem verschollenen Gemälde nachzuweisen. Dagegen fehlt er noch auf der Stadtansicht von J. Fr. Speth von 1733⁴⁶ und auf einem wenige Jahre jüngeren Kalenderblatt. Das Blatt könnte also frühestens um 1740 entstanden sein. Dann würde es sich um einen historisierenden Versuch⁴⁸ handeln, die deutlich als unfertig wahrnehmbare Westturmanlage des Konstanzer Münsters im Sinne einer markanten Doppelturmfassade zu vollenden. Im späten 19. Jahrhundert war der Schwibbogen zwischen den Strebepfeilern schon etliche Jahrzehnte abgetragen. Ein Zeichner dieser Zeit hätte ihn nicht mehr unbedingt aufgenommen, und er hätte wohl die Proportionen der Westfassade korrekt wiedergegeben. Außerdem fehlt das Maßwerk in allen Öffnungen, wie das im 18. und frühen 19. Jahrhundert auf allen Abbildungen zu sehen ist. Man wird also davon ausgehen dürfen, dass das Original der Zeichnung im 18. oder frühen 19. Jahrhundert entstand.

ZUSAMMENFASSUNG UND ERGEBNISSE

Der Wiesbadener Riss, der seit 1966 mit der Westturmanlage des Konstanzer Münsters in Verbindung gebracht wurde, lässt sich präzise als Projekt für den Wiederaufbau nach dem Brand von 1511 deuten. Die Darstellung bezieht sich auf den Grundriss der drei Türme, einige Bauteile sind um 90° in die Bildebene gedreht. Einzige Ausnahme ist die Welserkapelle, die seitenverkehrt vor den Südturm »montiert« wurde.

Der obere Teil des Plans setzt den schriftlichen Ratschlag der Werkmeister, die am 19. März 1512 über den Wiederaufbau der Turmanlage nach dem Brand berieten, ins Bild um, während der untere Teil den Bestand bzw. den Entwurf für die Fassade des 1497 begonnenen zweigeschossigen Portaljoches zeigt, der vermutlich aus Sparsamkeitsgründen gekürzt worden war. Die Entstehungszeit des Wiesbadener Risses lässt sich für die Zeit zwischen dem 19. März (Datum des Ratschlags) und dem 2. Mai des Jahres 1512 (Vorstellung des Risses vor dem Domkapitel) präzisieren. Durch die von den Werkmeistern unvorhergesehene Erhaltung je eines Seitenturmgeschosses musste Reder auch den Mittelurm erhöhen und umgestalten. Dies war auf einem zweiten, nicht erhaltenen Riss dokumentiert.

Ausgeführt wurden die Glockengeschosse der Seitentürme in einer von Reder modifizierten und reduzierten Gestalt, die Plattformen und die Maßwerkhauben sowie der Mittelurm bis zur Höhe der Plattformen, aber ebenfalls in stark reduzierter Form. Begonnen, aber nicht vollendet wurden die Wendeltreppe und die Zisternen.

Der Entwurf für die Oberteile des Wiesbadener Risses muss aus dem Kreis der fünf geladenen Werkmeister stammen, da er sich von Reders sachlichem Stil allzu deutlich absetzt. Am ehesten könnte dies Hans Hammer aus Straßburg sein, der offenbar auch an anderen Stellen im Konstanzer Münster gearbeitet hat.

Das Blatt, das als Nachzeichnung eines verschollenen Originals von Reiners und Hanschke als Alternative zum Vorschlag der Werkmeister von Lorenz Reder eingestuft und in das Jahr 1512 datiert wird, muss als Versuch des 18. oder frühen 19. Jahrhunderts gewertet werden, die unfertige Westturmanlage historisierend zu ergänzen.

Anschrift der Verfasserin:

Dr. Ulrike Laule, Burgunderstr. 22, D-79104 Freiburg/Breisgau

Laule-freiburg@t-online.de

ANMERKUNGEN

1 FISCHER, Friedhelm Wilhelm: Ein neu entdeckter spätgotischer Turmris und die letzte mittelalterliche Bauphase am Münster zu Konstanz, in: Jahrbuch der Staatlichen Kunstsammlungen in Baden-Württemberg 3, 1966, 7–50. Vgl. weiter: LAULE, Ulrike: Die Westtürme des Konstanzer Münsters. Überlegungen zu Gestalt und Datierung, in: Freiburger Diözesanarchiv 127 (2007) S. 13–47.

2 FISCHER 1966, S.9; HANSCHKE 2012, S. 191 f., liest aus Fischers Text eine Datierung des Papiers um 1512 und unternimmt in Anm. 11 einen langen Versuch, das Wasserzeichen »in die Zeit der späten 1470er Jahre« anzusiedeln. Diese Datierung hat auch Fischer schon mit denselben Argumenten vertreten.

3 HANSCHKE, Julian, Die Bau- und Planungsgeschichte der Westfassade des Konstanzer Münsters nach mittelalterlichen Baurissen, in: Bericht über die 46. Tagung für Ausgrabungswissenschaft und Bau-forschung, Konstanz 2012, S. 185–194. Ders., Böker Johann Josef, Brehm Anne-Christine, Hanschke Julian, Sauvé Jean-Sébastien: Architektur der Gotik Rheinlande, Salzburg 2013, S. 47–71; Konstanz S. 62

4 FISCHER 1966, S.19.

5 HANSCHKE 2012, S. 190; Ders. 2013, S. 62

6 HANSCHKE 2012, S. 190 f. und Abb. 7

7 Die beiden 1811 und 1812 errichteten Nachfolger der Hauben wurden 1855 nach Vollendung der Restaurierung der Westturmanlage auf Drängen Heinrich Hübschs abgetragen und in die Fialen der Plattform verbaut. Vgl. die leider unveröffentlichte, sehr sorgfältig recherchierte Arbeit von Till LÄPPLÉ zur Geschichte der Hauben, ihrer Rekonstruktion und ihrer Wiederauffindung in den Fialen des Mittelurms von 2003/2004; LÄPPLÉ, Till: Die steinernen Hauben des Konstanzer Münsters. Baugeschichtliche Untersuchung und Rekonstruktion der ehemaligen steinernen Hauben auf dem Nord- und Südturm, Stuttgart-Konstanz 2003/2004, Manuskript.

8 FISCHER 1966, S.11 f.

9 Pelagius, dessen Verehrung in Konstanz, wie Fredy MEYER 2002, nachweisen konnte, seit etwa 850 bestand, gründete in Konstanz keine Kirche. Kirchen-gründer und Heilige waren die Konstanzer Bischöfe Konrad (934–975) und dessen Schüler Gebhard II. (979–995). Man muss sich fragen, ob hier eine Vermischung der beiden Heiligen Pelagius und Gebhard stattgefunden hat.

10 PD 7237, 313r., 313v.; REINERS-ERNST 1956, S. 375. Reiners-Ernst, Elisabeth: Regesten zur Bau- und

Kunstgeschichte des Münsters zu Konstanz in: Schr VG Bodensee, Sonderheft, Lindau/Konstanz 1956.

11 FISCHER 1966, S.19.

12 PD 7234; 320; REINERS-ERNST 1956, 398.

13 HANSCHKE 2012, S. 187.

14 HANSCHKE.: Ein mittelalterlicher Bauriss im hessischen Hauptstaatsarchiv Wiesbaden, in: Archivnachrichten aus Hessen 11/1, 2011; S. 51–55, Anm. 8.

15 In diesem Punkt stiftet Fischer Verwirrung, weil er die explizit »Schnegk« genannte Wendeltreppe als »Wendelstein« bezeichnet (z. B. S. 18, S. 20, S. 22). Der Begriff Wendelstein oder Angularium ist in den Konstanzer Quellen immer für die beiden Westtürme verwendet worden. Außerdem interpretiert er die Ortsangabe »hinten« nicht korrekt. Er glaubt, hinten bedeute »im Osten« und hat große Mühe, die Wendeltreppe, die sich nach seiner Meinung an der Ostseite der Turmanlage befinden sollte, im Plan zu erklären. Die Domkapitelsprotokolle verwenden die Bezeichnung »hinden« mehrfach: z. B. das »hinder angefenget port«, »hinden unterm vorzaichen« u.a.

16 Diese Zisternen wurden in der Stärke der Mittel-turmmauern angelegt, bei etwa der Hälfte ihrer geplanten Höhe aber durch flache Gewölbe geschlossen. Dies geschah wahrscheinlich im Zuge der Übernahme der Baustelle durch den Rat der Stadt, die, weil ja künftig ein Wächter auf dem Turm war, den Brandschutz nicht so wichtig nahm. Bei der Instandsetzung der Turmanlage in den 1990er Jahren wurden die Zisternen entdeckt und wieder teilweise geöffnet. Den nördlichen Hohlraum hatte man durch einen gemauerten Schacht mit einer Latrine für den Wächter verbunden, die Jahrhunderte benutzt wurde. Mit einem solchen Schacht hätte wohl die ursprünglich geplante Entwässerung der Plattformen funktioniert. In der südlichen, vollkommen geschlossenen Zisterne fand man Schalbretter der Wölbung, die Burghard Lohrum dendrochronologisch nach 1515/16 datierte (Fehlen der Waldkante). Laule 2007, S. 40f.

17 PD 7234, 353; REINERS-ERNST 1956, 378.

18 Der Plural »visierungen« muss nicht notwendigerweise auf mehrere Zeichnungen bezogen werden. Man begegnet in den Protokollen dem Singular und dem Plural des Begriffs, ohne dass dabei eine Bedeutung herauszulesen ist.

19 PD 7234; 320; REINERS-ERNST 1956, 398.

20 PD 7234, 320v.; REINERS-ERNST 1956, 401.

21 Auch Fischer hielt Reder für den Planverfasser.

22 Bernd KONRAD hat die Steinmetzzeichen Ham-mers in Straßburg, Saverne und Konstanz gesammelt, allerdings noch nicht publiziert.

23 PD 7234, 189; REINERS-ERNST 1956, 296..

24 PD 7237, 46; REINERS-ERNST 1956, 338.

25 PD 7237, 117v.; REINERS-ERNST 1956, 356.

26 PD 7234, 314; REINERS-ERNST 1956, 359.

27 PD 7234, 314v; REINERS-ERNST 1956, 360.

28 PD 7237,170; REINERS-ERNST 1956, 365.

29 FISCHER 1966, S.23f.

30 Der nördliche wurde etwa 1240 begonnen und etwa 1255 vollendet, der südliche nachweislich erst 1378 gedeckt: »Item desselben jars dekt man den nuwen wendelstain zuo dem muonster von obnen von dem knopff her ab mit bilig und warent vil gerust ob enander ...« Konstanzer Chronik, hrsg. von F.J. MONE, Quellensammlung der badischen Landesgeschichte I, Karlsruhe 1848, 322;

»Im Jar 1378 dect man den Wendelstain mit bley vom Knopff herab.« Gregor MANGOLT, Zentralbibliothek Zürich, hs. A 83;

»Anno 1378 macht man den Newen Wendelstain zu dem munster von den Köpff oben herab mit bley und waren vil gerüst obainander von Gebharden Tachern daselbes beschrieben.« Jacob REUTLINGER, Historische Collee-taneen von Überlingen, 16 Bde, fol. Hs. Stadtarchiv Überlingen, I, . 102. zitiert nach REINERS-ERNST 1956, 120–122.

31 PD 7234, 108 ; REINERS-ERNST 1956, 250.

32 Die Vorhalle im Westen hat den Brand unbeschadet überstanden. Auf ihr ursprünglich vierteiliges Gewölbe, dessen Dienste in den Ecken erhalten sind, setzte der Orgelbauer Hans Schentzer 1517 die Bälge und Pfeifen der neuen Orgel, die auf der ebenfalls neuen Empore keinen Platz hatten. Als man 1518 einen Sprengring zum Aufziehen der Glocken haben wollte, musste deshalb das gesamte Gewölbe der Vorhalle ausgetauscht werden. Nach oben existierte die alte Geschossgrenze, so dass das jüngere Ge-wölbe deutlich sichtbar nachträglich in die Wand eingeklinkt ist und die ältere Gliederung überschneidet. Damit ist aber auch die ursprüngliche Höhe der Vorhalle überliefert.

33 Varianten dieses Bildes sind die Ansichten von Nikolaus Hug, 1819 und Friedrich Pecht, 1830.

34 1674, III.8.: »wegen eines stainernen gepaws ausserhalb der Thumbkirche worin vor disem ain Schnecken in den Thurn hinauf gangen und mit Bretter bedeckt gewesen, solche aber anietzo verfault und dises gepaw dachlos.« PD 7266, 447; REINERS-ERNST 1956, 747.

- 35 Erzbischöfliches Archiv Freiburg, Akten des Ministeriums des Innern, Seekreis Konstanz, Kirchenbaulichkeiten, Fasz. 13338, S. 63–65; vgl. LÄPPLE 2002/2003, S. 47
- 36 Am 30. August 1828 ist in einer Kostenberechnung für das Ministerium des Innern zum letzten Mal von dem Bogen über dem Hauptportal die Rede: »An demselben das Dach samt Verputz auszubessern, ein Gesims zu ziehen, denselben aussen zu quadrieren und mit einer den übrigen Steinen ähnlichen Farbe anzustreichen«. 612, III, Ministerium des Innern, kath. K. Section, Seekreis, Cstz. Ost.R.; REINERS-ERNST 1956, 882.
- 37 Diese Wendeltreppe hat nichts mit jenem »schneggen« zu tun, den »maister Luxen« 1499 an den Mittelurm machen sollte (DP 7234, 133v.; REINERS-ERNST 1956, 270). Sie liegt in einer Höhe, welche der Mittelurm damals noch gar nicht hatte.
- 38 Für den 2. März 1515 findet man in den Domkapitelsprotokollen folgenden Eintrag: *Vff anbringen desselben organisten ist concl. maister Hansen von Stutgarten orgelmacher yetz zu Straßburg, zescriben* PD 7234, 355v.; REINERS-ERNST 1956, 441 und am 15. Juli desselben Jahres: *»Lieber maister Hans, wist, als ewer gesell Sigmundt her gen Kostenz kumen ist und hat angefangen arbeiten, do sindt etlich der eltern hern vom capittel gantz der mainung worden und ich ouch, diewil doch ye die orgel gemacht soll werden, so syen sy der maynung, gentzlich ayn gantz groß werck volzumachen ... damit wider ayn recht volkumen werck hinden in das münster kum, da es vor gestanden ist ...«* PD 7237, 295; REINERS-ERNST 1956, 416. 1522 wurde Reder angewiesen, die begonnene Wölbung des Langhauses fortzusetzen, diesen Befehl aber geheim zu halten. PD 7238, 281; REINERS-ERNST 1956, 467.
- 39 *»... vff anbringen maister Hansen orgelmacher, im ze rusten, daz er die orgel mög anfahren vffsetzen und die belg legen, och die fenster vnderm gewelb zu verglasen, daz er kunde stymmen, ...«* PD 7234, 426; REINERS-ERNST 1956, 436.
- 40 *Es ist och danmals von ains glasers wegen red gehalten und bevolhen, das procuratores fabrice sollen mit maister Ludwigen dem Glaser reden u. mit im der fenster halb überkomen.«* PD 7234, 423; REINERS-ERNST 1956, 437.
- 41 REINERS, Heribert: Das Münster unserer Lieben Frau zu Konstanz, Lindau-Konstanz 1955, S. 60 und HANSCHKE 2012, S. 192 f.
- 42 FISCHER 1966, S. 17 und Anm. 28.
- 43 HECHT, Konrad: Hans Böblingers Konstanzer Pergamentriß, in: Ulm und Oberschwaben. Zeitschrift für Geschichte und Kunst; Mitteilungen des Vereins für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben 49 (1982) S. 253 ff, S. 263.
- 44 GLA Karlsruhe 422/1551. Dort befindet sich auch eine Kopie der Zeichnung. Vgl. GÖRICKE, Joachim: Die Kirchenbauten des Architekten Heinrich Hübsch, Diss. Karlsruhe 1974, S. 130 und Anm. 197.
- 45 DACHER, Gebhart: *Chronicon Episcoporum Constantiensium*, Stiftsbibliothek St. Gallen, cod. 646, hrsg. von Sandra WOLFF: Die »Konstanzer Chronik« Gebhart Dachers. Edition und Kommentar (Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen, 40) Ostfildern 2008. Hartmann SCHEDEL, *Weltchronik von 1493*. Diebold SCHILLING von Luzern, *Bilderchronik, 1513*, Zentralbibliothek Luzern.
- 46 Beschreibung der Stadt Constantz, Constantz 1733.
- 48 In diesem Zusammenhang sei auf die Kathedrale von Orléans verwiesen, wo noch zur Zeit Ludwigs XIV. bewusst an gotischen Bauformen festgehalten wurde.

Ernst Ziegler

ÜBER DAS SÄCKEN IN DER REICHSSTADT UND REPUBLIK ST. GALLEN

Erst geköpft, dann gehangen,
Dann gespiesst auf heisse Stangen,
Dann verbrannt, dann gebunden
Und getaucht; zuletzt geschunden.
Osmin in Mozarts »Die Entführung aus dem Serail«

EINLEITUNG

Geköpft, gehängt, verbrannt und ertränkt wurde in früheren Zeiten auch in der Reichsstadt und Republik St. Gallen. Dabei war die Justiz in Stift und Stadt St. Gallen vergleichsweise human. So kann beispielsweise in der Stadt nicht von Hexenwahn gesprochen werden. Während der schlimmsten »Hexen- und Teufelszeit« im 17. Jahrhundert fanden hier rund 30 eigentliche Zauberei- und Hexenprozesse statt; in »nur« 13 Fällen wurde die Todesstrafe verhängt. Zwischen 1465 und 1595 wurden in St. Gallen etwa zehn Männer und vor allem Frauen durch Ertränken hingerichtet – eine Todesstrafe, die in der Regel bei Kindesmord vollzogen wurde.

Bei vielen Völkern war der Kindesmord »ein vielgebrauchtes und wahrscheinlich notwendiges Mittel, um einem unerwünschten Wachsen der Volkszahl oder einer relativen Überbevölkerung zu Zeiten plötzlich einbrechender Hungersnot« vorzubeugen.¹ Die Lex Frisionum, das Gesetz der Friesen, gestand der Mutter noch das Recht zu, »ihre Kinder gleich nach der Geburt zu töten«. Später konnte dann nur noch der Vater »die Tötung eines neugeborenen Kindes« verfügen.²

Die christliche Kirche erklärte den Kindesmord unter allen Umständen für ein »homicidium« (Mord) und verdammt ihn, weil diese Kinder der Taufe verlustig gingen. Dabei machte die kirchliche Praxis einen Unterschied, ob eine Kindesmörderin die Tat »in ihrer Armut wegen Schwierigkeit der Ernährung getan, oder ob sie eine Metzgerin war«, oder ob sie den Mord verübt hatte, »um ihr Vergehen zu verheimlichen«.³



Abb. 1: Hängen und Rädern von Mördern sowie lebendig Begraben einer Mörderin in St. Gallen, 1508. Diebold Schilling: Amtliche Luzerner Chronik 1513. Die Bildlegende erzählt, »wie aber viel Morde allenthalben fürgingen und zu St. Gallen eine Frau um etlicher Morde willen gerichtet ward«. Im Mittelgrund wartet die Mörderin, der ein beschwerender Sack vor den Leib gebunden ist, in der bereits geöffneten Grube, um mit dem Gesicht nach unten lebendig begraben zu werden, »weil sie drei Männer, einen als er sie beschlafen, die andern zwei sonst, freventlich ermordet hat«.

Da es nicht der mittelalterlichen Sitte entsprach, Frauen zu hängen, wurden Kindesmörderinnen in der Regel ertränkt. Das Ertränken als Todesstrafe fand deshalb vornehmlich bei Frauen Anwendung. Es kam aber immer wieder vor, dass auch Männer, die normalerweise entweder gehängt oder geköpft wurden, diese Art der Todesstrafe zu erleiden hatten. Um das Los der Kindesmörderinnen zu mildern, wurden sie in späterer Zeit »aus Gnaden« ebenfalls geköpft.⁴

In der Peinlichen Gerichtsordnung Kaiser Karls V. von 1532 steht unter »Straff der weiber so jre kinder tödten« in Artikel 131: »Item welches weib jre kind, das leben vnd glidmaß empfangen hett, heymlicher boßhafftiger williger weiß ertödtet, die werden gewonlich lebendig begraben vnnd gepfelt, Aber darinnen verzweiffelung zuuerhütten, mögen die selben übelthätterinn inn welchem gericht die bequemlicheyt des wassers darzu vorhanden ist, ertrenckt werden. Wo aber solche übel offft geschehe, wollen wir die gemelten gewonheyt des vergrabens vnnd pfelens, vmb mer forcht wil-

len, solcher boßhafftigen weiber auch zulassen, oder aber das vor dem erdrencken die übelthätterin mit glüenden zangen gerissen werde, alles nach radt der rechtuerstendigen.«⁵

Die Stadt St. Gallen hielt sich mehr oder weniger an die Bestimmungen dieses kaiserlichen Strafgesetzes, an die »Constitutio Criminalis Carolina« (CCC), beispielsweise auch bei der Bekämpfung der Verbrechen von Zauberei und Hexerei.⁶

In der Stadt St. Gallen wurden im 15. und 16. Jahrhundert etwa zehn Frauen und Männer durch Ertränken hingerichtet, zuletzt wohl 1595 Ursula Burckhardt aus Biessenhofen im Kanton Thurgau. Dabei wurde die Mörderin in einen Sack gebunden und vom Scharfrichter vor dem Müllertor im sogenannten Läufer in der Steinach ertränkt. Der Scharfrichter hatte die zum Tode Verurteilte mit einer Stange so lange unter Wasser zu halten, bis sie tot war.⁷

Dieses so genannte »Säcken« verbot Friedrich der Grosse 1740 in Preussen; in St. Gallen wurde diese Hinrichtungsart schon nach 1595 nicht mehr angewandt. Von 1596 bis 1700 wurden hier »bloss« 103 Menschen hingerichtet: Mörder, Räuber, Brandstifter, Diebe. Wenn es hier »nur« und »bloss« heisst, so soll dies auf den, wie gesagt, humanen Strafvollzug hinweisen, verglichen mit den Massenverfolgungen und der Anzahl Hinrichtungen in anderen Gegenden.

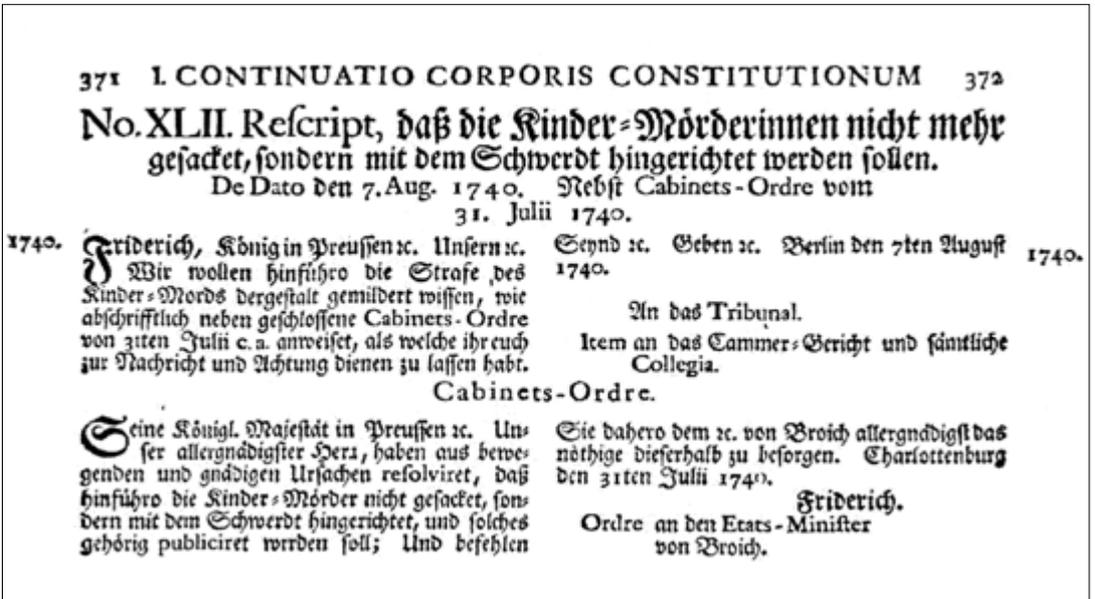


Abb. 2: Reskript (Verfügung, Erlass) Friedrichs II., König in Preussen, vom 31. Juli 1740, »dass hinfüro die Kindermörder nicht gesacket, sondern mit dem Schwert hingerichtet« werden sollen. Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, Berlin.

HINRICHTUNGEN

Ort	Jahre	Anzahl Personen
Augsburg	1369	10
	1371	13
	1373	5
Nördlingen	1407–1500	137
	1501–1600	120
Memmingen	1551–1573	38
	1574–1661	45
	1615–1683	39
Frankfurt a.M.	1366–1400	135
	1401–1560	317
Lübeck	1371–1450	411
Breslau	1456–1525	454
Berlin	1402–1448	101
Ansbach	1575–1603	474
Hamburg	4x an 1 Tag	mehr als 70 Seeräuber
	7x an 1 Tag	mehr als 25 Seeräuber
Nürnberg	1501–1525	1159
Bern	1444	72 an 1 Tag (Zürcher Besatzung von Greifensee)

Justiz in alter Zeit, S. 287.

DER LÄUFTER

Der Läufer, eben die Richtstätte, wo Menschen ertränkt wurden, befand sich ausserhalb des Müllertors, unten am Wasserfall der Steinach. In einem Gerichtsprotokoll vom 24. Juli 1663 wird »das tiefe Wasser vor Müllertor« ausdrücklich erwähnt.⁸ Dort hatte der Fluss jenes tiefe Wasserloch ausgespült, das noch heute bei der Talstation der Mühleggbahn sichtbar ist. Bei dieser ehemaligen Richtstätte befindet sich heute sinnigerweise eine »Gallusgedenkstätte«.

Das Wort Läufer kommt vom »Lauf des Wasser«, bedeutet auch »das laufende Wasser« oder »die Strecke innerhalb oder bei der ein Wasser läuft«.⁹



Abb. 3: Das Müllertor gegen Gallusplatz und Stiftseinfang sowie die Brücke über die Steinach. Johann Jacob Rietmann, 1834.



Abb. 4: Die Mülenenschlucht zwischen der Altstadt und St. Georgen mit der Steinach, rechts unten »der Wassergumpen« (Teich, Tümpel von grösserer Tiefe), vermutlich der Läufer.

DIE QUELLEN

Wie viele Menschen in St. Gallen tatsächlich die Todesstrafe durch Ertränken zu erleiden hatten, wissen wir nicht. Wir kennen bloss jene Fälle, die in den Quellen dokumentiert sind. In den sogenannten **Malefizbüchern**, erhalten von 1463 bis 1787, finden sich Aussagen, Tatbestandsschilderungen, Bekenntnisse und Geständnisse der vor das Malefizgericht gestellten Personen. Das Wort »Malefiz« kommt von »maleficium« und bedeutet Frevel, Übeltat, Verbrechen, Kriminalverbrechen. Das Malefiz- oder Blutgericht urteilte als »hohe Gerichtsbarkeit« über Leben und Tod.

Die im Malefizbuch zusammengefassten Klageartikel wurden dann in der Regel vor der Hinrichtung öffentlich vorgelesen.

Eine weitere wichtige Quelle sind die von 1561 bis 1701 erhaltenen **Bücher der Gefangenen** oder **Examinationsprotokolle**. »Diese Gefangenenbücher enthalten die Bekenntnisse (Vergichten) der in Untersuchungshaft sitzenden Gefangenen, so, wie der Untersuchung mit oder ohne Folter den Tatbestand ergeben hatte.« Nach Carl Moser-Nef sind diese Bücher »keine eigentlichen Protokolle von Gefangenaussagen«; die Form der Aufschriebe ist indirekt, berichtend.¹⁰

UOLY RYTZ, 1465

Der erste dokumentierte Fall einer Hinrichtung durch Ertränken findet sich im Malefizbuch 1463–1468 im Dezember 1465. Am 17. Dezember stand »gebunden und gefangen« Uoly Ritz wegen Gotteslästerung, üblem fluchen und schwören vor dem Malefizgericht. Seine Missetaten sind mit Daten (3. und 12. Dezember 1465) aufgeführt: von Gottes Blut und seinen Wunden ist die Rede; vom Teufel, der ihm helfen sollte, ein Spiel zu gewinnen. »Ich wil schweren [fluchen] allen hailigen zulaid«, heisst es da wörtlich, und dass er allen »zwölff botten [den zwölf Aposteln] laid wer«. Sodann »hat er zu Rorschach« viele ungewöhnlich böse Schwüre, d. h. Flüche, getan, und schliesslich vollführte er mit drei Würfeln in einem Glas mit Wein irgendeinen Zauber und soll dazu gesprochen haben, »sölte es got lieb oder laid« sein. Das »Protokoll« schliesst mit dem Datum des 17. Dezember 1465: »Vmb sölich siner mißstatt ist zu im gerichtet und er er-trenckt worden.«¹¹

HANS STÜDLI, 1492

Im Ratsprotokoll 1489–1497 findet sich unter dem 5. September 1492 ein sehr rudimentärer Eintrag einen Hans Stüdlı betreffend. Der hatte vermutlich Schulden gemacht und kam vor das »Zinsengericht«, das ihn »mit dem Wasser« bestrafen wollte. Schliesslich lautete jedoch das Urteil wörtlich: »vnd Im gnad bewyyst mit dem Schwert zu richten.«¹²

BARBEL SUNDERMANN, 1493

Wurde Hans Stüdlı »aus Gnade« enthauptet, musste 1493 Barbel Sundermann am Freitag nach St. Sebastianstag (25. Januar 1493) den Tod mit dem Wasser erleiden. Der Eintrag im Ratsprotokoll lautet: »Barbel Sundermänin ist gestelt für den Vogt Caspar Ruggen vnd vmb Ir mercklich mißstät ist Zu Ir gericht mit dem wasser.«¹³

SEBASTIAN HUBERS FRAU, 1544

Mehr Glück hatte 1544 eine Frau Huber aus Solothurn, deren Fall am 12. Februar vor dem Kleinen Rat verhandelt wurde. »Sebastian Hubers Frau von Solothurn«, steht im Ratsprotokoll, sei ins Gefängnis gekommen, weil sie Geld und Garn gestohlen hatte. Sie wurde dann frei gelassen unter der Bedingung, »dass sie von Stunden an mit dem Kind aus Stadt und Gerichten gehe und nicht mehr wieder darin komme ihr Leben lang«. Falls sie aber je wieder in der Stadt oder auf ihrem Territorium ergriffen werden sollte, »würde man sie in ein Wasser stossen«.¹⁴

KATHRINA HOSSLIN, 1550

Verhältnismässig glimpflich davon kam 1550 auch Kathrina Hoßlin, genannt Clementjn. Sie kam am 19. Februar vor das Malefizgericht. Reichsvogt war damals Ambrosius Schlumpf; als »Fürsprech« gehörte übrigens unter anderen auch der Bürger-

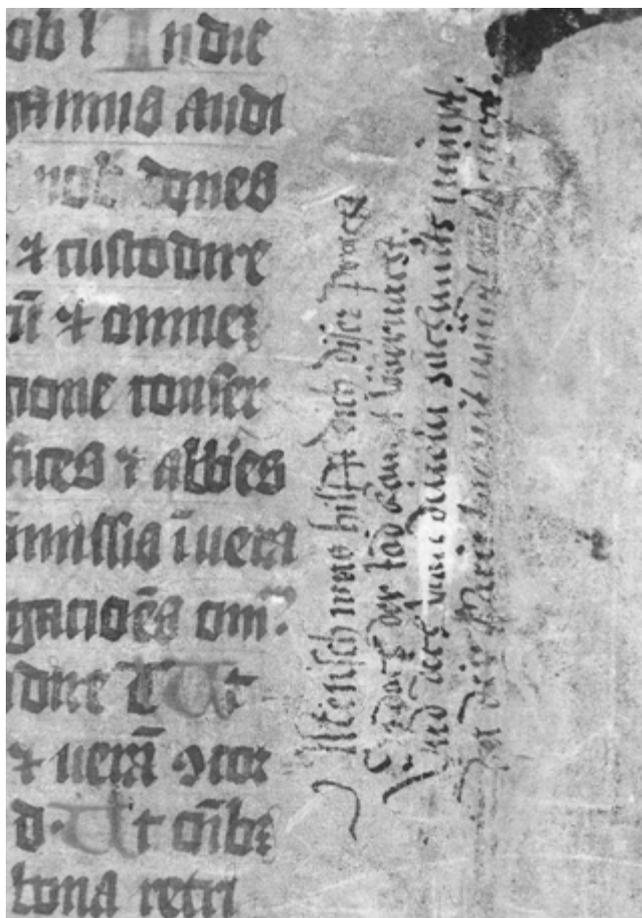


Abb. 5: Spruch auf der Rückseite des »Buoch der gefangnen« von 1589–1595, Band 894. O Mensch, was hilft Dich dieser Pracht, so doch der Tod kompt über Nacht und dich von deinem Hochmut nimmt, da dir kein Tag nicht wird bestimmt.

meister und Reformator St. Gallens, Dr. Joachim von Watt (Vadian), dem Gericht an.

Kathrina Hoßlin kam »vor etlichen Zeiten und Tagen« ins Gefängnis, weil sie »allerlei Gesellen, die ihrer Tochter nicht zu den Ehren nachgegangen sind, in ihr Haus hinein gelassen«, ihnen zu essen und zu trinken gegeben und dafür Gaben angenommen »und solchem allem zugesehen und darin eingewilligt« hatte. Damals wurde sie »aus Gnaden« aus dem Gefängnis gelassen und aus der Stadt verbannt, später aber »auf vielfältig Werben« und das Versprechen, solchen Sachen nimmermehr zuzusehen und in »solche Üppigkeit« nicht mehr einzuwilligen, begnadigt und wieder in die Stadt gelassen.

Sie hielt jedoch ihr Versprechen nicht, sondern fing alsobald mit ihrem »Hurenleben« wieder an, indem sie »ihr

eigen Fleisch und Blut verkuppelte und mehr als Einen bei Nacht und Nebel zu ihrer Tochter gelassen, mit ihnen getrunken und gegessen und anderen Genuss mehr davon gehabt hatte«.

Das Protokoll wird dann unverständlich: es ist von der Ehre der Tochter die Rede, von Einwilligung ins Hurenleben, dem Versprechen, das nicht gehalten wurde. Vermutlich wurde Mutter Kathrina von etlichen Personen gewarnt; denen soll sie gesagt haben: »Wenn schon die Jungkherren mit ihrer Tochter Regine umziehen, so werde sie danach einem Schneider oder Schuhmacher genug gut zu einer Ehefrau sein.« Der Ausdruck »Jungkherren« könnte »Junker« bedeuten, was heissen würde, dass vielleicht »Herrensöhnchen« der städtischen Hautevolee bzw. der Jeunesse dorée zu den »Kunden« der Tochter gehört haben.

Nachdem Kathrina Hoßlin bereits einmal begnadigt worden war, wurde auch jetzt »aus Gnad und Barmherzigkeit« folgendes Urteil gefällt: »Nämlich, dass sie den Lasterstein den Markt hinauf bis gegen St. Laurenzen und wiederum hinab zum Rathaus tragen und sie dann eine Urfehde [leidlicher Verzicht auf Rache] schwören« und versprechen musste, »solche Leichtfertigkeit« nicht mehr zu begehen. Falls aber die Gnädigen Herren es wiederum gewahr werden sollten, »würde man sie in den Läufer schupfen«. ¹⁵

MAGDALENA BRUGGER, 1558

Am Abend des 16. Juli 1558 fanden drei Männer beim Baden »in des Abts Weiher« in den Binsen ein neugeborenes totes »Kindli«. Dieser Weiher lag in der Weierweid »hinter der Bernegg«. Sie nahmen es heraus und schickten nach dem Pfarrer von St. Georgen und anderen Leuten. Das »wohl ausgetragene Meitli« wurde in ein »Bäumli«, in einen Totenbaum, einen Sarg, gelegt und »gen S. Jörgen getragen«.

Der städtische Rat beorderte daraufhin den Steuermeister und den Seckelmeister zum Landeshofmeister ins Kloster, um die Sache anzuzeigen und herauszufinden, wer »daran Schuld haben möchte«. ¹⁶

Die Nachforschungen waren erfolgreich; die Mutter des Kindes wurde gefunden. Es war Magdalena Brugger aus Straubenzell, die folgendes Geständnis ablegte: Als sie bei Josen Schüss, einem Bürger der Stadt, diente, wurde sie von dessen zwanzig Jahre altem Sohn Hans geschwängert. ¹⁷ Kurz vor der Geburt schlich sie heimlich aus dem Haus und hat »in dem freien Acker, bei einem Misthaufen, allein und ohne jemandes Hilfe ein Mädchen geboren«. Weil sie es nach der Geburt »tot befunden«, hat sie »das Kindlein in dem Schlitz verborgen, hinauf hinter die Bernegg getragen und daselbst aus eigener Bewegnis in des Abts Weiher geworfen«. ¹⁸ (Der »Schlitz« war eine ausgeschnittene Stelle vorne am Rock der Frauen oder die Brustöffnung einer ausgeschnittenen Frauenbluse. ¹⁹)

Am Freitag, dem 5. August 1558, fand unter dem Vorsitz von Ambrosius Eigen, Vogt des Heiligen Reichs, die Gerichtsverhandlung statt.

Aufgrund ihres Geständnisses wurde über Magdalena Brugger »zu ihrem Leib und Leben gerichtet« und folgendes Urteil gefällt: Sie solle dem Scharfrichter übergeben werden. Der solle ihr die Hände vorne zusammenbinden und sie »hinauf führen zu dem Läufer, an die gewöhnliche Richtstatt; sie daselbst mit einem Sack überziehen, denselben verknüpfen und sie also von dem Erdreich erheben und in das Wasser schiessen; daselbst so lange unten halten, bis sie vom Leben zum Tod gebracht werde«. ²⁰

Nachforschungen in Quellen des Stadtarchivs, ob der »Schwängerer« für sein Tun ebenfalls zur Rechenschaft gezogen wurde, führten bisher zu keinem Ergebnis. Er kam vermutlich ungeschoren davon.

UOLJ ZIMMERMANN, 1563

Am 3. September 1563 wurden die Geschwister Uolj und Elsa Zimmermann von Rotmonten vor das Malefizgericht gestellt. Uoli Zimmermann legte »ohne alle Marter« folgendes Geständnis ab: Er sei ein ganzes Jahr lang »auf dem Rotmonten bei seiner leiblichen Schwester Elselin in dem Bett gelegen, die Werke der Unkeuschheit mit ihr getrieben« und habe sie geschwängert. Sie habe dann »ein lebendiges Knäblein bei ihm allein, ohne alle menschliche Hilfe in dem Bett geboren«. Dieses Kind habe sie zwei Tage lang in der Kammer verborgen. Miteinander seien sie danach übereingekommen, das Kind, »ihrer beider Fleisch und Blut«, umzubringen, damit es niemand inne werde. Dies alles habe seiner Schwester Elsa dermassen »auf dem Herzen« gedrückt, dass sie schliesslich das Kind »von dem Leben zum Tod gebracht habe«.

Aufgrund dieses Geständnisses wurde Uoli Zimmermann verurteilt, »dass er solle im Läufer ertränkt werden«. ²¹

ELSA ZIMMERMANN, 1563

Das Geständnis von Elsa Zimmermann umfasst acht »Missetaten«: In ihrer ersten, etwas unklaren Aussage ist von »heiligem Brot« die Rede, das sie in den Kot geworfen habe und vom Teufel, der es ihr vergeben solle. Zudem drohte sie vermutlich einem Nachbarn, »sein Haus und Stadel in zwei Tagen zu verbrennen«. Dieselbe Drohung (2) stiess sie gegen ihren Bruder aus, weil er »ihr unzüchtig und elend Leben« verschuldet habe. Zum dritten wollte sie »ihres Bruders Uolj eheliche Hausfrau, als dieselbe in Kindsnöten gelegen«, mit einem »Beimesser« erstechen – was jedoch verhindert werden konnte. ²² Sodann habe sie kürzlich mit einem Beimesser »über sich selber an dem Markt gezückt«, und versucht sich umzubringen – was jedoch ebenfalls misslang. Sie gestand (5) einen Diebstahl von Gersten und hatte (6) Uoli Golder und Hans Sternegg gedroht, sie wolle sie »herberglos« machen, weil selbige sie offenbar nicht »mit beherbergen« lassen wollten. »Zum Siebten habe sie geredet, wenn sie nur etwas tun könnte, damit sie ab der Welt kommen möchte.«

Teufel, Brandstiftung, Selbstmord hätten für eine Todesstrafe damals wohl bereits genügt; dazu kam dann aber noch das letzte (8) schwere Geständnis: Sie sei »bei ihrem leiblichen Bruder ein ganzes Jahr lang im Bett gelegen, sich mit ihm leiblich vermischt und Unkeuschheit vollbracht«, dergestalt, dass sie von ihm schwanger wurde und »ein lebendiges Knäblein geboren, dabei kein Mensch ausser ihrem Bruder Uolj gewesen« sei: Dieses Kind hätten beide zwei Tage lang in der Kammer »verstohlen gehalten«; danach, »damit ihre Schande nicht offenbar werde«, hätten sie und ihr Bruder miteinander beraten und beschlossen, dieses Kind, »ihr eigen Fleisch und Blut«, umzubringen. Welches sie getan, und »das Kind also erdrückt und vom Leben zum Tod gebracht habe«.

Auf diesen Tag, dem 3. September 1563, ist Hochgericht gehalten worden, steht im Ratsprotokoll, über Uolin Zimmermann, genannt Öchen, ab dem Rotmonten, und

Elsa, seine Schwester, wie im Buch übeltätiger Leute begriffen ist: »Uf söllichs Ist uf gnaden zu ir gricht worden«, lautete das Urteil, »das sy solle im Louffter ertrennckt werden«. ²³

Das »aus Gnaden« ist kaum ironisch gemeint, denn gemäss ihrem ausführlichen Geständnis hätte sie durchaus vor ihrer Hinrichtung noch gemartert werden können, wie dies beispielsweise mit dem Räuber und Mörder Niclaus Morer 1617 auf grauenvolle Art und Weise geschah. ²⁴

Diese sieben »Bekentnisse« waren für die Angeklagte bereits kritisch: Wenn damals der Teufel im Spiel war, konnte es gefährlich und die Angeklagten zu Zauberern oder Hexen gemacht werden. Die Richter hätten Elsa Zimmermann folglich auch als Hexe zum Feuertod verurteilen können. Drohungen mit Brandstiftung wurden sehr Ernst genommen, weil Feuer ein ganzes Dorf, sogar die halbe Stadt gefährden konnte. Der Selbstmord war dem Mord gleichgestellt, und das Christentum behandelte ihn als Todsünde. »Die Tat galt als verwerflich, und der Selbstmörder wurde zum Verbrecher, der Strafe verdient hatte.« ²⁵

Die Blutschande, d. h. der Geschlechtsverkehr unter nahen Verwandten, wurde in den weltlichen Gesetzen des späten Mittelalters nur selten erwähnt. Die Peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karls V. von 1532, die sogenannte »Carolina«, erwähnt in Artikel 117 die »Straff der vnkeusch mit nahende gesipten freunden«, stellte das Strafmass aber »in das Ermessen der Richter«. Für Blutschande waren im 16. und 17. Jahrhundert »Todesstrafen wie Enthaupten, Erhängen, Ertränken und Verbrennen« allgemein gebräuchlich. ²⁶

ANNA KARRER, 1572

Am 2. Mai 1572 stand Anna Karrer, genannt Töbelin, vor dem Malefizgericht. Sie war schon vor dieser Zeit wegen ihrer »Angriffen und Diebstählen« ins Gefängnis gekommen, wurde aber »jedes Mal aus Gnaden« frei gelassen unter der Bedingung, »dass sie ihr Leben lang in Stadt und Gericht [Territorium] allher nicht mehr kommen solle«. Nicht nur übertrat sie dieses Stadtverbot, sondern verübte weitere »Angriffe und Diebstähle«. Ihr Sündenregister steht im Malefizbuch:

Aus Hans Rütiners Haus stahl sie Brot, Käse und Fleisch; von Jörg Schenks Laden entwendete sie ebenfalls Brot. Diese Diebstähle hätte man ihr vielleicht verzeihen können. Dann gestand sie aber ein halbes Dutzend Garndiebstähle und den jeweiligen Verkauf des Diebesguts, und zuletzt noch »dass sie Garn, essige Speise und anderes genommen habe, dass sie der Zahl nicht wissen möge«.

So wurde Anna Karrer, weil sie das Stadtverbot zweimal »übergangen« hatte, jedoch vor allem wegen der Garndiebstähle zum Tode verurteilt und dem Scharfrichter übergeben; der musste sie, heisst es im Urteil, »hinauf zu dem Läufer führen, mit einem Sack überziehen, in das Wasser schiessen und darin enthalten so lang, bis sie vom Leben zum Tod gebracht ist«. ²⁷

BARBARA SCHÄDLER, 1578

Ebenfalls am »weissen Gold« der Stadt St. Gallen vergriffen hatte sich Barbara Schädler von Urnäsch »aus dem Land Appenzell«. Sie stand am 12. September 1578 vor Malefizgericht und legte als erstes folgendes Geständnis ab: Sie sei in Winkeln, gegen Herisau zu, ins Mönchlisholz zu zwei liederlichen Dirnen gekommen; die hätten auf der Bleiche von einem Leinwandtuch einige Ellen abgeschnitten gehabt; die habe sie an sich genommen, nach St. Peterzell im Toggenburg getragen und sie daselbst in des Ammann Scherers Haus verkauft.²⁸

Die beiden »Dirnen« traf sie später »bei des Brenners Acker« wieder. Denen gab sie ihr Messer; damit schnitten sie etwa 60 Ellen (44 Meter) von einem Leinwandtuch ab. Sie habe dann dieses Stück »in der Gasse« verwahrt, danach die Leinwand genommen und sie ebenfalls »zu Peterzell in des Ammann Scherers Haus verkauft«.

Sie gestand dann weitere Leinwand- und Garndiebstähle (28 Ellen von einem Tuch, ein ganzes Tuch, 50 oder 60 Ellen, etwa 6 ½ Pfund Garn und anderes mehr), wobei ihr »die zwei Dirnen« oft behilflich waren. Sie verkaufte jeweils das Diebesgut in St. Peterzell. Angeblich erhielt sie einmal pro Elle 6 oder 7 Kreuzer, so dass sie vielleicht 30 bis 35 Gulden für alle die gestohlene Leinwand erhielt.²⁹

Barbara Schädler wurde wie Anna Karrer im »Louffter« ertränkt. – Über die beiden »liederlichen Dirnen« und einen Ammann Scherer in St. Peterzell erfahren wir aus den Quellen nichts.³⁰

OHNE GARN KEINE LEINWAND

Die Todesurteile, welche über Kindsmörderinnen verhängt wurden, sind für uns schwer verständlich, scheinen grausam und ausserordentlich hart. Noch unbegreiflicher ist heutzutage, dass Menschen wegen ein paar Garn- und Leinwanddiebstählen hingerichtet wurden – aber: Garn und Leinwand waren seit jeher für die Stadt St. Gallen, die vor allem vom Leinwandgewerbe und -handel lebte, von grösster Bedeutung. Darum suchte die Stadt die zahlreichen Leinwanddiebstähle auf den Bleichen durch Bleichewachen und strenge Strafen zu bekämpfen.

Schon im Mai 1389 wird Gret Huber auf der Bleiche dabei überrascht, wie sie von einem Leinwandtuch ein Stück abschneidet. Sie wird gefangen genommen, und sie und ein anderer Angeklagter werden auf die Bitte der Schwester von Abt Kuno von Stoffeln vom Rate freigelassen, aber auf immer aus der Stadt verbannt. – 1467 und 1490 wurden zwei »landschädliche« Männer mit dem Tode bestraft, weil sie Leinwand gestohlen hatten, und 1497 meldet die Chronik, dass ein Landstreicher viel Leinwand von der Bleiche zu St. Gallen gestohlen, selbige ins Urnäschler Tobel gebracht und sie dort zum Trocknen ausgelegt habe. Der Dieb wurde entdeckt, gefasst und vom Gericht in Appenzell zum Tod

durch Erhängen verurteilt.³¹ Todesurteile wegen Leinwanddiebstahl wurden auch später immer wieder verhängt.³²

In alten Beschreibungen der Stadt St. Gallen kommt auch immer wieder die Leinwand zu Ehren: »Alle Felder um die Stadt herum sind mit ihrer Leinwand bedeckt, dass, da wir abends in der Dämmerung daselbst ankamen, wir solche für einen See ansahen,« schrieb um 1700 ein Engländer. Und 1784 stand im »Helvetischen Calender«: »Schon in einiger Entfernung von jener Stadt erblickt man die grossen Bleichen, auf welchen für mehrere Millionen Leinwand, Musselin und andere feine Zeuge ausgebreitet sind.«³³

Diese auf den Feldern um die Stadt herum zum Bleichen ausgebreiteten Leinwandtücher waren das »weisse Gold«, der Reichtum der Stadt St. Gallen. Wer davon etwas entwendete, schadete dem Gemeinwesen. Mit drakonischen Strafen mussten deshalb vor allem Leinwanddiebstähle verhindert werden.³⁴

APPOLONIA BROSIN, 1583

Am 19. Juli 1583 wurde Gericht gehalten über Hans Frank aus dem Luzernischen und Bernhart Grossmann von Höngg im »Zürichbiet«. Sie wurden wegen bandenmässigen Diebstählen, Beutelschneidereien und Morden »mit dem Rad« hingerichtet.³⁵

Bernhart Grossmann war der Mann von Appolonia Brosin von Disentis, und sie musste bei den Mordtaten, die er »samt seinen Gesellen« verübte, »aus Zwang ihres Mannes«, aufpassen und wenn jemand kam »mit Husten« Zeichen geben. Sie selber war eine Beutelschneiderin und Diebin und gestand zusätzlich folgende Missetaten:

An den letzten beiden Zurzacher Märkten habe sie vier Säckel (Geldbeutel) abgeschnitten und was sie darin fand, habe sie »mit zwei Metzen, die ihre Gespielinnen gewesen« seien, geteilt; für sie selber blieben 3 Gulden übrig. – In einem weiteren Säckel, den sie abgeschnitten habe, seien 5 ½ Gulden gewesen; diese teilte sie ebenfalls mit ihren »Gespielinnen«; ihr blieben 2 ½ Gulden. – Im Luzernischen und in Schwyz habe sie Brot und Ziger gestohlen.

Sie wurde vermutlich nicht wegen dieser paar eingestandenen Übeltaten hingerichtet, sondern als Mitläuferin der Räuberbande ihres Mannes wurde über sie am 26. Juli 1583 folgendes Urteil verhängt: Der Nachrichter solle ihr die Hände vorne zusammenbinden, sie zu dem Läufer, an den gewöhnlichen Ort, führen und sie mit einem Sack überziehen, auch die Kleider unten zusammen binden, sie in den Läufer schiessen und sie in dem Wasser so lange unten halten, bis sie vom Leben zum Tod gebracht sei.³⁶

URSULA KRASEN, 1588

Ursula Krasen von Egnach, in der Nähe von Romanshorn, soll im Sommer 1587 verschiedentlich »nächtlicher Weil in etlichen Äckern, allhier gleich vor der Stadt, ab den darin liegenden Leinwandtüchern« Stücke abgeschnitten, diese nach Egnach getragen

und dort »einer Frau, so ihr solche ohne weitere Nachfrage abgenommen«, verkauft haben. Es soll sich um etwa 9 bis 12 Ellen (rund 8 Meter) gehandelt haben.

Wog dieses Geständnis schon ziemlich schwer, war das zweite wohl noch schlimmer: »Item, dass sie auch ungefähr vor vier Jahren mit ihrem eigenen leiblichen Vater Unkeuschheit getrieben und bei demselben ein Kindlein erzeugt habe.«

Leinwanddiebstahl und Blutschande: das Urteil musste damals drakonisch ausfallen. Das am 11. März 1588 zusammengekommene Malefizgericht verurteilte Ursula Krasen »zu dem Läufer«, wo sie ertränkt wurde.³⁷

URSULA BURCKHARDT, 1595

Am 3. Januar 1595 wurde Ursula Burckhardt aus Biessenhofen bei Amriswil, »im Thurgau gelegen«, vor Malefizgericht gestellt. Dem Gericht gehörten an Reichsvogt Jacob Spengler, Jacob Wettach, Melchior Rotmund, Benedict Gugger, Ambrosius Hiller, Jacob Fehr, Heinrich Hochreutiner und Bernhard Ziegler.

Nach »ernstlicher Examination und Erkundigung« hatte die Angeklagte folgendes gestanden: Sie war mit dem Reitknecht Andreas Keller von Horn, der eine Zeitlang bei Sigmund Zollikofers Erben gedient hatte und dann bei Heinrich Tobler »in Kost gegangen« war, »in ungebührliche Liebe gewachsen« und von ihm geschwängert worden. Vor ungefähr acht Wochen, »an einem Donnerstag«, als sie sollte »des Kinds genesen«, begab sie sich in Heinrich Toblers Haus in eine Kammer, legte sich ins Bett und brachte »ein Buebli ohne jemandes Hilfe lebendig in aller Stille« zur Welt. Hierauf wurde sie »aus Anfechtung des bösen Geistes, wider alle Natur« bewegt, ihr Kind gleich nach der Geburt »mit ihrem Fuss« zu erdrücken und umzubringen. Das tote Kind behielt sie »denselben Donnerstag in ihrem Bett« bis zum darauf folgenden Freitag, als sie morgens um zwei Uhr aufstand, das Kindlein nahm und »in das Schindhaus oder die Metzg« trug und dort in den Bach warf. Davon und von ihrer Schwangerschaft wusste niemand etwas, obwohl sie oft von etlichen Leuten gefragt wurde, ob sie schwanger wäre. Sie habe solches jeweils »dermassen verleugnet«, dass man dannzumal sie deswegen nicht weiter behelligte. Übrigens habe Andreas Keller sie niemals geheissen, das Kind umzubringen.

Nach diesem Geständnis wurde über Ursula Burckhardt folgendes Urteil gefällt: »Dass das arme Mensch durch den Herrn Reichsvogt dem Nach- oder Scharfrichter befohlen werde; der solle sie hinauf zu dem Läufer führen, daselbst mit einem Sack überziehen; sie in das Wasser schiessen und darin so lange unten halten, bis sie endlich vom Leben zum Tod gebracht ist.« Der Reichsvogt musste dabei sein, bis die Exekution vorüber war. Dem Urteil angehängt wurde die übliche Drohung: »Und ob jemand wäre, der dieses armen Menschen Tod wollte rächen, es wäre mit Worten oder Werken, der solle in eben den Banden stehen und gestellt werden, darin auf heutigen Tag das arme Mensch steht.«³⁸

BARBARA MÜLLER, 1600

Nach den heute noch erhaltenen Quellen war Ursula Burckhardt der letzte Mensch, der in St. Gallen ertränkt wurde. Die nächste Frau, die in St. Gallen mit dem Tode bestraft wurde, war Barbara Müller von Sommeri im Thurgau. Gemäss ihrem »Bekenntnis« hatte sie Geld, Werg, Leinwand, Kleider, Esswaren »und anders« entwendet.³⁹

Der »Statthalter der Reichsvogtei«, alt Bürgermeister Jacob Spengler, fällt am 24. Oktober 1600 folgendes Urteil über sie: »Mit dem Schwert, also dass sie in einen Sessel gesetzt und allda mit einem Schwert ihro das Haupt von ihrem Körper schlagen.« Der Rechtshistoriker Carl Moser-Nef schrieb, man habe sie »zum Köpfen in einen Sessel« gesetzt, weil sie missgestaltet gewesen sei. In den Quellen steht davon jedoch nichts.⁴⁰

GEORG LAURENZ TÖBER, 1663

Ein interessanter Fall ist der Malefizgerichtsprozess des Goldschmieds Georg Laurenz Töber (geb. 1616) aus St. Gallen, Sohn des Goldschmieds und Stadtrichters Christoph Töber (1579–1627). Am 24. Juli 1663 wurde nicht Töber selber, sondern sein »aufgerichtetes Bildnis« vor Gericht gestellt – »dieweil er sich flüchtig gemacht« hatte.

Als »Einleitung« steht im Protokoll vor der detaillierten Aufzählung seiner »Verbrechen und Misshandlungen« folgendes: Töber hätte wegen seit etlichen Jahren »in seinem Goldschmiedhandwerk verübten und an den Tag gebrachten Betrügereien und malefizischen Handlungen« auf diesen heutigen Tag »vor das Malefizgericht gestellt und vor demselben seiner Übeltaten gemäss gerechtfertigt werden sollen«. »Nachdem er aber fluchtsam wurde, ist in Abwesenheit seiner selbsteigener Person, damit gleichwohl dem Recht ein Weg wie den Anderen ein Genügen geschehen möge, sein Bildnis an dessen statt, zuvorderst auf diesem offenen Platz an gehörigem Ort, im Angesicht des herumstehenden, versammelten Volks, aufgestellt und er in demselben [Bildnis] diesmal zu verurteilen erkannt worden.«

Töbers Vergehen brauchen hier nicht einzeln aufgezählt zu werden. Es scheint, dass er um 1650 herum verschiedentlich Geld brauchte und Darlehen aufnehmen musste. Dafür gab er Goldarbeiten, Silbergeschirr, Ketten, Armbänder, Spangen, Ringe etc. als Pfänder. Diese Goldarbeiten waren jedoch gefälscht, »nur Messing mit Gold stark vergoldet«; der Goldschmied gab »den Leuten Messing für Gold zu Pfand«. Die von Töber fabrizierten Arbeiten hatte der Rat nun zum Teil behändigt.

Zu alledem hatte am 20. Mai 1663 ein »Aufrechnungstag« stattgefunden, wo ruchbar wurde, »dass seine Schuldenlast sich auf 3 657 Gulden 30 Kreuzer erstreckte« – ohne die »namhaften Posten« verschiedener fremder Kreditoren (direkte Steuereinnahmen der Stadt St. Gallen 1663: 10 430 Gulden).

Vor dem Urteil wird auf das besonders verwerfliche Tun des Goldschmieds hingewiesen: Er habe »sein Goldschmiedhandwerk und erlernte Kunst, damit er seinen Nebenmenschen hätte aufrichtig dienen sollen, den Falschmünzern gleich praktiziert und

missbraucht, unangesehen er, als ein gewesener Amtmann⁴¹ der Stadt, dem auf Ehr und Eid vertraut wurde, den übrigen hiesigen seinen Mitmeistern ihre Goldschmiedarbeiten, mit anderen dazu verordneten Herren, jährlich zu bestimmten Zeiten zu prüfen; der aber selbst mit solchem so hochsträflichem Betrug umgegangen sei.«

Aus allen diesen Gründen fällte der »Vogt des Heiligen Römischen Reichs« folgendes Urteil: »Es solle der Nachrichten das beklagte Bild des Töbers an einen Schnabelgalgen, der innert dem aufgestellten Schranken am Markt aufgerichtet wurde, aufgehängt und allda hängen lassen bis auf den Abend.⁴² Inzwischen soll der Scharfrichter die falschen Ketten, Armبänder und Falschsilber innert dem Schranken auf einem Klötzlein erstlich im Angesicht des Volks in Stücke zerhauen, danach in einen Schmelztiegel werfen und mit Feuer verbrennen; die Asche hernach in das tiefe Wasser vor Müllertor schütten.«

Das tiefe Wasser vor dem Müllertor war der Läufer, in welchen nun die Asche der Falsifikate des entwichenen Goldschmieds gleichsam in einem symbolischen Akt ertränkt wurde. Töbers Konterfei wurde am Abend wieder aufs Rathaus gebracht, wo es »bis auf seine Zeit« verwahrt wurde, d. h. wohl solange, bis man des Abgebildeten habhaft wurde.

Denn Reichsvogt Hans Joachim Haltmeyer musste schliesslich ausrufen, falls jemand den Töber der Obrigkeit »zur Hand liefern könnte und täte«, dem würden nebst »Erstattung aller Unkosten noch dazu 100 Kronen« aus dem Stadtsäckel verehrt werden – und dann solle an Töber »sein Prozess vom Leben zum Tod vollstreckt werden«.⁴³

In der »Stemmatologia Sangallensis«, dem Geschlechter-Register der Stadt St. Gallen, fehlt das Todesdatum Töbers. Er kehrte vermutlich nie mehr nach St. Gallen zurück. Sohn Christoph (geb. 1649) hatte sich in Ungarn verheiratet; die Tochter Helena (1651–1674) starb in Lyon; Sohn Heinrich (geb. 1656) »liess sich in Königsberg haushäblich nieder«. Sohn Caspar (1663–1725), Chirurg von Profession, starb im Württembergischen. Zu seinen Kindern konnte Töber ihrer Jugend wegen kaum fliehen; aber vielleicht hatten die Töbers in diesen Gegenden andere Verwandte?

GALLUSGEDENKSTÄTTE – RICHTSTÄTTE

In der Lebensgeschichte des heiligen Gallus, die Johannes Duft übersetzt hat, lesen wir über Gallus und seinen Begleiter, den Diakon Hiltibod: »Nachdem es dann Morgen geworden war, machten sie sich betend auf den Weg. Nach Verlauf von neun Tagstunden erkundete sich der Diakon, ob sich der Mann Gottes verpflegen wolle, erhielt aber den Bescheid, er werde nichts geniessen, bevor ihm nicht durch Christi Gnade ein Ort zum Verbleiben gezeigt werde. Deshalb setzte man die schon ermüdeten Glieder weiterhin in Bewegung und gelangte schliesslich an ein Flüsschen namens Steinach (Petrosa). Dort bot sich Gelegenheit zur Nachtruhe, zumal eine Menge Fische zu sichten war. Die Wan-

derer waren nämlich an den Wasserfall gelangt, wo das Flüsschen vom Berg herab eine Höhlung in den Felsen gegraben hatte. Hier senkten sie das mitgebrachte Netz ein, und nicht wenige Fischlein wurden gefangen. Vom Diakon wurde aus dem Stein Feuer geschlagen und die Mahlzeit zubereitet.«

Seit 1956 erinnerten an dieser Stelle ein Mauerfresko »St. Gallus A. D. 612«, das Gallus mit dem Bären darstellt, und eine Broncetafel »an diese erstmalige schriftliche Bezeugung«.44 Die Broncetafel ist verschwunden und hat stillosen Plakatwänden Platz gemacht, mit denen nun die Talstation der Mühleggbahn »vollgepflastert« ist. Seit 1997 zierte eine originelle Tafel mit der Inschrift »Bangor« die Talstation; sie wurde auf das Gallusjubiläum 2012 hin von irgendwelchen Ignoranten entfernt, die vermutlich sich nicht damit abfinden wollen, dass Gallus ein Ire war. Auf diese Jubelfeier hin wurde zudem der ganze Platz umgestaltet und mit einem Steg verunstaltet. Derselbige soll Einheimischen und Touristen ermöglichen, näher am Wasser, näher an dem Ort zu sein, wo der irische Wandermönch Gallus um 612 angeblich ausgeruht und gefischt haben soll – und wo im 15. und 16. Jahrhundert Frauen und Männer durch Ertränken hingerichtet wurden. Da nicht anzunehmen ist, dass die Verantwortlichen bei dieser Richtstätte eine Gedenktafel für die hier zu Tode Gebrachten anbringen werden, mögen ihre Namen wenigstens hier in Erinnerung gerufen sein; zumal diese geschichtsträchtige Stelle nun auch noch zu einem der heutzutage in Mode gekommenen »Kraftort« hochgejubelt wurde:45

Uoly Rytz, 1465

Barbel Sundermann, 1493

Magdalena Brugger, 1558

Uolj und Elsa Zimmermann, 1563

Anna Karrer, 1572

Barbara Schädler, 1578

Appolonia Brosin, 1583

Ursula Krasen, 1588

Ursula Burckhardt, 1595

NACHWORT

Diese Namen wurden im Totenbuch (1576–1642) gesucht – in der Hoffnung, diese Menschen wären nach ihrer Hinrichtung wenigstens würdig begraben worden, vielleicht sogar mit dem Segen der Kirche. Da die Totenbücher der Stadt St. Gallen erst seit 1576 vorhanden sind, betraf dies nur Barbara Schädler, Appolonia Brosin, Ursula Krasen und Ursula Burckhardt. Keine dieser vier Frauen findet sich im Totenbuch verzeichnet, so dass angenommen werden muss, sie seien vom Scharfrichter »wiederverwertet«, ver-

brannt oder auf dem »Malefikantenfriedhof« verscharrt worden. Dieser »Kirchhof am Linsebühl« war ein »mit einem Mauerlein eingefangener« besonderer Platz, »darin man die abgetanen Malefikanten« begrub und so »ihr Begräbnis von andern Absterbenden unterschieden sei«. ⁴⁶

Der Archivar und Historiker, welcher die Akten und Dokumente der hier beschriebenen Prozesse vor dem Blutgericht der Stadtrepublik St. Gallen studiert und bearbeitet, vernimmt nur die Stimme der Obrigkeit: Der Rats- oder Gerichtsschreiber hat die freiwilligen oder erzwungenen Geständnisse der Angeklagten und die Urteile der Richter *grosso modo* in trockenen Sätzen und Worten objektiv niedergeschrieben.

Das unsägliche Leiden der zum Tode Verurteilten wegen ihrer Taten und Vergehen sowie vor den Hinrichtungen vernimmt man aus diesen Quellen nicht. Was machte Magdalena Brugger durch, als sie »in dem freien Acker bei einem Misthaufen, allein und ohne jemandes Hilfe, ein Meitli« zur Welt brachte? Oder Elsa Zimmermann, als sie sagte, »wenn sie nur etwas tun könnte, damit sie ab der Welt kommen möchte«. Oder Ursula Burckhardt, als sie »ihr Kindlein gleich nach der Geburt mit ihrem Fuss zerdrückt und umgebracht« und es später »in die Metzg getragen und daselbst in den Bach geworfen und versenkt« hat?

Wir können heute bloss darüber meditieren und auch über die Diebstähle von Leinwand, Geld, Esswaren usw. nachdenklich werden – und einem gütigen Geschick danken, dass die Justiz diesbezüglich heute gnädiger urteilt und die Todesstrafe abgeschafft ist.

Anschrift des Verfassers:

Priv.-Doz. Dr. Ernst Ziegler, Oberhofstettenstrasse 26, CH-9012 St. Gallen

ABGEKÜRZT ZITIERT

RP = Stadtarchiv St. Gallen, Ratsprotokolle.

Band 911a, 912, 914, 915 = Stadtarchiv St. Gallen, Malefizbuch.

MN I bis MN VII = MN V, S. 393 = Carl MOSER-NEF, Die freie Reichsstadt und Republik Sankt Gallen, Zürich und Leipzig 1931–1955, 7 Bände.

Grimm = GRIMM, Jacob und GRIMM, Wilhelm: = Deutsches Wörterbuch, Leipzig 1854 ff.

Idiotikon = Schweizerisches Idiotikon, Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache, Frauenfeld 1881 ff.

ANMERKUNGEN

1 Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens.

2 Ebenda, Sp. 1390.

Hg. von Hanns BÄCHTOLD-STÄUBLI unter Mitwirkung

3 Ebenda, Sp. 1391.

von Eduard HOFFMANN-KRAYER, Berlin, New York

4 Ebenda, Sp. 1391.

1987, Band 4, Sp. 1388–1389.

- 5 Die Peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karls V. von 1532, (Carolina), hg. und erläutert von Gustav RADBRUCH, hg. Von Arthur KAUFMANN, Stuttgart 1975 (Reclam Universal-Bibliothek), S. 87.
- 6 Vgl. dazu TSCHAIKNER, Manfred: Die Zauberei- und Hexenprozesse der Stadt St. Gallen, unter Mitarbeit von Ursula Hasler und Ernst Ziegler, Konstanz 2003, S. 19–21, S. 234.
- 7 MN IV, S. 833–835.
- 8 Band 915, S. 274.
- 9 Jacob GRIMM und Wilhelm GRIMM, Deutsches Wörterbuch, 1.–33. Band, Leipzig 1854ff., 6. Band, Sp. 308.
- 10 MN II, S. 495–496.
- 11 Band 911a, S. 10.
- 12 RP 1489–1497, S. 133.
- 13 RP 1489–1497, S. 194.
- 14 RP 1541–1553, S. 70.
- 15 Band 912, S. 103–104.
- 16 RP 1558, f. 111v.
- 17 Stadtarchiv St. Gallen, Taufbuch, Band II, 1, 1, S. 238: 22. Dezember 1538: Jos Schußh und Madalen Huserin, Sohn Johannes; Taufpaten Michel Schwarz und Endli Steckin.
- 18 Band 912, S. 135. RP 1558, f. 125v.
- 19 Idiotikon, 9. Band, Sp. 812.
- 20 Band 912, S. 135.
- 21 Band 912, S. 164.
- 22 Beimesser: kleines Messer, das bei grösseren Messern (Jagdmesser, Hirschfänger) benutzt wird; meist ist auf der Scheide des grossen Messers dafür eine zweite, kleinere Scheide (Beischeide) angebracht.
- 23 RP 1563, f. 91v. Band 912, S. 165–166.
- 24 ZIEGLER, Ernst: Der Räuber und Mörder Niclaus Morer, in: Forschungen zur Rechtsarchäologie und Rechtlichen Volkskunde, Zürich, Hildesheim 2003, Band 20, S. 105–139.
- 25 Justiz in alter Zeit, Rothenburg o.d.T. 1984, S. 342.
- 26 Die Peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karls V. von 1532, (Carolina), Stuttgart 1975, S. 81. Justiz in alter Zeit, S. 321–322.
- 27 RP 1572, f. 50v. Band 914, f. 18r–19r.
- 28 Sanktgaller Leinwandelle = 0,74–0,78 Meter, 0,75 Meter. 1 Leinwandtuch = 130 Ellen = rund 95–100 Meter. Die Sanktgaller Leinwandtücher waren etwa 100 Meter lang und 1 Meter breit.
- 29 1583 kostete eine gewöhnliche Mahlzeit 12 Kreuzer, d. h. für 1 Gulden konnte man damals im Wirtshaus fünfmal Essen. 1586 kostete 1 Mass (1½ Liter) Milch 1 Kreuzer (1 Gulden = 60 Kreuzer).
- 30 Band 914, f. 36r–37r.
- 31 PEYER, Hans Conrad: Leinwandgewerbe und Fernhandel der Stadt St. Gallen von den Anfängen bis 1520, Band I Quellen, Band II Übersicht, Anhang, Register, St. Gallen 1959 und 1960 (St. Galler wirtschaftswissenschaftliche Forschungen, Band 16/1 und 2), Band I, S. 31, S. 395; Band II, S. 16. MN V, S. 520.
- 32 Vgl. MN V, S. 520ff.: 1515, 1530, 1562, 1563, 1565, 1571, 1601, 1613 usw.
- 33 ZIEGLER, Ernst: St. Gallen in alten Beschreibungen, St. Gallen 1990 (Bogendrucke aus dem Haus »Zur Grünen Thür«, 1), S. 10, S. 13.
- 34 Der Vergleich hinkt vielleicht; er sei aber trotzdem hier erwähnt: Während meines Militärdienstes (1958–1984) galt »Kameradendiebstahl« als besonders schlimme Tat, weil es in der Regel weder in der Kaserne noch »im Felde« möglich war, seine Siebensachen diebstahlsicher zu verwahren. Das Portemonnaie lag ebenso auf der »Planke« wie Zahnbürste, Gamelle und aller weitere Plunder und konnte deshalb leicht geklaut werden – was ebenfalls durch drakonische Strafen verhindert werden musste.
- 35 RP 1583, f. 57v. Band 914, f. 56v–58r.
- 36 RP 1583, f. 58r. Band 914, f. 58r–58v.
- 37 Band 914, S. 67–68.
- 38 Band 914, S. 98–100.
- 39 Werg: die kurzen und verworrenen Fasern, die sich beim Hecheln des Flachses und Hanfs in den Hechelzähnen ansammeln und teils zu Gespinsten geringerer Güte (Werggarn) versponnen, teils zu andern Zwecken verwendet werden.
- 40 RP 1600, f. 89v. Band 914, S. 174–175b. MN V, S. 528.
- 41 Töber war seit 1658 Goldschmiedprobierer, d. h. er musste die Arbeiten der Goldschmiede kontrollieren.
- 42 Der Schnabelgalgen war eine galgenförmige Vorrichtung, eine Art Galgen, ein einzelner Pfahl mit Arm: »Zur Verhütung von Todtschlägen soll auf dem offenen Platz zu Lauis eine Schandsäule oder ein Schnabelgalgen errichtet und Name und Tat der Übeltäter mit schwarzen Buchstaben auf einer blechernen Tafel angeheftet werden.« 1745. Idiotikon, 2. Band, Sp. 232.

- 43 Band 915, S. 271–274. Vgl. GUGGENHEIMER, Dorothee: »habe nicht gedacht, dass es so böß sey« – Bankrotteure in der Stadt St. Gallen von 1600 bis 1798, Arbeitstitel, in Bearbeitung.
- 44 Die Lebensgeschichten der heiligen Gallus und Otmar. Aus den lateinischen Viten übersetzt und herausgegeben von Johannes DUFT, St. Gallen, Sigmaringen 1988, S. 26–27.
- 45 ZIEGLER, Ernst: Magdalena B., Kindsmörderin, in: Stadtmagazin, St. Gallen aktuell, Februar 2012, S. 11. VESER, Thomas: Auf Gallus' Spuren, in: Stadtmagazin, St. Gallen aktuell, März 2012, S. 24–26.
- 46 Vgl. dazu ZIEGLER, Ernst: Aberglauben im alten St. Gallen, Oberländer Chronik, Heimatblätter des Südkurier, Konstanz, 1988, Nr. 360, S. 2–4. RP 1657, f. 54r.

Daniel L. Vischer

DIE FLÖSSEREI AUF DEM ALPEN- UND DEM HOCHRHEIN

Zur Geschichte des Holztransports auf dem Bodensee
von 1600 bis 1900

Die nachstehenden Ausführungen befassen sich in erster Linie mit den Verhältnissen, wie sie auf den im Titel genannten Gewässern herrschten. Manchmal wird aber auch ein Seitenblick auf die schweizerischen Zuflüsse geworfen.

Im Gebiet dieser Gewässer waren die Flösse wohl die ersten Wasserfahrzeuge. Denkt man dabei nicht an solche aus Schilf oder Reisigbündeln sondern an solche aus zusammengebundenen Baumstämmen, so brauchte es zu ihrer Herstellung Bäume und Äxte. Vielleicht darf man ihren Ursprung deshalb in die Steinzeit legen, als sich die Wälder nach dem Rückzug der Gletscher regenerierten. Allerdings fand man bis jetzt keine Spuren von steinzeitlichen Flössen. Zum Vorschein kamen bloss Relikte von Einbäumen – als ältestes Beispiel ein mit Steinäxten aus Lindenholz gehauenes Boot im Neuenburger See von etwa 3800 v. Chr.¹.

Hier soll jedoch nicht die gesamte Geschichte aufgerollt werden. Der Fokus liegt auf der Zeit von etwa 1600 bis 1900 und damit auf der Blütezeit der Flösserei. Ihr folgte freilich rasch die Endzeit, weil die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aufkommende Eisenbahn die Flösserei schliesslich restlos verdrängte. Das hing damit zusammen, dass sich die Flösserei damals schergewichtig dem Transport von Brenn- und Bauholz widmete. Die Bahn erlaubte dann aber die Einfuhr eines alternativen Brennstoffs, nämlich der Steinkohle, die sie ja selber benötigte. Und zudem vermochte die Bahn das Bauholz schonungsvoller, trockener und schneller zu befördern.

EINGRENZUNG DES THEMAS

Zunächst wird das Wesen der Flösse beschrieben, das heisst ihre Machart und ihr Antrieb durch Strömung und Muskelkraft. Je nachdem beförderten die Flösse Passagiere, Vieh und Waren oder nur ihr eigenes Holz. Dann erfolgt ein Hinweis auf mögliche Mass-

nahmen an Flossgewässern, insbesondere auf die Flossgassen, die einst an Stauanlagen oder Stromschnellen die Durchfahrt erlaubten. Dass die hier betrachteten Flossgewässer durch künstliche Schwälle flössbar gemacht wurden, kam kaum vor. Eine wichtige Ausnahme bildete die einschlägige Regulierung der Thunerseeschleusen zu Gunsten der Aarestrecke Thun – Bern.

Es geht im Folgenden also um technische Aspekte der Flösserei. Rechtliche und wirtschaftliche Belange werden bloss gestreift. Eine gute Übersicht findet sich bei Grossmann². Allerdings wird dort, wie übrigens in den meisten entsprechenden historischen Quellen, auch das Triften zur Flösserei gerechnet.

1. TECHNISCHE ASPEKTE

1.1 UNTERSCHIED ZWISCHEN FLÖSSEREI UND TRIFTEN

Flösse können aus verschiedenen Materialien bestehen. Hier werden ausschliesslich Holzflösse betrachtet. Sie bestanden in ihrer einfachsten Form aus nebeneinander schwimmenden, gleich langen Baumstämmen, die zusammengebunden waren (Abb. 1). Diese bildeten so eine rechteckige Standfläche, die sogenannte Flosstafel oder den Flossboden (das Gestör). Je nach Fahrwasser und Bedürfnis gab es auch komplizier-



Abb. 1: Flösse auf der Birs bei Zwingen. Stich von M. Merian, 1626 (Kupferstichkabinett Basel, Foto M. Bühler).

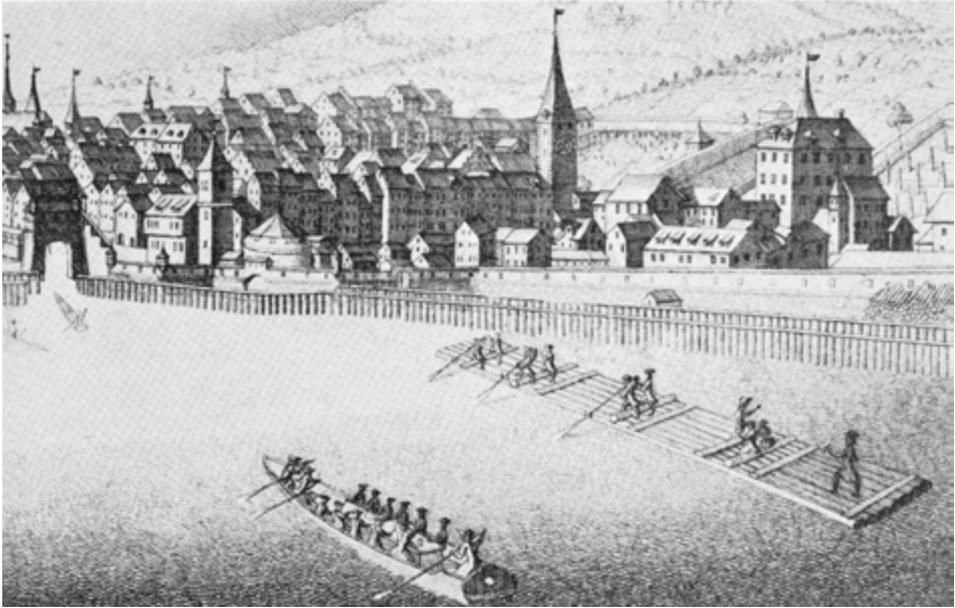


Abb. 2: Floss auf dem Zürichsee vor dem Holzhafen in Zürich. Gezeichnet von J.J. Metzger um 1765, Ausschnitt aus einer Meisterurkunde von Zürich (Zentralbibliothek Zürich, Graphische Sammlung).

tere Formen mit mehreren Lagen von Baumstämmen oder von bearbeitetem Holz, das heisst von Balken und Brettern. Zudem wurden oft mehrere Flosstafeln hintereinander und nebeneinander gekoppelt. Auf ihrer Fahrt trugen die Flösse eine Besatzung von mindestens zwei Mann, die sie steuerten und allenfalls mit Rudern und Stacheln (Schalten, Staken) antrieben. Die vorherrschende Bewegung auf den Flüssen war das Reiten auf der fließenden Welle, also ein Driften mit der Oberflächenströmung talwärts. Ein Treideln bergwärts kam selten vor. Auf den Seen wurden die Flösse gerudert (Abb. 2). Manchmal konnte zur Unterstützung noch ein Mast mit einem Rahsegel gesetzt werden.

Da, wo die Flösserei nur flussabwärts erfolgte und ausschliesslich dem Holztransport galt, stand sie in Konkurrenz zum Triften. Ihre Vorteile gegenüber dieser Transportart lassen sich wie folgt zusammenfassen³:

- Die Flussufer wurden beim Flössen nicht oder höchstens an den Anlegestellen beschädigt und benötigten damit weniger Unterhalt. Am Zielort brauchte es in der Regel keine Abweis- oder Fangrechen.
- Das transportierte Holz erfuhr kaum Beschädigungen und ging nicht verloren. Schweres Holz, wie Eiche und Buche, liess sich mit leichtem Holz oder mit leeren Fässern (Tonnen) einbinden sowie als Oblast befördern. Die Flosstafeln konnten auch aus bearbeitetem Holz bestehen oder solches Holz als Last tragen.
- Die Besitzverhältnisse am Holz waren klarer. Das bei mehreren Triftholz-Lieferanten unerlässliche und mühsame Aussortieren am Ziel entfiel.

Zu den Nachteilen ist zu zählen, dass die Flösse zusammengebunden werden mussten und für ihre Fahrt eine Mannschaft benötigten. Doch waren schon wenig Ar-

beitskräfte in der Lage, ein Floss in ein bis zwei Tagen herzustellen und dann über eine weite Distanz zu befördern. Deshalb gab man auf Flüssen, die Flösse zu tragen vermochten, der Flösserei den Vorzug. In einigen Alpenflüssen betrieb man die Flösserei und das Triften aber auch alternativ, wie beispielsweise im Vorderrhein ab Ilanz, im Hinterrhein ab Thusis und auf einem Stück des Alpenrheins ab Reichenau⁴.

1.2 FLOSSBAU

Die Flösse wurden wie erwähnt aus rohen oder bearbeiteten Holzstämmen zusammengefügt. Wie dieses Holz aus dem Wald oder einer Sägerei an ein Fluss- oder Seeufer transportiert wurde, soll hier nicht behandelt werden. Es gab neben dem Triften auf Seitenbächen noch mehrere andere Möglichkeiten. Hier wird nur auf den eigentlichen Flossbau näher eingegangen. Da der Verfasser für das betrachtete Gebiet keine entsprechenden Beschreibungen gefunden hat, stützt er sich auf solche aus dem süddeutschen Raum⁵. Sie stammen durchwegs aus der Zeit ab Ende des 18. Jahrhunderts, als die Flösserei vor allem dem Holzhandel diente.

Zu Flössen zusammengebunden wurden die Stämme mit sogenannten Wieden. Das waren ursprünglich wohl Weidenruten (Umgangssprache: Wieden). Doch übertrug man diese Bezeichnung auch auf eine Art Seile, die aus andern Hölzern gedreht wurden. In Gebieten, wo Tannen vorherrschten, fertigte man sie aus jungen Weiss- und Rottannen an. Das ergab die zähsten und dauerhaftesten Seile. In andern Gebieten machte man Wieden auch aus Birke, Hainbuche, Esche, Hasel oder Espe, doch waren diese weniger belastbar. Als Rohstoff durften nur grüne Stangen, das heisst beispielsweise frische Stämmchen von Weiss- oder Rottannen verwendet werden, weil sich dürre nicht drehen liessen. Sie wurden entastet und entwipfelt in einen besonderen Backofen gesteckt und mässig erhitzt. Wenn der Saft zu kochen und zu verdunsten begann, ihre Rinde zudem mit leichtem Knall aufsprang und sich etwas verfärbte, wurden sie aus dem Ofen gezogen. Dann wurden sie an ihrem dickeren Ende an einem starken Holzpfahl, dem Wiedstock oder der Wiedsäule, fest verankert und an ihrem dünneren Ende mittels einer eingeschlaufenen Querstange von Hand gedreht (Abb. 3). Das Ergebnis waren sperrige Holzseile von 2 bis 6 m Länge und 1,5 bis 5 cm Stärke, eben die Wieden, die gerollt und getrocknet zum Flossbauer gelangten. Dieser musste sie vor Gebrauch einige Zeit im Wasser einweichen. Wo die Flösserei einem systematischen Holztransport diente,



Abb. 3: Wiedendrehen (Skizze des Verfassers nach einer Foto aus Scheifele 1995).

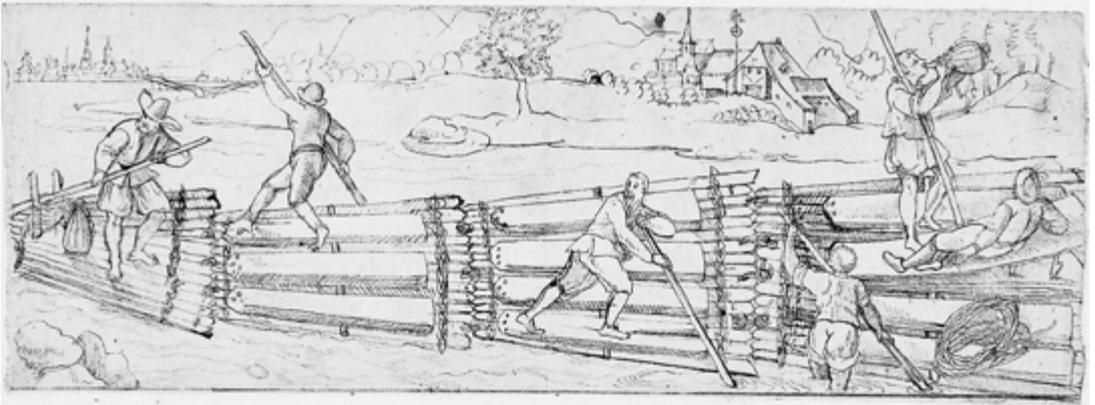


Abb. 4: Flosszug mit Oblast (Bretter) auf dem Oberrhein; rechts eine Rolle mit Wieden, Scheibenriss anonym um 1600, (Staatliche Kunsthalle Karlsruhe XI 384–3).

brauchte es viele Wieden. Dementsprechend erfolgte dort das Wiedendrehen gewerbmässig in kleinen Wiedenhütten.

Das Zusammenbinden der Flösse, das als Einbinden bezeichnet wurde, geschah an der Einbindestatt. Diese lag in einer ruhigen Bucht eines Sees oder eines grösseren Fließgewässers, beziehungsweise an einer künstlichen Ausweitung eines kleineren. Dabei wurde diese Ausweitung manchmal durch ein festes oder provisorisches Stauwehr geschaffen und etwa als Wasserstube bezeichnet. Vorerst wurden die einzelnen Stämme an Land vorbereitet. Das heisst, die Stämme gleicher Länge und Stärke wurden nebeneinander gelegt, an ihren Enden gerundet und erhielten an diesen Enden auch zwei Bohrlöcher. Dann wurden die Stämme ins Wasser gewälzt und aneinander gereiht, indem jeder Stamm an den Nachbarstamm mit Wieden, die durch die Löcher gezogen wurden, verknüpft wurde. Schliesslich entstand so eine Flosstafel, die manchmal durch Aufhölzer, das sind quer und diagonal angebrachte Latten und andere Elemente, versteift wurde. Auch das Aneinander- und Nebeneinanderhängen mehrerer Flosstafeln wurde mit Wieden bewerkstelligt. Diese führten durch zusätzliche Löcher an den Rändern der Tafeln und gewährleisteten dort eine gelenkige Verbindung (Abb. 4). Im 19. Jahrhundert ersetzten schmiedeiserne Schrauben mit Ösen die Löcher; die Wieden aber blieben. Später wurden andere Verbindungsmittel, wie zum Beispiel Eisenklammern, verwendet. Immer blieb man aber bestrebt, die für Nutzholz bestimmten Stämme möglichst wenig zu beschädigen.

1.3 FLOSSTYPEN, FLOSSZÜGE, AUSRÜSTUNG

Beim Aneinanderhängen liessen sich Flosstafeln ungleicher Länge und verschiedener Holzarten kombinieren. Als Regel galt, dass die leichteren Tafeln vor die schweren zu liegen kamen. Abbildungen aus der Zeit zeigen entsprechende Flosszüge mit 10 und mehr Flosstafeln. Die Beherrschung derselben erforderte natürlich viel Geschick. Gefürchtet war der Fall, wo die hinteren Tafeln strömungsbedingt schneller schwammen

als die vorderen, was den Flosszug gleichsam stauchte. Das Ergebnis war ein bogen- oder schlangenförmiger Flosszug, der sich schlecht lenken liess und der schliesslich auseinander brach. Um dem zu begegnen, hielt man auf den hintersten Tafeln Bremseinrichtungen bereit, die bei ihrem Einsatz den Flosszug streckten. Am einfachsten waren Schleppanker aus Reisigbündeln; wirksamer waren Pfähle, die einer grossen Schlittenbremse gleichend, dem Flussgrund entlang kratzten (Schriekpfähle).

Der Flossbau oblag einer eingespielten Arbeitsgruppe von 4 bis 8 Mann. Oft waren es die gleichen Leute, die die von ihnen erstellten Flösse dann auch fuhren. Ihre Arbeitsgeräte (Abb. 5) waren jene von Waldarbeitern, ergänzt durch Flösshaken und Wiedenbohrer (Näpper). Für die Arbeit im Wasser zogen sie lange Flösserstiefel an. Die Länge und die Breite der Flösse richtete sich nach der Bestimmung des Holzes und den Eigenschaften des Fliessgewässers. Hinsichtlich der Bestimmung liessen sich – grob gesehen – drei Typen ausmachen: Die Langholzflösse, die normalen Flösse und die Bretterflösse. Die Langholzflösse bestanden aus starken, langen und unbearbeiteten Nadelholzstämmen. Sie dienten verschiedenen Bauvorhaben. Im Einzugsgebiet des Rheins nannte man die längsten unter ihnen einst Holländerflösse, weil sie oft für den Schiffbau in Holland bestimmt waren. Entsprechend bezeichnete man in den Wäldern auch die gross gewachsenen Tannen etwa als Holländer. Die normalen Flösse waren dagegen aus schwächeren, kürzeren und manchmal schon zu Balken hergerichteten Stämmen zusammengesetzt. Sie gaben das grobe Bauholz ab. Die Bretterflösse, die früher unter anderem auch Die-lenflösse hiessen, enthielten mehrere Schichten von Brettern oder von anderem gesägten

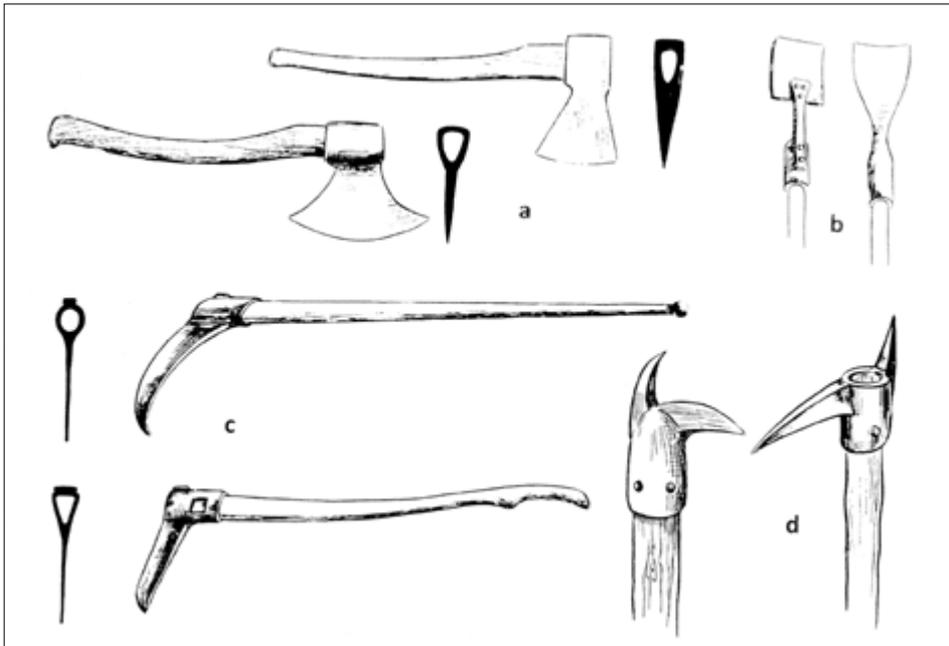


Abb. 5: Werkzeuge von Waldarbeitern und Flössern; a) Äxte, b) Schälseisen, c) Zappi (Zappin), d) Flösshaken mit einem drei bis fünf Meter langen Stiel (aus Hugger und Schaub, 1975)

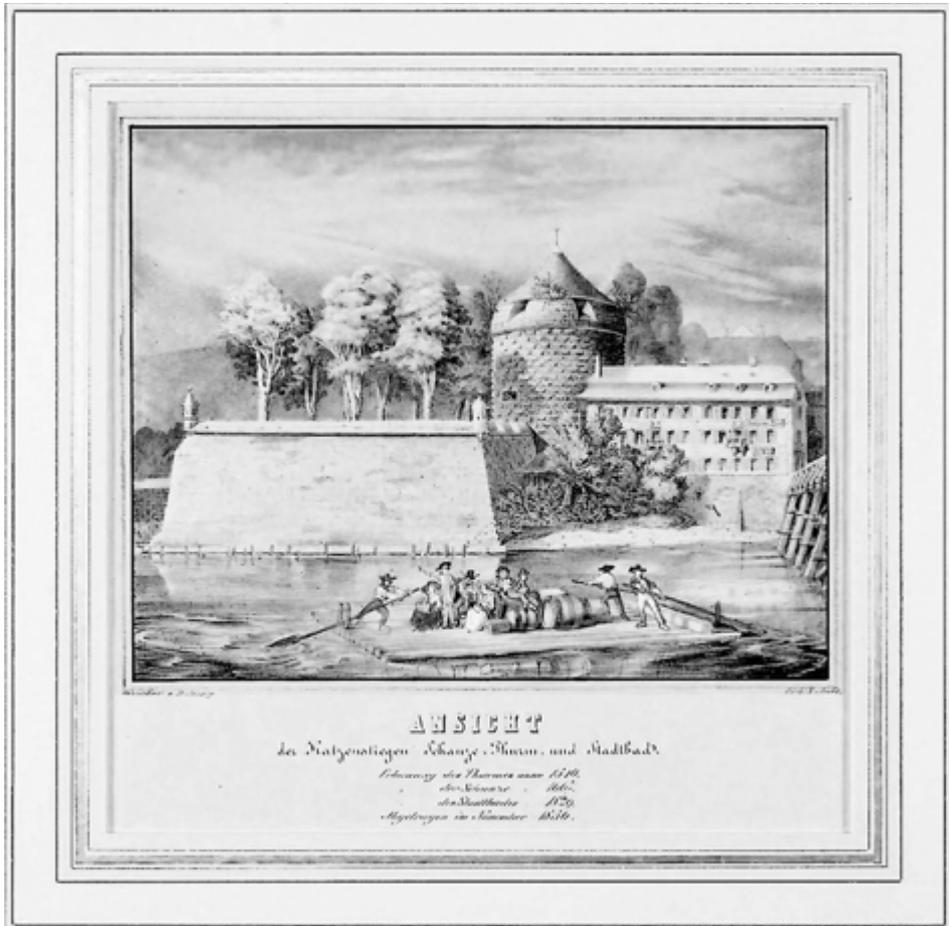


Abb. 6: Floss mit Passagieren und Oblast auf der Aare bei Solothurn. Lithographie von H. Jenny (1824–1892). (Zentralbibliothek Solothurn)

Holz wie Bohlen, Latten usw. für gewerbliche Zwecke. In einem schmalen und reissenden Flossgewässer bestand ein Floss gewöhnlich aus einer einzigen Flosstafel, die sich wesentlich leichter lenken liess als ein Flosszug.

Die Besatzung lenkte das Floss in der Regel mit Rudern, die auf Flüssen meist nicht seitwärts sondern vorn und hinten eingesetzt wurden. Als Auflager und Führung für die Ruder erhielt das Floss entsprechende Böcke und Halter aufgesetzt. Für gewisse Manöver wurden die Flösshaken als Stachel eingesetzt. Bei längeren Fahrten gehörte noch eine wasserdichte Truhe für Proviant und Kleidung, eine Feuerstelle und eine einfache Schutzhütte zur Ausrüstung. Viel persönliches Reisegepäck wurde nicht mitgenommen, weil ein Floss ja ein Einwegschiff war, und die Flösser den Rückweg zu Fuss antreten mussten. Dabei beluden sie sich in erster Linie mit ihren Werkzeugen – vor allem mit Flösshaken, Axt und Bohrer.

Ein Floss konnte auch Passagiere, Vieh und Waren transportieren. Der Oberbegriff für diese zusätzliche Fracht hiess Oblast (Abb. 6). Sie erhöhte die Wirtschaftlichkeit der Fahrt und versteifte – wenn sie etwa aus Schnittholz bestand – die Flosskonstruktion auf willkommene Weise. Dafür stieg der Tiefgang des Flosses. So benötigte ein Langholzfloss mit Oblast etwa eine Wassertiefe von 0,9 m und ein normales Floss eine solche von 0,75 m.

Die Variation der Machart und der Abmessungen der Flösse war früher gross und widerspiegelt sich auch in den lokal unterschiedlichen Flossbezeichnungen. Vereinheitlichungsbestrebungen gab es praktisch nur flussweise. Dort sorgten vor allem die allenfalls zuständigen Zünfte sowie die Inhaber der Gewässerhoheit für eine Reglementierung.

1.4 DAS FLOSS ALS SPEZIELLES SCHIFF

Während man ein einzelnes Triftholz nicht als Schiff bezeichnet, kann man es für ein Floss tun. Tatsächlich gehören die Flösse zu den ältesten Schiffen der Menschheit. Entsprechend dienten sie über viele Zeitalter hinweg dem Transport von Menschen, Vieh und Ware. Erst in der neuesten Zeit wurden sie selbst zur Ware, das heisst zur Holzfracht. Gerade in der Blütezeit der Flösserei – das heisst im 19. Jahrhundert – war der Holzwert der Flösse meist wichtiger als ihre allfällige Oblast.

Es gibt zwischen einem Floss und einem Schiff aber drei wesentliche Unterschiede:

- Eine Flosstafel schwimmt, weil sie aus Holz gefertigt wird, das leichter ist als Wasser. Ihr Auftrieb entspricht der Wasserverdrängung der benetzten Stämme. Demgegenüber ergibt sich der Auftrieb eines Schiffs aus der Wasserverdrängung der Schiffshülle. Diese kann zwar aus Holz bestehen, doch braucht sie nicht leichter zu sein als Wasser. So sind ja auch Schiffshüllen aus Metall möglich.
- Ein Floss lässt sich unterwegs verändern, weil es aus Elementen besteht. Das primäre Element ist der eingebundene Stamm, das sekundäre die Flosstafel. So wird es möglich, dass die Flösser im Oberlauf eines Flusses nur einzelne Flosstafeln fahren, im Mittellauf dann Flosszüge aus aneinander gehängten Flosstafeln und im Unterlauf schliesslich riesige Kombinationen. Diese Anpassung an die Gewässerkapazität erfolgte tatsächlich. Deshalb konnte beispielsweise ein Floss von 9 m Länge und 2,5 m Breite aus der Birs, einem Zufluss des Hochrheins, schliesslich im Niederrhein Bestandteil eines der dort üblichen riesigen Flösse werden. Nach dem Brockhaus-Lexikon von 1838 erreichten diese Flösse Längen von 270 m, Breiten von 30 m und – weil sie aus mehreren Lagen Baumstämmen bestanden – einen Tiefgang bis 2,7 m. Nach andern Quellen waren sie noch grösser.
- Weil ein Floss am Zielort aufgelöst wird, kann es als Einwegschiff bezeichnet werden. Zwar gab es auch hölzerne Flussschiffe, die nur talwärts fuhren und am Zielort nach dem Löschen ihrer Ladung als Brenn- oder Bauholz Verwertung fanden. Das geschah

insbesondere an Flüssen, wo die Bergfahrt mangels Gütern zur Leerfahrt wurde und sich das Treideln als zu aufwendig erwies. In der Regel kehrten die Flussschiffe aber wieder an ihren Ausgangsort zurück und wurden mehrfach eingesetzt.

1.5 MASSNAHMEN AN FLOSSGEWÄSSERN

Ein von der Flösserei benutztes Fliessgewässer musste selbstverständlich eine genügende Wassertiefe aufweisen. Es war aber gerade der Vorzug einfacher, das heisst aus einer einzigen Lage bestehender Flösse, dass sie im Vergleich zu Lastschiffen nur wenig Tiefgang benötigten. Für kleinere Bretterflösse reichten schon 25 cm Wassertiefe, für andere Typen 50 cm⁶. Natürliche Hindernisse waren Blöcke, Kiesbänke, enge Kurven, Stromschnellen. Auf vielbefahrenen Strecken konnte man vereinzelt Blöcke räumen oder sprengen und das Ausmass der Kiesbänke und Kurven allenfalls mit Bühnen beeinflussen. Kleinere Stromschnellen versuchte man in Zeiten günstiger Abflüsse zu durchfahren, was Geschick und Wagemut erforderte; beim Koblenzer Laufen musste man zeitweise gar einheimische Spezialisten beiziehen. Grössere Stromschnellen oder Wasserfälle überwand man mit zwei Methoden: Entweder hielt man die Flösse an, löste sie in Einzelstämme auf, die man der Strömung überliess, und band sie unterhalb des Hindernisses wieder zusammen. Das heisst, man wechselte beim Hindernis kurz von der Flösserei zum Triften und wieder zurück, wie etwa auf dem Hochrhein in Laufenburg. Oder man benützte eine sogenannte Flossgasse (Flosspass, Flosskanal), die eine Umfahrung des Hindernisses gestattete (Abb. 7). Mit der gleichen Methode passierte man auch die Stauanlagen der Mühlen und ab Ende des 19. Jahrhunderts jene der damals aufkommenden Kraftwerke.



Abb. 7: Flossgasse im Wehr unterhalb der Dornachbrücke über die Birs. Zeichnung von A. Winterlin um 1860 (Kunstmuseum Basel, Kupferstichkabinett, Foto M. Bühler)



Abb. 8: Bretterfloss bei der Durchfahrt durch eine Flossgasse in den Vogesen. Die aufgezo- gene Schütze gibt die Schussrinne frei; der vordere Flösser sucht das Eintauchen des Flosskopfs ins Unterwasser zu verhindern. Zeichnung Th. Schuler 1857 (aus Michiels und Schuler, 1978)

Eine Flossgasse bestand im wesentlichen aus einer Rutsche, die vom Ober- ins Unterwasser einer Stromschnelle, eines Wasserfalls oder eines Stauwehrs führte und bei Gebrauch mit Wasser beschickt wurde. Normalerweise war sie am Einlauf mit einer Schütze verschlossen, die erst gezogen wurde, wenn sich ein Floss näherte. Lange Flossgassen wiesen als seitliche Begrenzung und als Leitwerke Wände auf und bildeten damit eine Schussrinne. In der Literatur werden für neuere Ausführungen Gefälle bis 4 % angegeben. Einige ältere Bilder deuten jedoch an, dass frühere Anlagen steiler gewesen sein dürften. Dann war die Rutschfahrt erst recht eine ruppige und gefährliche Angelegenheit (Abb. 8). Die Oblast musste jedenfalls festgezurt werden; die allfälligen Passagiere gingen wohl vorher an Land und stiegen erst im Unterwasser wieder zu. Bei niedrigen Stauwehren waren die Flossgassen jedoch nur kurz und glichen einer Wehröffnung mit flachem Wehrrücken. Sie waren entsprechend leichter zu durchfahren. Weitere feste künstliche Hindernisse bildeten Anlegestellen, Schiffmühlen, Waschschiffe, Fischfachen und Brückenpfeiler, die umfahren werden mussten. In schiffbaren Fließgewässern galt es auch noch, den Fähren und Treidelzügen auszuweichen.



Abb. 9: Floss mit Vieh auf der Emme bei Lützelflüh, Bild von J. W. Kleemann, Ausschnitt, 1780 (Regionalmuseum Langnau i. E.)

1.6 SAISONALE EINFLÜSSE, SCHWALLBETRIEB

In kleinen Flüssen war die Flösserei in Niederwasserzeiten nicht möglich. Diese Einschränkung betraf die meisten Alpen- und Voralpenflüsse. Nur die langdauernde Schneeschmelze im Frühjahr und Sommer erlaubte dort eine nachhaltige Flösserei. Das widerspiegelt sich etwa in einigen Versen des in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstandenen Emmentalerlieds. Von der Umgangs- in die Schriftsprache übertragen heisst es dort für die in die Aare fliessende Emme (Abb. 9):

Stämme und Bretter führen die Flösser
auf der Emme Basel zu;
wird im Frühjahr das Wasser grösser,
gibt's beim Flössen keine Ruh'!

Anderswo hat man verschiedentlich niedrige Abflüsse durch einen Schwallbetrieb intermittierend erhöht. Das heisst, man hat im Oberlauf Stauhaltungen gebaut, um die Wasserführung kurzzeitig mit Speicherwasser anreichern zu können. Es scheint aber, dass diese Massnahme im hier betrachteten Gebiet nur für das Triften in den Wildbächen mit den dafür erstellten Trifftklausen ergriffen wurde, nicht aber für die Flösserei. Als Ausnahme sei immerhin die rund 30 km lange Aarestrecke zwischen Thun und Bern erwähnt, wo die Wehre am Ausfluss des Thunersees, entsprechend reguliert, einen Schwallbetrieb ermöglichten.

Diese Wehre in Thun, die sogenannten Staats-schleusen, waren 1726 im Nachgang zur Umleitung der Kander in den Thunersee und an Stelle alter Mühlenschwellen gebaut und dann mehrfach erneuert worden. Ihre Regulierung hatte unter anderem auf die Schifffahrt im Unterwasser Rücksicht zu nehmen. Sozusagen eine Momentaufnahme im Februar 1865 lieferte Lauterburg⁷. Er stellte nämlich aufgrund von Messungen

den zeitlichen Verlauf der Thunerseestände in Scherzligen jenen der Aarestände an der Nydeggbücke in Bern gegenüber. Daraus ist zu entnehmen, dass der Thunersee bei Niederwasser in der Aare – also vornehmlich in den Monaten Dezember bis März – jeweils an zwei Tagen pro Woche um 0,15 m abgesenkt wurde, um den Aarespiegel bis Bern um rund 1 m anzuheben (Abb. 10). Auf diese Weise wurde damals die Fahrwassertiefe für die Flösserei und die Schifffahrt tagsüber kräftig erhöht. Vielleicht waren die erwähnten zwei Tage auf Markttag in Bern abgestimmt. Jedenfalls konnten die Flösse an diesen Tagen flussabwärts fahren, und die Schiffe flussab- und flussaufwärts.



Abb. 10: Schwallbetrieb auf der Aare Thun – Bern; oben der Pegel des regulierten Thunersees, unten der resultierende Pegel der Aare in Bern. Aufzeichnung in Fuss von R. Lauterburg im Februar 1865

2. DIE FLÖSSEREI AUF DEM ALPENRHEIN

2.1 ABFLUSSVERHÄLTNISSE, ZIELORTE

Das Augenmerk liegt hier auf dem Rhein von Reichenau bis zum Bodensee, das heisst auf dem Alpenrhein. Es geht – wie schon betont – mehr um die technischen Aspekte. Die rechtlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Flösserei wurden bereits von anderen kompetent erläutert⁸.

In Reichenau vereinigen sich der Vorderrhein und der Hinterrhein zum Alpenrhein (Abb. 11). Dieser fliesst von dort über 90 km zum Bodensee. Vor seiner Korrektur und insbesondere vor der Vollendung des Fussacher Durchstichs 1900 und des Diepoldsauer Durchstichs 1923 war er gut 10 km länger. Unterhalb von Reichenau weist er heute im langjährigen Durchschnitt einen Jahresabfluss von 120 m³/s auf und über die «Schmelzwasser-Monate» Mai bis August einen solchen von 190 m³/s. Infolge der verschiedenen

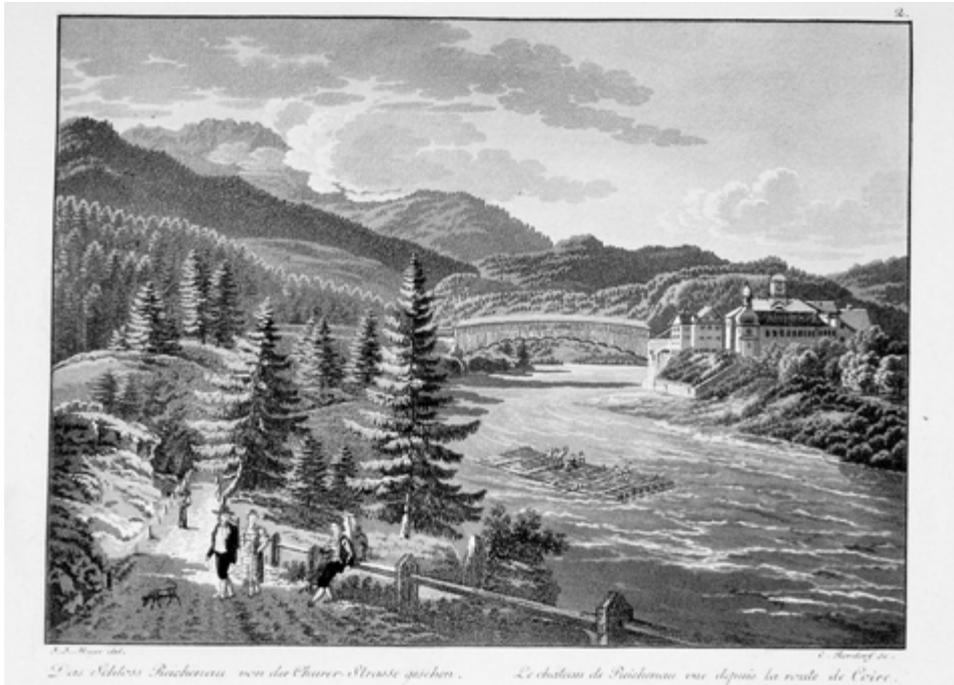


Abb. 11: Floss mit Passagieren auf dem Alpenrhein unterhalb von Schloss Reichenau. Aquatinta von J. J. Meyer, 1. Hälfte 19. Jahrhundert (Rätisches Museum, Chur)

Zuflüsse – von denen die rechtsufrigen Plessur, Landquart und Ill am bedeutendsten sind – steigen diese Werte bis zum Bodensee auf das Doppelte.

Offenbar fuhren auf dem Vorderrhein ab Ilanz und auf dem Hinterrhein ab Thusis seinerzeit nur ausnahmsweise Flösse. Solche wurden erst auf dem Alpenrhein ab Reichenau regelmässig erstellt und eingesetzt. Das entsprechende Holz wurde bis dort über den Vorder- und den Hinterrhein sowie über die erwähnten Zuflüsse getriftet. An gewissen Orten kamen wohl auch andere Beförderungsarten zum Tragen. Die ersten Hinweise auf die Alpenrhein-Flösserei finden sich in Urkunden ab dem 9. Jahrhundert. Sie belegen, dass diese Flösserei sehr früh schon sowohl dem Warentransport wie dem Holzexport in den Bodenseeraum und in den Raum Zürich und schliesslich weit darüber hinaus diente. Dabei erforderte der Weg nach Zürich den Umlad der Fracht in Ragaz auf Karren, die nach Walenstadt fuhren, wo der Anschluss an die Linthschiffahrt und damit an die Zürichseeschiffahrt möglich war. Ausser diesem Hauptverkehr gab es als Nebenverkehr noch den Warentransport vom Raum Zürich in den Bodenseeraum. Er fand von Walenstadt über Sargans nach Trübbach auf der Strasse statt und von da an auf dem Alpenrhein.

Die Abmessungen der Flösse blieben über die Jahrhunderte sicher nicht gleich. Herold erwähnt, dass die Flösse in der Regel aus Baumstämmen bis 9 m Länge bestanden und bis 6 m breit waren. Bei der Verwendung kürzerer Stämme seien jeweils zwei Flosstafeln aneinander gehängt worden. Weiter flussabwärts hat man offenbar noch

längere Flosszüge eingesetzt (Abb. 12). Die Fahrt von Reichenau oder Ems bis nach Rheineck, wo der Rhein vor 1900 in den Bodensee ausmündete, dauerte unter günstigen Umständen zwei Tage. Übernachtet wurde meist in Trübbach, das eine grössere Landebucht besass und der wichtigste Umschlagsplatz unterwegs war.

Das Flossholz gelangte zum grössten Teil nach Rheineck (Abb. 13) und dessen Umgebung. Dort wurden die Flösse aufgelöst und die Baustämme teils in Sägereien verarbeitet, teils unbearbeitet über den Bodensee nach anderen Bestimmungsorten transportiert. Ein kleiner Teil wurde schon oberhalb von Rheineck an Interessenten verteilt. Ein Dokument im Stadtarchiv Rheineck nennt zwischen 1704 und 1715 jährliche Flosszufahrten von 300 bis 800 Stück⁹. Einen weiteren Anhaltspunkt über die

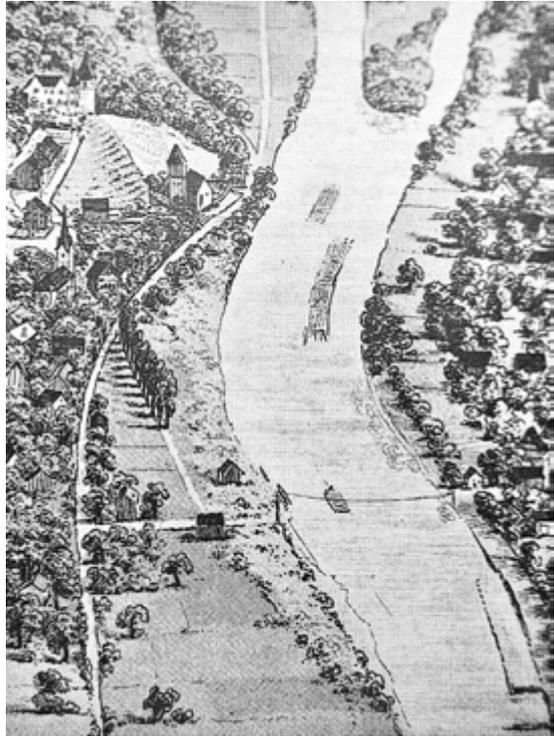


Abb. 12: Zwei Flösse auf dem Alpenrhein bei St. Margrethen (linksufrig) und Höchst (rechtsufrig). Panorama vom Bodensee, von A. Brandmayer, 1846 (Vorarlberg Museum, Kt. 333)

Mengen im 18. Jahrhundert liefert eine Notiz vom 29. März 1743: Damals lagen in Rheineck 300 Flösse zu 18 Bäumen, total also 5400 Stämme an der Lände¹⁰.

2.2 BEISPIELE VON OBLAST UND FAHRGÄSTEN

Die Oblast der Flösse bestand aus Waren, die teils aus dem Einzugsgebiet des Alpenrheins und – wie erwähnt – aus dem Raum Zürich stammten oder von Italien über die Bündnerpässe nach Norden unterwegs waren. Zu den letzteren gehörten neben Wein und Südfrüchten auch Korn und Reis, beides vor allem in Zeiten der Getreideknappheit in der Ostschweiz und in Süddeutschland. Um verderbliche Waren vor Spritzwasser zu schützen, packte man sie oft in Fässer. Es finden sich in den Chroniken aber verschiedene Klagen von Spediteuren über Wasserschäden, die auftraten, weil die Flosstafeln zu tief im Wasser lagen und zeitweise überspült wurden. Die eine Ursache lag ganz einfach im Überladen der Flösse; die andere ergab sich aus einer Schwächung derselben; wenn nämlich ein Flösser unterwegs Kunden mit einem oder mehreren Stämmen bedienen wollte, schnitt er diese links und rechts von seinem Floss ab, das dadurch an Tragkraft verlor. Es ist klar, dass man solche Wasserschäden durch behördliche Vorschriften und Vertragsbestimmungen auszuschliessen suchte¹¹.

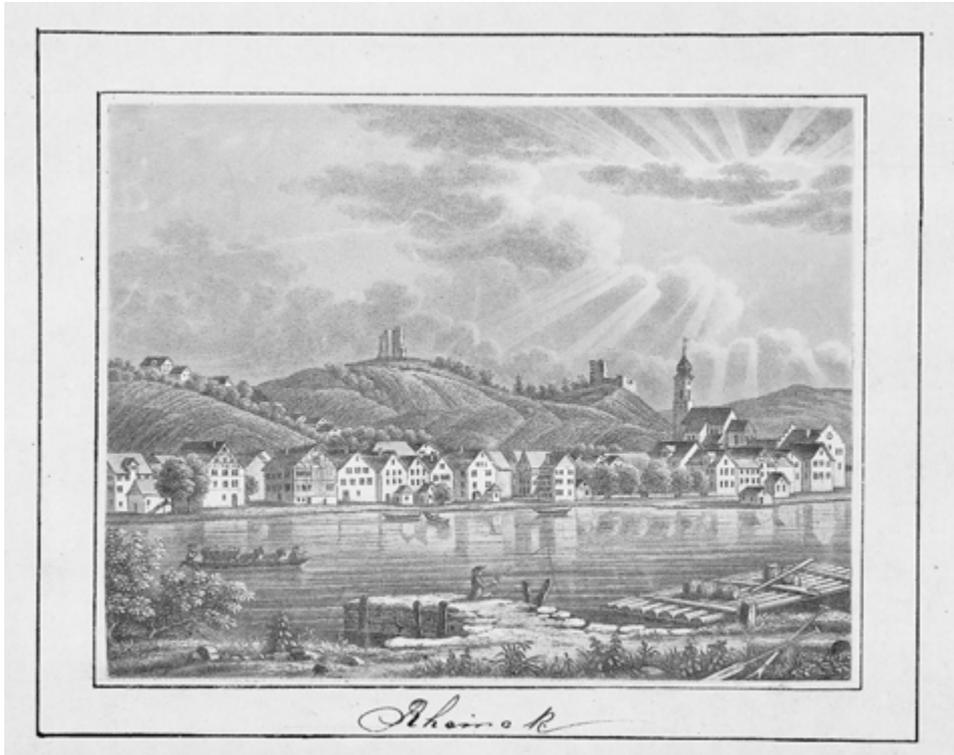


Abb. 13: Rheineck am unteren Ende des Alpenrheins; Umschlag der Güter für die Verarbeitung oder den Weitertransport auf dem Bodensee (Staatsarchiv St. Gallen, ZMH 059–005)

Die Flösserei auf dem Alpenrhein galt als risikoreich. Das Fahrwasser erfuhr auf den vielen verzweigten Strecken ständig Änderungen. Es brauchte viel Erfahrung, um nicht in zu engen Flussarmen stecken oder an Kiesbänken hängen zu bleiben. Als besonders gefährlich wurde die Strecke gegenüber von Sargans entlang des Fläschbergs und insbesondere an dessen Ende, dem felsigen Ellhorn, eingestuft. Ein einheimischer Schriftsteller bezeichnete das Ellhorn deswegen kühn als Loreleifelsen des St. Galler Oberlands¹². Ausser Gütern wurden auf den Flössen auch Reisende mitgenommen. Um 1800 fuhren in Chur beispielsweise regelmässig jeden Dienstag und Donnerstag am Mittag Flösse ab, die Reisenden zur Verfügung standen. Über diese Personen wird aber nur ausnahmsweise berichtet. So wird ein Kontingent von angehenden Bündner-Söldnern erwähnt, die 1775 von Holland angeworben sich mit einem Floss auf den Weg rheinabwärts machten¹³. Dabei zerschellte ihr Floss an den vorstehenden Felsen des Ellhorns, und die jungen Männer ertranken. Ein anderes auffälliges Ereignis war 1804 die Auswanderung von 77 Personen aus Malans nach der Krim und die Benützung eben solcher Flösse. Bekannt ist auch die 1798 erfolgte Flucht des Naturforschers und Schriftstellers Heinrich Zschokke (1771–1848) auf einem Floss. Er war damals Leiter und Mitbesitzer eines Internats auf Schloss Reichenau und vermochte sich – weil er in Graubünden vorübergehend auf die »falsche« politische Seite geriet –



Abb. 14: Rettungsfloss beim Alpenrhein-Hochwasser von 1868.
 »Nach der Natur aufgenommen« von E. Rittmeyer (aus Kaiser 1990)

offenbar nur auf dem Wasserweg einer Verhaftung oder gar Ermordung zu entziehen. Sein Ziel war Ragaz, wo er bündnerisches Territorium verlassen und sich damit in Sicherheit bringen konnte¹⁴.

Manchmal wurde das Rheintal vom hochgehenden Rhein und seinen Seitenbächen überflutet. Davon betroffen waren vor allem die im Schwemmland stehenden Bauerndörfer. Viel Schaden richtete das Hochwasser vom Herbst 1868 an. Abb. 14 zeigt ein Rettungsfloss, das wohl improvisiert wurde, vielleicht aber auch vorsorglich bereit stand.

2.3 SCHUTZBESTREBUNGEN FÜR DIE WÄLDER, LIBERALISIERUNG DES HOLZEXPORTS

Spätestens im 18. Jahrhundert wurde man im Einzugsgebiet des Alpenrheins gewahr, dass der Holzexport die Wälder lichtetete und letztlich die Eigenversorgung gefährdete. Man traf verschiedene Massnahmen, um einen geordneten Holzschlag zu gewährleisten. Doch standen die Zeiten eines kommerzialisierten und weit grösseren Holzexports und damit einer blühenden Flösserei noch bevor. Sie setzten etwa 1830 ein, als sich bedeutende Firmen des Holzhandels annahmen. Das grösste bündnerische Exportunternehmen wurde damals die aus Besançon stammende, französische Gesellschaft von Victor Bourgeois und Cie. in Reichenau. Sie fing das dort anfallende Triftholz mit grossen Rechen auf, bearbeitete es in einem gut ausgerüsteten Sägewerk und band es zu Flössen zusammen. Diese hatten eine Länge von 18 m und eine Breite von

3,6 m vorn und 4,8 m hinten. Von da an schwammen von Reichenau aus im Mittel etwa 400 Flösse jährlich zum Bodensee. Dann gelangte das Holz über den Hochrhein bis in den Oberrhein und schliesslich durch den 1833 fertiggestellten Rhein-Rhone-Kanal bis nach Lyon. Neben Victor Bourgeois und Cie. gab es aber noch weitere Firmen, die sehr viel Holz nach anderen Destinationen lieferten. Im Jahr 1847 sollen 200 000 Stämme an Ragaz vorbeigefahren sein ¹⁵, was mehreren Tausende Flössen entspräche. Diese Zeiten nahmen in den 1870er Jahren aber ein Ende, weil die Gesetze für die Waldnutzung verschärft wurden und die im Rheintal ab 1858 aufkommende Eisenbahn einerseits die Verbreitung der Steinkohle als alternativen Brennstoff zu Holz ermöglichte, andererseits den Transport von Bauholz übernahm. Bereits 1876 wurden an den Bahnstationen von Chur bis Maienfeld 90% des exportierten Holzes auf Bahnwagen verladen.

3. DIE FLÖSSEREI AUF DEM HOCHRHEIN UND AUF DER UNTEREN AARE

3.1 ABFLUSSVERHÄLTNISSE

Der Hochrhein erstreckt sich vom Ausfluss des Bodensees bis nach Basel. Je nachdem wird als Anfangspunkt Konstanz oder Stein bezeichnet. Hier wird vor allem die Teilstrecke vom Rheinfall an abwärts zusammen mit dem unteren Aarelauf gewürdigt. Im langjährigen Durchschnitt lassen sich dort an den heutigen Messstationen folgende Abflusswerte ermitteln (gerundet): Rhein bei Neuhausen 370 m³/s, Rhein bei Reckingen 440 m³/s, Aare bei Stilli 560 m³/s, Rhein bei Rheinfelden 1040 m³/s, Rhein bei Basel 1050 m³/s.

Bei der Aaremündung in Koblenz führt die Aare im Schnitt rund 25% mehr Wasser als der dortige Hochrhein. Die anderen Zuflüsse des Hochrheins – wie rechtsufrig die Wutach, die Alb und linksufrig die Thur, die Töss, die Glatt, die Ergolz, die Birs – sind deutlich kleiner. Günstig für die Wasserfahrzeuge ist der Umstand, dass der Hochrhein wegen des Bodensees sowie die Aare wegen der schweizerischen Alpenrandseen verhältnismässig ausgeglichene Abflüsse aufweisen.

3.2 DIE INTENSIVIERUNG DES FERNHANDELS

Die Flösserei auf dem Hochrhein und der unteren Aare wurde schon von verschiedenen Autoren kompetent behandelt ¹⁶. Die folgenden Ausführungen halten sich insbesondere an Brogle. Bezüglich der Intensität des Verkehrs lassen sich die gleichen beiden Perioden voneinander unterscheiden wie am Alpenrhein: In der ersten Periode diente die Flösserei neben dem Waren- und Personenverkehr vorwiegend der Holzversorgung der Städte am Hochrhein selber und vor allem von Basel. Das Holz konnte den angrenzenden Waldungen im Fricktal und im südlichen Schwarzwald entnommen werden. Der Fernhandel bildete noch die Ausnahme. Eine solche schildert der Chronist Sebastian

Münster 1550, indem er auf den Export der seiner Ansicht nach schönsten Bäume Europas aus dem Boowald bei Zofingen mit Längen bis zu »130 Schuh« über die Aare und den Rhein hinweist: »Es kommen Genuesen aus Ligurien und kaufen diese Bäume, flössen sie den Rhein hinunter bis ans Meer. Dann schleifen sie die Stämme um Spanien herum, bringen sie durch das Mittelmeer bis nach Genua und verfertigen aus ihnen Mastbäume für ihre Schiffe«.

Ein umfangreicher Fernhandel mit Holz kam erst Ende des 18. Jahrhunderts auf, als im Rheingebiet unterhalb von Basel ein Holzmangel entstand. Das heisst, der wachsende Bedarf der Städte am Ober-, Mittel- und Niederrhein sowie in Holland liess sich aus den Waldungen des nördlichen Schwarzwaldes, der Vogesen und nördlich liegender Gebiete nicht mehr decken. Das führte bei der Hochrheinflösserei zu einem gewaltigen Aufschwung, der im 19. Jahrhundert noch durch einen Bedarf von ganz Frankreich gesteigert wurde. Wie schon erwähnt, liess sich mit der Fertigstellung des Rhein-Rhone-Kanals 1833 Flossholz aus dem Hochrheingebiet gar bis Südfrankreich schleusen. Und der 1853 eröffnete Rhein-Marne-Kanal erschloss noch weitere Regionen Frankreichs. Damit dehnte sich das Einzugsgebiet der Hochrhein-Flösserei erst recht bis in die Waldungen der Innerschweiz, der Kantone Bern, Freiburg und Graubünden sowie in jene des südlichen Schwarzwalds aus. Mit der Liberalisierung, die von der französischen Revolution ausging, fielen auch die meisten verkehrshindernden Privilegien und Ordnungen dahin. So konnten sich ab 1830 neben den einheimischen Holzhändlern auch ausländische Holzhandelsgesellschaften in den entsprechenden Holzmarkt mit seinen Transporten einschalten. Die Flösserei als Gewerbe wechselte freilich nicht so schnell die Hand. Die Zünfte der Laufenknechte und der Rheingenossen wussten sich ihre alten Rechte zu wahren. Die ersteren blieben für den Durchgang des Flossholzes im Laufener Lauf zuständig, die letzteren für die Durchfahrt der Flösse von Laufenburg bis Basel. Daneben gab es im Einzugsgebiet viele alte Flösserfamilien, die an ihrem Gewerbe aus Tradition festhielten.

3.3 VOM RHEINFALL BIS KOBLENZ

Auf der 55 km langen Hochrheinstrecke vom Rheinfall zur Aaremündung war der Flossverkehr lange Zeit gering. Erst als ab 1830 der Holz-Fernhandel auch Graubünden erfasste, setzte eine Belebung ein. Die vom Alpenrhein über den Bodensee in die obere Hochrheinstrecke gelangenden Baumstämme liessen sich weder gebunden noch ungebunden über die Stromschnellen in Schaffhausen und insbesondere über den Rheinfall weiterleiten. Im rund 25 m hohen, felsigen Fall mit dem ebenso tiefen Kolkloch am Fuss hätte es zu viele Verluste durch Beschädigungen und Sinkholz gegeben. Deshalb mussten die Flösse am sogenannten Steckenplatz (oder Steckliplatz) in Schaffhausen aufgelöst und das Flossholz samt Oblast auf Fuhrwerken nach Wörth (Neuhausen) im Unterwasser des Falls gekarrt werden. Dort band man das Flossholz zu neuen Flössen zusammen und setzte den Transport auf dem Hochrhein fort (Abb. 15).

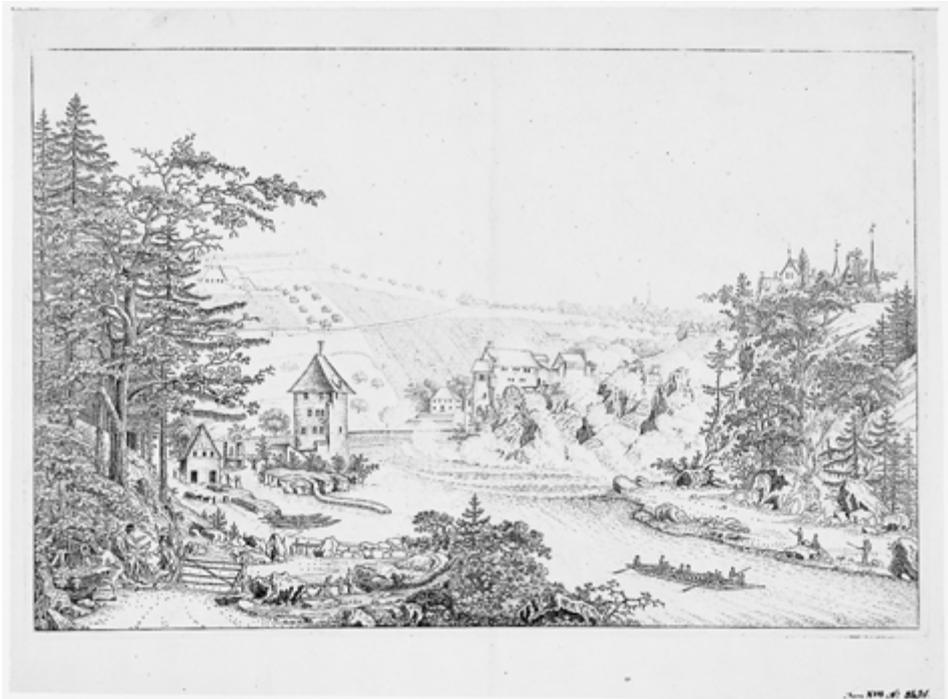


Abb. 15: Floss mit Passagieren und Oblast auf dem Hochrhein unterhalb des Rheinfalls. Radierung von J. J. Aschmann um 1780. (Zentralbibliothek Zürich, Graphische Sammlung)

Das nächste Hindernis war der Koblenzer Laufen, etwa 3 km oberhalb der Aare-mündung. Diese Stromschnelle erstreckt sich über eine Länge von 450 m und besitzt zwei Rinnen, die befahrbar sind. Für die Flösser galt es, diese Rinnen zu finden und sicher zu bewältigen. Zeitweise war es Vorschrift oder Vereinbarung, dort den Koblenzer Stüdelern, das heisst ortsansässigen Schiffern, die Flossführung zu überlassen.

3.4 EIN SEITENBLICK AUF DIE UNTERE AARE

Bedeutender war und blieb aber der Flossverkehr auf der unteren Aare. Die besondere Lage des Dorfes Stilli an der Aare – unterhalb ihres Zusammenflusses mit der Reuss und der Limmat und etwa 12 km oberhalb ihrer Mündung in den Rhein – gab den dortigen Flössern offensichtlich eine gewisse Vorzugsstellung. Gewöhnlich waren die Fahrstrecken genau unterteilt. So flössten die Aarburger bis Obergösgen, die Obergösger bis Stilli, die Stiller bis Laufenburg usw. Doch übernahmen die Stiller gewisse Fahrten schon ab Aarburg, holten in Zürich auf der Limmat gebundenes Sihlholz, oder begaben sich bis nach Hergiswil am Vierwaldstättersee, um dort Unterwaldner Tannen abzuführen. Dazu koppelten sie auf dem See zunächst bis zu 7 Flosstafeln zusammen und ruderten damit bis nach Luzern. Dann setzten sie die Fahrt mit den einzelnen Flosstafeln auf der Reuss fort. Von Luzern bis Stilli benötigten sie einen Tag, von dort nach Laufenburg einen halben. Der Rückweg zu Fuss nach Stilli erfolgte nicht dem Flussufer entlang, sondern auf

einem direkteren Flösserweg über Mettau, Wil, Hottwil, Villigen – eine 20 km lange Strecke, die heute als Wander- und Erlebnisweg der Flössereigeschichte gewidmet ist.

Eine von den Flössern gefürchtete Stelle war die kurze Aare-Schlucht bei Brugg. »Es konnte vorkommen«, berichtete ein alter Stiller, »dass ein Floss auf die Felsen stiess, dann quer sich in die Aare stellte, und die nachfolgenden Flösse mit voller Wucht auf das gestrandete Floss auffuhren. Solcher Wirrwarr war nur durch Zerhauen der Bänder zu lösen, was nur mit gewaltiger Anstrengung möglich war«¹⁷.

3.5 VON KOBLENZ BIS LAUFENBURG

Auf der 18 km langen Hochrheinstrecke von der Aaremündung bis Laufenburg gab es keine besonderen Probleme. In Laufenburg folgte aber der gefährliche Laufen, der seit 1914 vom Rheinkraftwerk Laufenburg überstaut und heute deshalb nur noch zu erahnen ist. In einer 1851 durchgeführten technischen Untersuchung wird er wie folgt charakterisiert: »Von der Rheinbrücke in Laufenburg ist der Strom wegen der Heftigkeit seines zwischen zackigsten Felsen sich durchwindenden Falles (Laufen) nicht mehr schiffbar und keine fahrbare Wasserstrasse. Der Strom wird gleich unterhalb auf das rechte Ufer gedrückt, gleich darauf durch Anprallen an die bis über die Hälfte des Flussbettes hinüberragenden Felsen auf das linke Ufer geworfen, worauf er seinen Lauf in einem schmalen Bett, die sogenannte Enge, auf einer Strecke von ungefähr 1000 Schritten mit einer reissenden Schnelligkeit fortsetzt, bis sich bei Rhina das Flussbett erweitert«¹⁷.



Abb. 16: Trift (aufgelöste Flösse) auf dem Hochrhein in Laufenburg. Oelbild, unbekannter Maler um 1830 (Museum Schiff Laufenburg)

Die Flösse mussten deshalb oberhalb des Laufens und damit oberhalb der Stadt Laufenburg am linken Ufer anhalten. Dort wurden sie in ihre einzelnen Stämme aufgelöst, die der Strömung überlassen wurden (Abb. 16). Unterhalb der Stromschnellen fing man die Stämme wieder ein und band sie zu neuen Flößen zusammen. Dabei war das Auffangen, das grosse Geschicklichkeit und Kenntnisse der Strömung voraussetzte, ausschliesslich Sache der Laufenknechte. Diese gehörten der ortsansässigen Schifferzunft an.

Die erste Laufenknechtordnung stammt von 1441 und hält die Monopolstellung der Laufenknechte für das Durchlassen sowohl des Flossholzes als auch der Schiffe im Laufen fest. Solange die Flösserei in kleinerem Rahmen betrieben wurde, bewährte sich das auch. Als ab 1830 dann der geschilderte Holz-Fernhandel einsetzte und die Flösserei aufblühte, gab es zwischen den Holzhändlern und den Laufenknechten verschiedene Auseinandersetzungen. Dazu kamen noch Spannungen zwischen der Flösserei und der Fischerei, die sich vom Flossbetrieb geschädigt fühlte. In technischer Hinsicht von Interesse ist die Forderung der Holzhändler, den Laufen durch Sprengungen durchgängiger zu gestalten oder mit einem Flosskanal zu umgehen. Die Sprengungen sollten die Holzverluste vermindern, die sich durch die Zertrümmerung eines Teils der triftenden Baumstämme ergaben. Der Flosskanal hätte überdies die Auflösung der Flösse oberhalb und das langwierigere Zusammenbinden unterhalb hinfällig gemacht. Laufenburg, das 1803 kraft der napoleonischen Grenzziehung längs des Hochrheins in die beiden Städte Laufenburg Baden und Laufenburg Schweiz zerfiel, sträubte sich aber dagegen. Erst als sich in den 1860er Jahren der Niedergang der Hochrheinflösserei abzeichnete, übernahmen die Schiffsmeister von Laufenburg zumindest die Idee der Sprengungen, so dass sie die Beseitigung von zwei besonders störenden Felsköpfen beantragten. Auch der Flosskanal wurde wieder aktuell, und 1873 trieb man gar das Projekt einer Pferdeisenbahn voran, mit der pro Jahr bis zu 1000 Flösse von ihrer Landestelle über 2,5 km ins Unterwasser des Laufens umgesetzt worden wären. Verwirklicht wurde aber nichts, denn in den 1870er Jahren war die grosse Zeit der Hochrheinflösserei bereits vorbei⁸.

3.6 VON LAUFENBURG BIS BASEL

Von Laufenburg bis Basel erstreckt sich der Hochrhein über 46 km. Dort waren die sogenannten Rheingenossen für die Schifffahrt und die Flösserei zuständig. Sie rekrutierten sich aus den angrenzenden Städten und Dörfern. Auch sie vermochten ihre Monopolstellung bis ins 19. Jahrhundert aufrecht zu erhalten. Die Beschaffenheit des Fahrwassers wurde 1864 wie folgt charakterisiert: »Von Säckingen (Abb. 17) bis Brennet beschreibt der Fluss einen grossen Bogen mit starkem Gefälle. Zwischen den beiden Wallbach zieht sich bei der Rothen Fluh eine gegen 600 Fuss lange Felsbank quer durch das Bett. Zwischen Niederschwörstadt und Beuggen befindet sich das Gewild, auch Obergewild genannt, gebildet aus Felsbänken, die auf eine Viertelstunde den Rhein bedecken und in geringer Tiefe unter dem Wasserspiegel, diesen vielfach überragend,



Abb. 17: Sechsteiliger Flosszug auf dem Hochrhein bei Säckingen, Lithographie von E. Kaufmann um 1860 (Fricktaler Museum, Rheinfelden)
 »Wohlbemannet schwamm ein Tannfloss schlangengleich stromab gen Basel«
 (Zitat aus dem Trompeter von Säckingen von J. V. Scheffel, 1853)

liegen. Zwischen und durch diese Felsen ziehen kaum 10 bis 12 Fuss breite, vom Wasser gebildete und sich stark windende Kanäle, durch welche bei niederem Wasser Flösse und Schiffe gesteuert werden. Unweit Beuggen beginnt beim schwarzen Stein das Untergewild, das wie das obere beschaffen ist, und das ganze Strombett einnehmend, bis unterhalb der Rheinbrücke sich erstreckt; dessen für die Schifffahrt gefährlichste Stelle ist der sogenannte Höllhaken, an welchem früher mehrere Schiffbrüche vorkamen. Von Rheinfelden (Abb. 18) bis Basel bietet das Fahrwasser keine weiteren – diesen gleichenden – Hindernisse mehr¹⁹.

Bis in die 1820er Jahre stammten etwa gleich viele Flösse aus dem Schwarzwald wie aus schweizerischen Waldungen. Von da an nahm der Anteil aus der Schweiz zu. Von den über 20 000 Flössen, die 1852–1859 unterhalb des Laufens von Laufenburg zusammengebunden wurden, kamen gegen 90% aus der Schweiz. Das Verkehrsaufkommen fasst Baumann wie folgt zusammen ²⁰: »Die Rheingenossen führten zwischen 1823 und 1835 jährlich 500 bis 600 Flösse, bis 1841 stieg ihre Zahl auf über 2000, bis 1847 sogar auf 2500. In den 1850er Jahren erreichten sie Rekordwerte: 1856 waren es 4251!« Dann ging die Flösserei zurück. Die Gründe dafür wurden ja bereits mehrfach angedeutet. Folgt man im Einzelnen wiederum Baumann, verlief die Entwicklung ziemlich stetig: «Nach 1856, dem Jahr der Eröffnung der badischen Bahnlinie Waldshut – Basel, nahm die Zahl der Flösse allmählich ab. Zehn Jahre später waren es nur noch 1000. Eine schweizerisch-badische Kommission berichtet 1876, vor drei Jahren habe das letzte Floss die Strecke Neuhausen – Koblenz passiert. Der Verkehr von der Aare und vom Schwarzwald her



Abb. 18: Flosszug mit Schutzhütte auf dem Hochrhein unterhalb von Rheinfelden. Lithographie um 1866 (Fricktaler Museum, Rheinfelden)



Abb. 19: Flöße auf dem Rhein an der Anlegestelle in Kleinbasel sowie Flossholz am Ufer. Panorama von Basel, nach A. Winterlin. Ausschnitt, 1865 (Staatsarchiv Basel-Stadt, Falk. Ag1)

nahm ebenfalls ab: 1882–1885 zählte man in Basel jährlich 600–800 Flösse, 1893 waren es noch 123, 1894 105, 1895 82. Bei den Kraftwerken Rheinfelden (Eröffnung 1898) und Augst-Wyhlen (1912) setzten die Flösser noch die Einrichtung eines Flosspasses durch, bei Laufenburg (1914) nicht mehr [...]. 1927 erreichte das allerletzte Floss Basel (Abb. 19).« Auf der Aare hatte man das Kapitel der Flösserei schon vor 1900 abgeschlossen.

3.7 FLOSSABMESSUNGEN, REGLEMENTE

Es scheint, dass es verlässliche Zahlen über die Grösse der Flösse bloss aus dem 19. Jahrhundert gibt. Laut dem Bericht eines Zeitgenossen von Stilli bestand das einzelne Floss auf der Aare bei Brugg »aus drei bis vier Lagen von Stämmen, welche vier Meter breit übereinander gelagert und je nach Länge der Tannen bis 40 Meter lang waren. Vorn am Floss befand sich ein Ruder, und hinten waren es zwei, mit denen das schwere Fahrzeug gesteuert wurde. Die oberste Balkenlage ragte aus dem Wasser, aber in den Stromschnellen tauchte oft das ganze Floss in das Wasser, so dass nur ein Paar bis über die Oberschenkel reichende Stiefel vor Nässe zu schützen vermochte«²⁰. Weiter flussabwärts wurden die Floss-Abmessungen grundsätzlich grösser. So enthielt ein in Aarburg gebundenes Aarefloss rund 40 grosse oder 100 bis 200 kleinere Stämme, bei Stilli waren es 80 bis 130 Tannen. Und aus drei in Laufenburg aufgelösten Flössen wurden unterhalb des Laufens jeweils zwei neue hergestellt.

Natürlich gab es für die Floss-Abmessungen auch Reglemente. An sich strebten die Holzhändler grosse Flösse an, während die Flösser, wie beispielsweise die Rheingenossen, mehr Wert auf die Manövrierbarkeit legten und daher kleinere Flösse bevorzugten. Der Kompromiss erforderte naturgemäss die Festlegung von Höchstmassen. Die Flösse bedeuteten aber auch eine Gefahr für Brückenpfeiler, Fähren, Schiffmühlen usw. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nahmen die Zahl und die Bedeutung der Brücken zu, und am Ende des gleichen Jahrhunderts begann der Bau grosser Flusskraftwerke. Auch von daher gab es einschränkende Bestimmungen. Eine Flossordnung von 1837, die 1853 nochmals leicht geändert wurde, schrieb eine höchstzulässige Länge der Hochrheinflösse von 21 m vor und eine höchstzulässige Breite von 6,5 m. Der Tiefgang durfte 0,45 m nicht übersteigen. 1880 erliess der Schweizerische Bundesrat im Einvernehmen mit dem Grossherzogtum Baden und den Anliegerkantonen eine Flossordnung für den Hochrhein vom Rheinfall bis Basel und ersetzte diese 1908 durch eine neue²¹. Dort sind Maximalwerte für die Länge der Flösse von 27 m, für die Breite von 7,5 m und für den Tiefgang von 0,55 m festgeschrieben. Als Besatzung werden mindestens drei des Fahrens kundige Flösser einschliesslich eines Flossführers verlangt. Dann folgen Verkehrsregeln, zum Beispiel inbezug auf die Abstände der Flösse, sowie ein Nachtfahrverbot. Insgesamt 16 Paragraphen widmen sich dieser Verkehrsart, die ja 1908 schon fast eingegangen war. Die Aufhebung der Flossordnung erfolgte dennoch erst 1996.

4. DER HOLZTRANSPORT AUF DEM BODENSEE

4.1 SPÄRLICHE HINWEISE AUF DIE TRANSPORTART

Es gibt – wie schon Kapitel 2 festhält – mehrere Belege dafür, dass das auf dem Alpenrhein bis Rheineck geflösste Holz dort verarbeitet oder umgeschlagen wurde. Ein Teil fand als Nutz- oder Brennholz in der Umgebung Verwendung. Ein anderer Teil wurde zu Destinationen am Bodenseeufer, am Hochrhein und am Oberrhein weiter befördert. Von zwei Beispielen berichtet Grünberger im Jahr 1933²²: »Er (nämlich der Alpenrhein-Flossmeister Jeremias Lutz) war damals (1830) Hauptlieferant für Lärchenholz in die Schiffswerkstätten und später Nussbaumdielen in die Gewerkschaftfabrik Neuhausen. [...] Auch in Reichenau arbeitete noch im 19. Jahrhundert eine grossangelegte Säge speziell für den Handel mit Frankreich. Das Holz ging über Rheineck – Schaffhausen – Basel.«

Dieser Text wurde 50 Jahre später von Herold²³ übernommen und hinsichtlich des Sägewerks in Reichenau gemäss Abschnitt 2.3 präzisiert. Wie das Holz von Rheineck nach Schaffhausen gelangte, wird von Grünberger und Herold jedoch offen gelassen. Eine diesbezügliche Andeutung macht aber Grossmann²⁴: »Der grosse Holzauffangplatz war Rheineck und dessen Umgebung, wo die Flösse aufgelöst und das Holz teils in den vielen Sägereien verarbeitet, teils von Segelschiffen über den See gezogen wurde.« Das deutet auf einen Schleppbetrieb hin. Selbstverständlich gab es daneben auch den Schiffs-transport – und wahrscheinlich überwog dieser. So findet sich bei Burmeister²⁵ – freilich für andere Ausgangshäfen – folgende Aussage: »Am 13. November 1823 versank ein mit Holz beladenes Langenargener Schiff zwischen Rorschach und Steinach. Bei zunehmendem Konkurrenzdruck durch die Dampfschiffahrt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts behauptete das Holz einen wesentlichen Anteil im Rahmen der noch verbliebenen Transportgüter für die Segler. Die Fussacher Schiffsleute führten heimisches Holz über den Bodensee und den Rhein nach Frankreich. Auch für die Unteruhldinger Schiffsleute spielte nach einem Bericht von 1857 der Holztransport eine zunehmende Rolle.«

Es gab also für den Holztransport von Rheineck aus einen Seeweg über Konstanz nach Stein am Rhein und Schaffhausen. Es ist anzunehmen, dass die verwendeten Transportarten auch für den Holztransport von weiteren Bodensee-Häfen nach den gleichen oder nach anderen Destinationen üblich waren. Und sie waren sicher auch auf weiteren Alpenrandseen verbreitet. Im Folgenden wird auf diese Transportarten trotz überraschend spärlichen Hinweisen eingegangen.

4.2 DER SCHIFFSTRANSPORT

Holz, das sich leicht verladen liess, wurde von den Lastsegelbarken, den sogenannten Lädinen (Einzahl Lädi oder Lädine), verfrachtet, und ab Mitte der 1820er Jahre konnten sich auch die damals aufkommenden Dampfschiffe am Transport beteiligen. Zu diesem Holz gehörte in erster Linie das Brennholz. Es bestand aus etwa 0,9 m langen Scheitern (Spalten), die ohne Kran an Bord gebracht und dort gestapelt werden konn-

ten. Entsprechend liessen sie sich auch «von Hand» löschen. Zu bemerken ist, dass die erwähnten Dampfschiffe anfänglich selber solches Holz brauchten, um ihre Kessel zu beheizen²⁶.

Für den Schiffstransport eignete sich aber auch bearbeitetes Holz. Die Läden besaßen kein festes Deck, so dass sie grosse Mengen davon aufnehmen konnten (Abb. 20). Wie Burmeister schreibt, deckten die Schiffer manchmal andere Ladungen zu deren Schutz mit neuen Brettern ab, die sie dann verkauften. In den Akten werden auch Rebstickel erwähnt, die zu Millionen pro Jahr nach Konstanz und nach Schaffhausen geschifft wurden. Offenbar stammten sie zur Hauptsache aus dem Bregenzerwald und dem Allgäu und weniger aus Graubünden²⁷. Dazu kam noch viel Bauholz, einschliesslich Schindeln, sowie weiteres Holz, das dem damals vielfältigen Holzverarbeitenden Gewerbe als Rohstoff diente.

4.3 DER SCHLEPPBETRIEB

Für andere Anwendungsbereiche war der Markt auf möglichst unversehrtes Langholz aus. Das galt für längeres Bauholz, wie es für grosse Spannweiten im Hoch- und Brückenbau sowie im Schiffsbau Verwendung fand. Und es galt für die umfangreichen Pfählungen – beispielsweise in den Städten Hollands – die oft stattliche Baumstämme benötigten.



Abb. 20: Lastsegelschiff auf dem Bodensee mit Schnittholz vor Steinach. Photograph unbekannt, vor 1906 (Seemuseum Kreuzlingen)

Die grossen Lädinen waren etwas über 30 m lang und 7 bis 8 m breit. Sie konnten also ohne weiteres entsprechendes Langholz aufnehmen und verhältnismässig schnell und sicher transportieren. Wurde dieses Langholz aber auch mit Flössen über den Bodensee geschwommen? Für den Zürichsee²⁸ und den Vierwaldstättersee²⁹ finden sich mehrere Bilder, die solche Flösse zeigen. Diese wurden gerudert, was bei widrigen Winden und Gegenströmungen eine Knochenarbeit war. Bei günstigen Winden konnte man einen Mast mit einem Rahsegel setzen und so die Ruderarbeit der Flösser durch Windkraft unterstützen. Für den Bodensee scheint es jedoch keine solchen Bilder zu geben. Wahrscheinlich war die fast 40 km lange Strecke von Rheineck bis Konstanz für die Flösserei zu aufwendig.

Eine bessere Alternative bot das Schleppen. Man schob die zu transportierenden Baumstämme zu einer Art Schwemmholzinsel zusammen, die man mit einer Kette umfasste. Diese bestand aus einer Reihe von flexibel aneinander gehängten weiteren Baumstämmen. Verband man die Kette mit dem Schlepptau eines Schiffs, liess sich die Schwemmholzinsel über den See ziehen (Abb. 21). Strömungsbedingt nahm sie dabei im Grundriss eine Birnenform an. Ein Ruder- oder Segelschiff kam mit einem derartigen »Schleppanker« freilich nur langsam voran. Ab Mitte der 1820er Jahre konnten aber bereits Dampfschiffe für den Schleppbetrieb eingesetzt werden.

Diese Transportart hat sich auf anderen Seen ja bis heute erhalten. Sie wird in der Schweiz einmal jährlich auf dem Ägerisee angewandt, auf den Seen Finnlands, auf

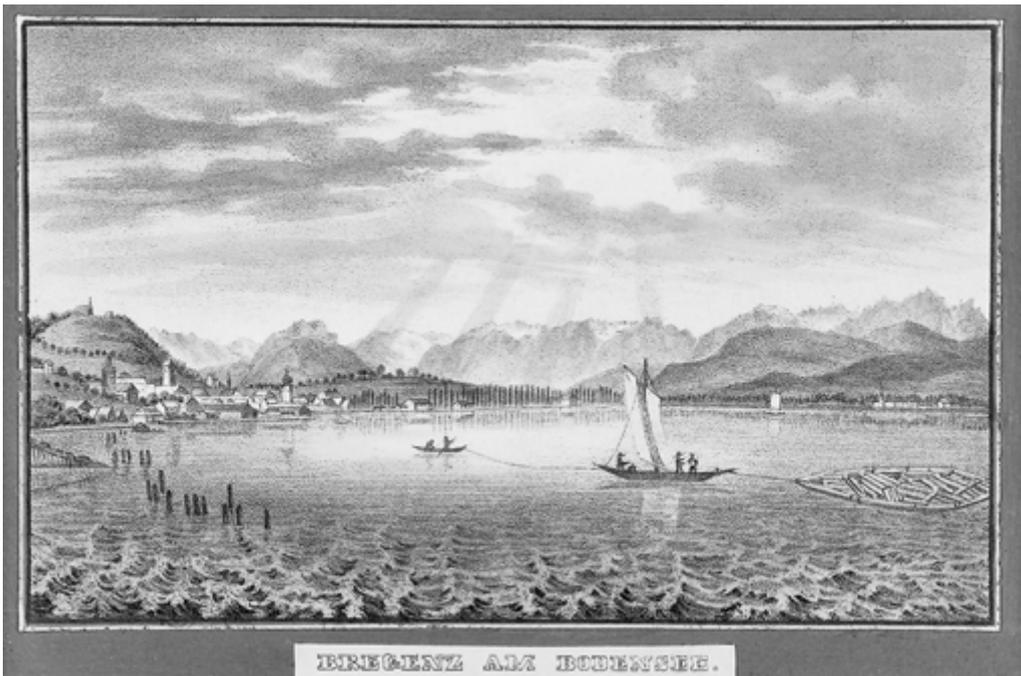


Abb. 21: Segelschiff auf dem Bodensee mit Schwemmholz im Schlepptau vor Bregenz. Kolorierter Stich von J. Oberer, Salzburg (Verlag). (Vorarlberg Museum, OA 20)

den grossen Flüssen Kanadas usw. gehört sie zur Routine. Allerdings wird dort das Schwemmholz nicht beliebig zusammengefügt, sondern – wenn auch locker – zu grossen, länglichen Rechtecken verbunden. Die geschleppte Schwemmholzinsel gleicht deshalb einem Floss und wird auch als solches bezeichnet.

Wie bereits mehrfach angedeutet, übernahm schliesslich die Eisenbahn den Holztransport. 1855 wurde die Bahnlinie Winterthur–Romanshorn eröffnet und 1869 die Seelinie am Schweizer Ufer. Wie die Dampfschiffe, so wurden anfänglich auch die Dampflokotiven mit Holz beheizt. Dann erfolgte die Umstellung auf Steinkohle.

Anschrift des Verfassers:

Prof. Dr. Ing. Daniel L. Vischer, Regensdorferstr. 75, CH-8049 Zürich
daniel.lucas.vischer@bluewin.ch

ANMERKUNGEN

- 1 ARNOLD, B at: Pirogues monoxyles d'Europe centrale; construction, typologie, évolution. Musée cantonal d'arch ologie, cahier 21, Neuch tel, 1996, 165 S.
- 2 GROSSMANN, Heinrich: Flösserei und Holzhandel aus den Schweizer Bergen bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. Mitteilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich, Bd. 46, H. 1, Zürich, 1972, 92 S.
- 3 DELFS, Jürgen: Die Flösserei im Stromgebiet der Weser. Bremen-Horn, 1952, 125 S.
- 4 HEROLD, Hans: Trift und Flösserei in Graubünden. B ndnerwald, Zeitschrift des B ndnerischen Forstvereins, Beiheft N. 10, Chur, 1982, 128 S.
- 5 KEWELOH, Hans-Walter, Hg.: Flösserei in Deutschland. Stuttgart 1985, 172 S.; SCHEIFELE, Max: Die Murgschifferschaft, Geschichte des Flosshandels, des Waldes und der Holzindustrie im Murgtal. Gernsbach, 2. Aufl. 1995, 521 S.; SCHEIFELE, Max: Als die Wälder auf Reisen gingen; Wald-Holz-Flösserei, in: Wirtschaftsgeschichte des Enz-Nagold-Gebietes. Karlsruhe 1996, 368 S.
- 6 SONNE, Eduard: Flösserei und Binnenschiffahrt. In: Franzius, L. und Sonne, E.: Der Wasserbau, Zweite Abteilung. Leipzig 1882, S. 3–9.
- 7 VISCHER, Daniel: 125 Jahre Hydrometrie auf Bundesebene; die Rolle des Ingenieurs Robert Lauterburg. Schweizer Ingenieur und Architekt, Zürich, 1988, Nr. 43, S. 1184–1191.
- 8 HEROLD (wie Anm. 4), GROSSMANN (wie Anm. 2).
- 9 LEIPOLD-SCHNEIDER, Gerda: Schiffahrt auf dem Alpenrhein zwischen Chur und der Bodenseem ndung. Sonderdruck aus: Die Erschliessung des Alpenraums für den Verkehr im Mittelalter und in der frühen Neuzeit. Bozen 1996, S. 219–244.
- 10 GROSSMANN (wie Anm. 2), S. 22.
- 11 HEROLD (wie Anm. 4), S. 87.
- 12 KURATLI, Jakob: Der Loreleifelsen im St. Galler Oberland; Rheinfl sserei in vergangenen Zeiten. Werdenberger Jahrbuch 1990. Buchs 1990, S. 164–167.
- 13 HEROLD (wie Anm. 4), S. 84–85.
- 14 VISCHER, Daniel: Heinrich Zschokkes Flucht auf dem Floss von 1798; in: Wege und Geschichte H. 1, 2011, S. 17–18.
- 15 LEIPOLD-SCHNEIDER (wie Anm. 9), S. 241.
- 16 BAUMANN, MAX; Stilli, von F hrleuten, Schiffern und Fischern im Aargau. Windisch 1977, 390 S.; BROGLE, Felix: Die Flösserei der oberrheinischen Gebiete Laufenburg – Basel. Diss. Univ. Basel, Sonderausgabe Vom Jura zum Schwarzwald. Frick 1952, 93 S.; BROGLE, Felix: Die Flösserei am Hochrhein. In: Museumsverein Laufenburg, Ausstellungsschrift Fischer, Flösser, Laufenknechte, Laufenburg, 1989, S. 3–23; GROSSMANN (wie Anm. 2), S. 7–20.
- 17 BROGLE 1989 (wie Anm. 16), S. 8–9.
- 18 BROGLE 1952 (wie Anm. 16), S. 84–89.
- 19 BROGLE 1989 (wie Anm. 16), S. 13.
- 20 BAUMANN (wie Anm. 16), S. 125.

- 21 SCHWEIZERISCHER BUNDESRAT: Flossordnung für den schweizerisch-badischen Rhein von der Aare-mündung bis zur schweizerisch-elsässischen Grenze auf dem Gebiete der Kantone Zürich, Aargau, Basel-Landschaft und Basel-Stadt, Bern, 1908, 15 S.
- 22 GRÜNBERGER, Richard: Die Flösserei Bünden – Bodensee. Sonderdruck aus Ostschweizer Tagblatt und Rorschacher Tagblatt, Rorschach, 1933, S. 9–13.
- 23 HEROLD (wie Anm. 4), S. 91.
- 24 GROSSMANN 1972 (wie Anm. 2), S. 21.
- 25 BURMEISTER, Karl Heinz: Die Waren der Lastschiffahrt auf Bodensee und Hochrhein. In: ARCHÄOLOGISCHES LANDESMUSEUM BADEN-WÜRTTEMBERG: Einbaum Lastensegler, Dampfschiff; frühe Schifffahrt in Südwestdeutschland. Stuttgart 2000, S. 147–158.
- 26 FRITZ, Karl F.: Abenteuer Dampfschiffahrt auf dem Bodensee. Meersburg 1990, 2. Aufl., 142 S.
- 27 BURMEISTER, Karl Heinz: Vom Lastschiff zum Lustschiff, zur Geschichte der Schifffahrt auf dem Bodensee. Konstanz 1992, S. 34 und 74 sowie GROSSMANN (wie Anm. 2), S. 20–21.
- 28 HASLER, Hans: Alti Bilder vom Zürisee, Schiff und Schifflüt. Uerikon, 1936, In: WELTI, Hilde: Ledischiffe auf dem Zürichsee. Gut Verlag Stäfa, 1974, Anhang 44 S.
- 29 DUBLER, Anne-Marie: Luzerner Wirtschaftsgeschichte im Bild. Kantonalbank Luzern, 1975, S. 55–57.

Jan-Andrea Bernhard

DAS ALBUM AMICORUM VON URSULA STAEHELIN AUS ST. GALLEN

Ein Beitrag zur Peregrinations- und Kommunikations-
geschichte

Die ungarländische Peregrinationsforschung hat in den letzten Jahrzehnten immer mehr an Bedeutung gewonnen, weil sie einen wichtigen Ermöglichungsgrund des Wissenstransfers im Ungarn der Frühen Neuzeit darstellt.¹ Besonders wertvoll ist die von László Szögi seit 1994 herausgegebene, in Budapest erscheinende Reihe *Magyarországi diákok egyetemjárása az újkorban*, die sich zum Ziel gesetzt hat, die ungarländische Studentenperegrination in die verschiedenen Länder Europas auf der Grundlage der Schul- und Universitätsmatrikeln sowie anderer einschlägiger Dokumente herauszugeben. Wie die Peregrinationsforschung aber auch feststellen konnte, genügen die Matrikeln allein nicht, um festzustellen, wer wo studiert hat, denn oft wurde – aus verschiedenen Gründen – eine Immatrikulation unterlassen. So durften sich beispielsweise an der Hohen Schule in Bern nur Bürger von Bern immatrikulieren, obwohl auch Nicht-Bürger studieren konnten.² Man ist also auf weitere externe Quellen angewiesen, die Informationen über Studienaufenthalte geben: Disputationen, Dissertationen, Briefe, Vorlesungsnotizen, Tagebücher, Stammbücher u.s.w.

Die Stammbücher sind wertvoll besonders aus zwei Gründen: Sie weisen nämlich nach, wann sich jemand wo aufgehalten hat und mit wem sich jemand getroffen hat. Ein Stammbucheintrag allein besagt allerdings meist noch nichts über die Studien eines Peregrinanten aus. Im Einzelfall ist es, ohne weitere Quellen, manchmal sehr schwierig nachzuweisen, ob jemand z. B. in Zürich studiert hat, sich nur vorübergehend aufgehalten hat, oder nur Unterstützung für seine weitere Peregrination erhalten hat. Wir möchten ein Beispiel nennen: Der Arzt János Balsaráti Vitus (1529–1575), der später als Professor am Kollegium in Sárospatak wirkte, kam auf der Durchreise von Wittenberg nach Italien – in Padua erwarb er am 6. August 1558 den Dokortitel – zwischen 1556 und 1557 nach Zürich und suchte den Naturwissenschaftler Konrad Gessner (1516–1565) auf,

dessen Name ihm wegen der Gelehrsamkeit schon bekannt war. Balsaráti Vitus konnte Einblick in die Werkstatt und die Sammlungen des grossen Gelehrten nehmen, in dessen Stammbuch er sich auch eintragen durfte.³ Während seines Zürcher Aufenthaltes traf er sich aber nicht nur mit Gessner, sondern auch mit Heinrich Bullinger sowie Peter Martyr Vermigli, wie andere Quellen belegen.⁴ Dennoch darf in diesem Fall nicht davon ausgegangen werden, dass Balsaráti Vitus in Zürich studiert hat, auch wenn er eine Vorlesung von Vermigli gehört hat.

Auf das in unserer Studie vorgestellte *Album amicorum* von Ursula Staehelin aus St. Gallen wurde ich am 15. Februar 2011 aufmerksam, nachdem lic.phil Rainer Heinrich (Winterthur, CH) es im Nachlass seines Vaters gefunden und sich an mich gewandt hatte, weil er darin auch die Namen einiger Ungarn entdeckt hatte.⁵ Die Einträge dieser »Ungarn« resp. dieser »Ungarländer« – es sind sechs Ungarn und ein Sachse – im *Album amicorum* von Ursula Staehelin werden in der vorliegenden Studie vorgestellt und peregrinations- und kommunikationsgeschichtlich kontextualisiert.

DIE FAMILIE STAEHELIN (STÄHELIN, STEHELIN) VON ST. GALLEN

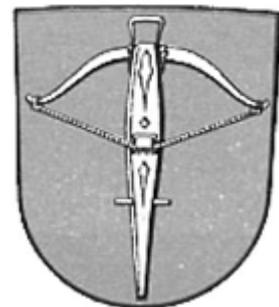
Die Familie Staehelin (Stähelin, Stehelin), ursprünglich aus Alemannien stammend, findet sich in den Kantonen Basel, St. Gallen und Thurgau seit dem 13. bzw. 14. Jahrhundert. Die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen den verschiedenen Linien sind aber bis heute nicht abschliessend geklärt.⁶ Auch sind die Wappen seit dem 16. Jahrhundert verschieden: Die Basler Staehelin (Stähelin, Stehelin) haben einen aus dem linken Schildrand hervorgehenden golden gekleideten Rechtharm mit schräglinks silbernem Morgenstern auf blauem Hintergrund, die St. Galler Staehelin schrägrechts ein silbernes Stabbündel auf rotem Hintergrund, schliesslich die Thurgauer Staehelin eine gespannte goldene Armbrust mit einem silbernen Bügel auf rotem Hintergrund.



Abb. 1: Staehelin (Basel)



Staehelin (St. Gallen)



Staehelin (Thurgau)

Die St. Galler Staehelin sind wie die Basler Staehelin seit der Reformation reformierte Geschlechter, während die Thurgauer Linie bis heute im katholischen Milieu fest verankert ist. In der Stiftslandschaft von St. Gallen sind Staehelin seit 1244 erwähnt. Seit dem 16. Jahrhundert waren Staehelin Bürger von St. Gallen und verschiedene Angehörige der Familie betätigten sich als Unterbürgermeister.⁷ Im 17. Jahrhundert stieg die Familie auf und brachte auch erstmals Pfarrer hervor. Bekannt geworden sind beispielsweise Johann Heinrich Staehelin, der seit 1663 Pfarrer in Gerach in der Pfalz war, bereits zwei Jahre später aber Praeceptor, schliesslich Co-Rektor am Gymnasium zu St. Gallen;⁸ weiter Christoph Staehelin (1665–1727), ein strenger Vertreter der reformierten Orthodoxie, von dem unter anderem⁹ posthum ein *Catechetischer Hauss-Schatz, oder Erklärung des Heidebergischen Catechismi durch Frag und Antwort ...* (Basel 1728) herausgegeben wurde.¹⁰

Heinrich Staehelin (1698–1778), fünfter Sohn von Jakob Staehelin, eines Vettters des obgenannten Christoph Staehelin, Steinmetz und Werkmeister in St. Gallen, studierte nach dem in St. Gallen abgelegten Examen in Marburg und war von 1721–1724 Hauslehrer bei Landvogt Wurstenberger in Bern. Im Jahre 1726 nahm ihn der St. Galler Synodus auf und er wurde 1729 Pfarrer in Gais. Seit 1740 wirkte er in St. Gallen, vorerst als Diakon, ab 1750 als Pfarrer am St. Leonhard. Im Jahre 1757 wurde er Dekan und Inspektor der Bibliothek. Bis zu seinem Tode am 15. August 1778 blieb er im Amte.¹¹

Staehelin war ein später Vertreter der reformierten Orthodoxie, der, wie seine gedruckten Schriften, hauptsächlich Predigten, belegen, die theologischen Veränderungen seiner Zeit (Pietismus, Aufklärung) ablehnte. Staehelins Schrift *Warnung wider die soeg. Herrnhuter, gegeben an seine ... Gemeindsgenossen in ... St. Gallen* (Frankfurt a. M. 1750), die in dem Jahr, als Staehelin fünfter Pfarrer der Stadt wurde, erschien, belegt vor allem, dass er sich gegen die Herrnhuter Emissäre (Sendboten) stellte, die in diesen Jahren in die Schweiz und nach Graubünden kamen und für die Kirchen eine scheinbar ernsthafte Gefahr darstellten.¹² In Graubünden ist wegen dieser Emissäre nach dem Tode Daniel Willis (1696–1755) unter der Pfarrerschaft ein Konflikt ausgebrochen, der mehr als 20 Jahre die Synode beherrschte.¹³ Heinrich Staehelin war über die pietistische Bewegung bereits als Pfarrer von Gais tief besorgt; als er schliesslich von Daniel Willi hörte, der auf der Synode zu Jenaz (1737) eine pietistische Predigt gehalten hatte, die zu einem Sturm der Entrüstung führte,¹⁴ entschloss er sich, in Zürich darüber Rat einzuholen. Im Herbst 1739 wandte er sich an Beat Werdmüller (1698–1749), seit 1729 Diakon zu St. Peter, der gegen Daniel Willi die Schrift *Das durch den Glantz der geoffenbahnten Wahrheit ausgeloschne Irrlicht* (Zürich 1736) verfasst hatte, vorerst brieflich, dann aber besuchte er ihn während einiger Tage in Zürich, woraus eine regelmässige Korrespondenz entstanden ist.¹⁵ In Zürich lernte er auch Antistes Johann Conrad Wirz (1688–1769) kennen, der zwar für Neuerungen Offenheit signalisierte, in der Lehre aber doch ein strenger Geist blieb. Als Johann Jakob Zimmermann bei Anlass der Karlsfeier 1741 die notwendige Verpflichtung auf die *Formula consensus* (1675)¹⁶ in Frage stellte, reagierte Wirz scharf mit einer *Oratio de orthodoxia et orthodoxis*, in der er deutlich machte, dass die *Formula consensus* weiterhin zu

den Zürcherischen Bekenntnisschriften zu zählen sei.¹⁷ Auch mit Wirz stand Staehelin bis zu dessen Tod in ständigem Briefwechsel.¹⁸ Gleichfalls unterhielt Staehelin mit dem Berner Professor Johannes Stapfer (1719–1801), einer der letzten Verfechter der alten Orthodoxie, regelmässig Korrespondenz.¹⁹

Die in aller gebotenen Kürze dargestellten persönlichen Kontakte und geistigen Verbindungen von Heinrich Staehelin sollen illustrieren, inwiefern Staehelin mit schweizerischen Vertretern der reformierten Orthodoxie in regelmässigem Austausch stand. Die Thematik, die die verschiedenen Persönlichkeiten in Bern, Zürich und St. Gallen verband, war die Bewahrung der wahren Lehre im Sinne einer reformierten Orthodoxie.

In diesem »streng reformierten« Klima ist auch Ursula Staehelin (1749–1810), Tochter von Heinrich und Ottilia geb. Staehelin, aufgewachsen. Ihr Bruder Peter (1745–1816), der erste Antistes des Kantons St. Gallen, hielt in seiner Selbstbiographie fest, dass der Vater ein Mann von ungemeiner Thätigkeit und erprobter Frömmigkeit... [Die] Mutter ... aus einer sehr rechtschaffenen, frommen Familie, so daß meine beyde Eltern sich nichts angelegener seyn liessen, als ihre Kinder, von frühem an, zur Vernunft²⁰ und Gottesfurcht zu erziehen, ...²¹ Ursula blieb über den Tod ihres Vaters hinaus im Elternhaus. Erst in fortgeschrittenem Alter heiratete sie am 2. Juni 1795 den Goldschmied Friedrich Wartmann, dessen dritte Ehefrau sie war.²² Nach Wartmanns Tod zog sie wieder in ihr Elternhaus, wo der kinderlose Bruder Peter²³ wohnte. Hier verstarb sie am 30. Oktober 1810.²⁴

Das chronologisch nicht geordnete Stammbuch von Ursula Staehelin weist Einträge aus der Zeit von 1775 bis 1809 auf. Spätere Einträge sind von späterer Hand angebrachte Notizen zum Jahre 1810. Die Einträge sind vielfältig: Einerseits bekannte Persönlichkeiten wie der Pfarrer und Physiognome Johann Caspar Lavater aus Zürich²⁵ oder der Arzt und Ökonomie Johann Heinrich Jung-Stilling aus Marburg²⁶ sowie – zu einem späteren Zeitpunkt! – deren Frauen,²⁷ andererseits kaum bekannte Personen wie Pfarrer Johann Gottlob Lorenz Sembeck aus Lindau²⁸ oder Heinrich Christian Bernhard Seyberth aus dem Jüdischen Institut in Halle.²⁹ Grundsätzlich lässt sich feststellen, dass mehrere Persönlichkeiten ins Haus Staehelin kamen, um sich mit Vater Heinrich oder Bruder Peter zu treffen, und bei dieser Gelegenheit, wie die Einträge im Album belegen, auch dessen Tochter Ursula kennenlernten. Da-

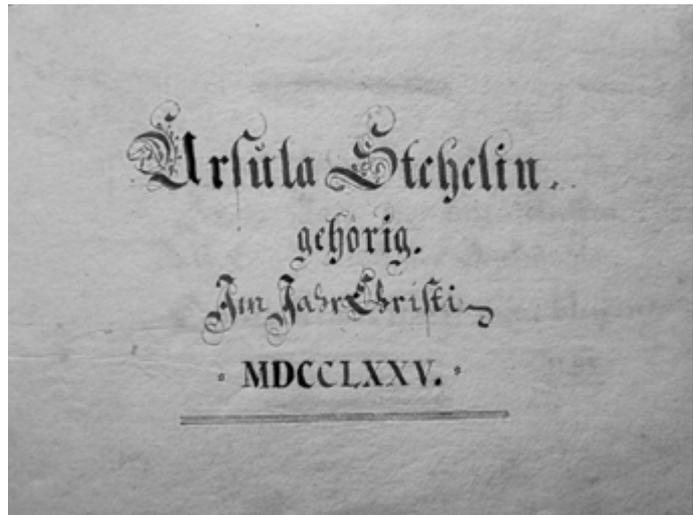


Abb. 2: Album Amicorum von Ursula Staehelin

rüber hinaus finden sich aber Einträge vor allem von Frauen, die ganz speziell Ursula Staehelin gegolten haben. Es ist beispielsweise an drei Damen aus Bremen zu denken, die ihre St. Galler Freundin Anna Schlatter-Bernet besucht haben³⁰ und sich bei dieser Gelegenheit auch ins Album von Ursula Staehelin eintrugen: Christine Merrem, Adelheid von Lingen und Meta von Post.³¹

Die Einträge von sechs Ungarn und einem Sachsen lassen erkennen, dass dieselben in St. Gallen auf der Durchreise waren und im Hause Staehelin vorübergehend einkehrten. István B. Nagy, der im Februar 1780, also bereits nach Heinrich Staehelins Tod, in St. Gallen war, hält nämlich fest, dass er seine Gönner *Gratae Divinae commendat, cum Familia illustri Stehelina, & specificè Nobili Virgine Ursula Steheli*.³² Wie wir aus dem Lebensbericht von Peter Staehelin wissen, sind auch andere Schwestern von Ursula Staehelin ledig geblieben und haben weiterhin im elterlichen Hause gewohnt.³³

Die ungarländischen Studenten sind von ganz verschiedenen Orten nach St. Gallen gekommen. Während János Papai, Sámuel Szentiványi sowie József Galamb nach ihren Basler Studien nach St. Gallen zogen, kamen Mihály Katona und István Nagy aus Zürich;³⁴ schliesslich kam Martin Litsken aus Halle und von Mihály V. Könyi **haben wir keine genaueren Angaben**. Der grössere Teil der Ungarn scheint nach dem St. Galler Aufenthalt heimgekehrt zu sein; von János Papai **wissen wir, dass er später in Deutschland und Holland studiert hat**.³⁵ Da die Ungarn von verschiedenen Orten nach St. Gallen gekommen sind, stellt sich die Frage um so drängender, warum die Ungarn in St. Gallen gerade bei der Familie Staehelin einkehrten?

Die Familie Staehelin war aus verschiedenen Gründen weit über die Region hinaus bekannt. Einmal hatte Heinrich Staehelin, wie bereits ausgeführt, Kontakte mit wichtigen Vertretern der Zürcher, Berner und Basler Kirche gepflegt. Und auch sein Sohn Peter hatte in Zürich Johann Caspar Lavater, Johannes Gessner, ja gar den alten Johann Jakob Bodmer, sowie in Basel Isaak Iselin kennengelernt.³⁶ Abgesehen von diesen persönlichen Kontakten sind aber doch wohl die verschiedenen Publikationen von Christoph Staehelin und Heinrich Staehelin ausschlaggebend gewesen, dass das St. Galler Geschlecht Staehelin so weit herum bekannt war. Auf den *Catechetischen Hausschatz* von Christoph Staehelin haben wir bereits verwiesen. Gerade dieser *Hausschatz* wurde vom Debreciner Professor Ferenc Tatai Csirke, ehemals Student in Bern, ins Ungarische übersetzt. Seine Übersetzung *Catechismusi házi-kints avagy, a' keresztyéni hit-fő-ágazatinak kérdések és feleletek által való magyarázatja Stehelin Kristóf után ...* (Kolozsvár 1752) wurde vom siebenbürgischen Bischof János Borosnyai Lukács **mit einem Vorwort versehen**.³⁷ Wegen des praktischen Nutzens wurde Staehelins *Hausschatz* auch in andere Sprachen übersetzt, z. B. ins Holländische.³⁸ In Siebenbürgen und im Partium hatte Staehelins *Hausschatz* vor allem eine apologetische Funktion, nämlich die Abwehr liberalerer Ansichten der Theologie: In Siebenbürgen ist an den aufkommenden Remonstrantismus – es sei an die Auseinandersetzungen um András Huszti erinnert³⁹ – zu denken, der von Bischof János Borosnyai Lukács und manchen Professoren des

Kollegiums in Nagyenyed (Aiud, RO) energisch bekämpft wurde,⁴⁰ im Partium hingegen an den Einfluss von Jean Frédéric Ostervald, den die Kirchenleitung vorerst mit Sorge beobachtete.⁴¹ Die Verbreitung von Staehelins Hauss-Schatz war also ganz besonders von der Kirchenleitung forciert worden.⁴² Die Kenntnis des Katechismus ermutigte offenbar mehrere ungarische Studenten auf ihrer Peregrination auch St. Gallen zu besuchen.

An den verschiedenen Akademien und Hohen Schulen der Schweiz mögen sie zudem auch mit dem *Neuen Testament unseres Herrn Jesu Christi ... mit eines jeden Capitels kurtzen Summarien ...*, und mit *Gebettern zu allgemeiner Erbauung herausgegeben von Heinrich Stähelin ...* (St. Gallen 1739; Basel 1752. 1769. 1780), oder mit anderen Schriften von Heinrich Staehelin bekannt gemacht worden sein. Jedenfalls ist es bekannt, dass eine grosse Anzahl ungarischer Studenten in die Schweiz kamen, um in der reformierten Orthodoxie weiter gefestigt zu werden.⁴³

Im Hause Staehelin sind, wie das Album von Ursula Staehelin belegt, viele Personen ein- und ausgegangen. Die Ungarn aber, die Heinrich oder Peter Staehelin aufgesucht haben, kamen nicht zufällig nach St. Gallen, sondern wollten vor allem wegen ihres eigenen theologischen Interesses bedeutende Geistliche dieser Familie aufsuchen. So haben sie auch die »Jungfrau« Ursula Staehelin kennengelernt.

DIE UNGARLÄNDISCHEN EINTRÄGE INS ALBUM AMICORUM VON URSULA STAEHELIN

Ursula Staehelin hat ihr *Album amicorum* im Frühling oder Sommer 1775 angeschafft. Bereits im Sommer 1776 hat sich der Szekler János Papai aus Székelyszáldobos (Doboşeni, RO) ins Album eingetragen. Papai hat seit dem Jahre 1767 in Nagyenyed Griechischstudien betrieben und kam im Januar 1775 nach Basel, wo er sich der Theologie widmete.⁴⁴ Wegen seines *guten Testimonio* hat der Kleine Rat der Stadt Basel seiner Bitte um Aufnahme ins Alumneum gar zweimal entsprochen.⁴⁵ Im Frühling 1776 muss Papai Basel verlassen haben und nach Graubünden gereist sein. Spätestens am 1. Juli hielt er sich bei Pfarrer Nikolaus Peer in Bondo (Bergell) auf, in dessen Album er sich eingetragen hat.⁴⁶ Etwa einen Monat später zog er weiter nach S-chanf zum berühmten Kirchenhistoriker Petrus Dominicus Rosius à Porta, der in Debrecen und Nagyenyed (1752–55) studiert hatte, und in dessen Album er sich gleichfalls eintrug. Von hier ist er wohl auf direktem Weg nach St. Gallen gezogen, besuchend die Familie Staehelin. Leider haben wir keine Kenntnis von dem Zeitpunkt seiner Ankunft, da János Papai seinem Eintrag ins Album von Ursula Staehelin kein Datum beifügte.⁴⁷ Seine *Sententia* lautet: *Non si può haver la rosa senza le spine*.⁴⁸ Von St. Gallen zog Papai weiter nach Heidelberg, wo er sich noch im November immatrikulierte und im folgenden Jahr promovierte; schliesslich hielt er sich seit August 1778 auch noch in Groningen auf.⁴⁹ Dann verlieren sich die Spuren von Papai.

Ein knappes Jahr später kamen zwei weitere Ungarn nach St. Gallen, um Dekan Heinrich Staehelin kennenzulernen. Es handelt sich um József Galamb und Sámuel Szent-Iványi, die miteinander in Basel studiert haben. Am 29. März 1777 trugen sie sich beide ins Album von Ursula Staehelin ein. József Galamb stammte aus Jászfalu (Jasová, SK) und besuchte die ersten Schulen in Dunaszentgyörgy, Sárkeresztúr und Nagykőrös; schliesslich studierte er seit 1769 in Debrecen. Am 2. April 1776 immatrikulierte sich Galamb an der theologischen Fakultät in Basel, und wurde Alumne am Oberen Kollegium.⁵⁰ Im März 1777 hat er Basel verlassen und ging – gemeinsam mit Sámuel Szent-Iványi – nach St. Gallen. Galamb hielt im Album von Ursula Staehelin fest, dass er *experto amore signo opposuit nomen in Album Nob. Virginis Ursulae de Stehlin*.⁵¹ Ähnlich formuliert Galambs Begleiter, Sámuel Szent-Iványi, nämlich dass er ... *hanc sententiam opposuit in Album hocce Nobilissimae ac Praestantissimae Virginis Ursulae Stehelin, Pastoris S. Gallensis filiae charissimae*.⁵² Szent-Iványi stammte aus dem südlich von Buda liegenden Makád. Er scheint etwas älter als Galamb gewesen zu sein; zumindest immatrikulierte er sich in Debrecen bereits im April 1766. Wo er sich bis zu seiner Immatrikulation in Basel aufgehalten hat, ist nicht bekannt. Am 15. Mai 1775 hat er sich als *stud. iur.* eingeschrieben, wechselte aber ein Jahr später in die Theologie und wurde bereits im Juni Alumne am Oberen Kollegium.⁵³ Sein Eintrag im Album von Ursula Staehelin ist insofern ein Curiosum, weil er seine *Sententia* in lateinisch und ungarisch festhält: *Constantia et fortitudine. Hungarice: Álhatatos és erös légy*.⁵⁴ Nach seiner Rückkehr scheint er nach Siebenbürgen gezogen zu sein und später als weltlicher Kurator und Inspektor am unitarischen Kollegium in Klausenburg gewirkt zu haben.⁵⁵

Aus dem Partium stammte Mihály Katona. Die Familie war ursprünglich aus Sathmar und verschiedene Mitglieder der Familie trugen denselben Namen. Der hier genannte Mihály Katona wurde in Amac (Amați, RO), in der Nähe von Sathmar, geboren und besuchte seit dem Frühling 1766 das Kollegium in Debrecen. Seit Oktober 1771 studierte er in Franeker, und seit September 1777 in Zürich.⁵⁶ Leider haben wir

keine anderen Angaben, weder bis wann er in Zürich weilte, noch wann er nach St. Gallen kam. Neben dem paulinischen Wort *Omnia probate, quod bonum est retinete*, das er der Virgini Ursulae Steheli widmete, hielt er nur seinen Namen fest: *Michael Katona, Debrecino Hung*.⁵⁷ Weiteres ist uns leider nicht bekannt.

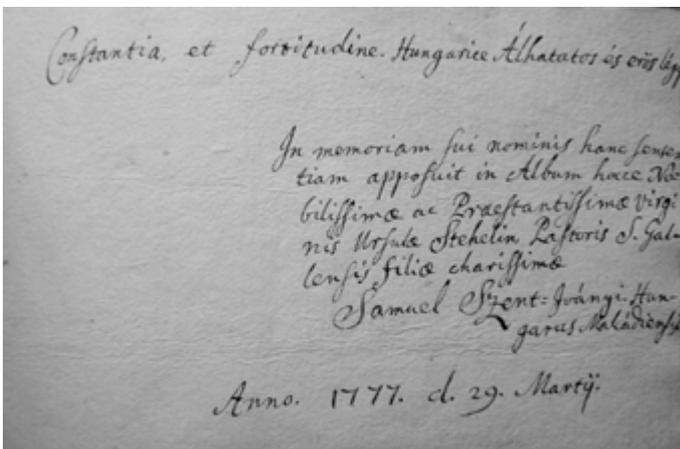


Abb. 3: Eintrag von Sámuel Szent-Iványi (fol. 28)

Mit Sicherheit bereits nach dem Tode von Heinrich Staehelin kam István Nagy aus Berzéte (Brzotín, SK), Nähe Kaschau, nach St. Gallen ins Hause Staehelin. Seit Februar 1763 besuchte er das Kollegium in Sárospatak; weiteres ist nicht bekannt. Im November 1779 hielt er sich vorübergehend in Basel auf, zog dann aber weiter nach Zürich.⁵⁸ Aber bereits am 18. Februar 1780 trug er sich ins Album von Ursula Staehelin ein. Obwohl aus Basel belegt ist, dass sich Nagy als *stud.theol.* bezeichnet hat,⁵⁹ ist zu bezweifeln, ob Nagy in der Schweiz wirklich Studien betrieben hat, oder doch vielmehr einfach auf der Durchreise war und in den Städten Basel, Zürich und St. Gallen bekannte Persönlichkeiten besucht hat. Im Album von Ursula Staehelin bezeichnete er sich jedenfalls nur als *Speculator quoque hujus terrae & amator candidus Fautorum Steph. B. Nagy, Patakino Hungarus, & nativitate Berzéteiensis mp.*⁶⁰ Weiteres über István Nagy ist nicht bekannt.

Ein Eintrag ganz besonderer, aber auch anderer Art ist derjenige von Martin Litsken aus Kronstadt. Gemäss eigenen Angaben war er Mitarbeiter am Jüdischen Institut in Halle. Litsken – verschiedentlich auch *Litske* geschrieben – ist ein sächsisches Geschlecht aus Kronstadt, von dem wir heute kaum noch Kenntnis haben. Wahrscheinlich ein Verwandter von Martin Litsken war Joseph Litsken (1759–1838) aus Kronstadt, der es als Uhrmacher in Wien – seine Uhren waren mit *Litsken in Wien* signiert⁶¹ – zu einem ansehnlichen Vermögen gebracht hatte.⁶² Martin Litsken hingegen hatte einen ganz anderen Weg eingeschlagen. Nach dem Besuch der Schule in Preschau (Prešov, SK) hielt er sich nach 1780 in Halle auf. Davon zeugt ein Brief Litskens an den Mazedorumänen Joan Manikati Saphrani, Kaufmannssohn aus Hermannstadt, der nach Studien in Wien und Leipzig in Halle in Medizin promovierte.⁶³ Martin Litsken war seit 1781 Mitarbeiter am *Institutum Judaicum et Muhammedicum* in Halle. Dieses ist 1728 von Johann Heinrich Callenberg, Johann Jakob Spener und August Hermann Francke gegründet worden, um Missionare zu schulen, die vor allem den Juden das Evangelium verkünden sollen. Aus dieser pietistischen Einrichtung, die von Graf Niklaus Ludwig von Zinzendorf begrüsst wurde, kamen bis 1792⁶⁴ zwanzig Missionare, die unter die Juden in Polen, Böhmen, Dänemark, England und Deutschland gesandt worden sind.⁶⁵ Martin Litsken war der letzte Missionar des Institutes. Er bereiste ausser einigen Gegenden Deutschlands besonders Österreich und Ungarn.⁶⁶ So kam Litsken am 3. August 1782 **gemeinsam mit einem andern** Mitarbeiter des Jüdischen Institutes, mit dem bereits erwähnten **Heinrich Christian Bernhard Seyberth**,⁶⁷ über Rorschach nach St. Gallen. In sein Reisetagebuch schrieb Martin Litsken: *Noch denselbigen Abend meldeten wir dem würdigen Pfarrer Steheli, an den wir von Memmingen aus Briefe hatten, unsere Ankunft... wir fanden in ihm das, was wir erwartet hatten, nämlich einen wackern und dienstfertigen Freund. Genannter Pfarrer war Peter Staehelin, der Bruder von Ursula Staehelin; dieser zeigte ihnen auch die Klosterbibliothek St. Gallen, welche eine der schönsten ist*⁶⁸. Am 6. August verliessen die beiden schliesslich St. Gallen und zogen weiter nach Zürich. Der Besuch Litskens im Hause Staehelin ist insbesondere darum interessant, weil er Zeugnis darüber abgibt, dass Peter Staehelin nicht mehr die strenge Haltung seines Vaters vertrat. So waren ja die Mitarbeiter des Jüdischen Institutes

in Halle Pietisten und traten damit in diametralen Gegensatz zu Heinrich Staehelin, der die Mission jedwelcher pietistischer Emissäre entschieden bekämpft hatte.

Die ungarischen Einträge – mit Ausnahme von Mihály V. Könyi, von dem wir keine weiteren⁶⁹ Angaben haben – sind sämtliche von Studenten, die an den Kollegien Debrecen, Sárospatak und Nagyenyed, an denen liberale Ansichten der Theologie nur zögerlich übernommen wurden und auch pietistisches Gedankengut kaum präsent war, studiert haben, also wohl auch Christoph Staehelins *Catechismusi házi-kints* kannten. Dass diese Studenten in St. Gallen im Hause Staehelin einkehrten, war nur naheliegend. Ganz anders war die Situation bei Martin Litsken und Heinrich C.B. Seyberth. Sie kehrten im Hause Staehelin nicht wegen des unterdessen verstorbenen Heinrich Staehelin ein, sondern, wie Litsken schreibt, wegen Peter Staehelin. Darüber hinaus hat der Besuch sicher auch Ursula Staehelin gegolten. Was für eine religiöse Haltung hatte aber Ursula Staehelin? Obwohl wie ihr Bruder Peter in »streng reformiertem« Klima aufgewachsen, scheint es, dass Ursula Staehelin mit pietistischen Kreisen regelmässig Kontakt gepflegt hat. Die drei Damen aus Bremen, die die Pietistin Anna Schlatter-Bernet im Sommer 1804 besucht hatten und gleichfalls bei Ursula Staehelin eingekehrt waren, waren auch pietistisch gesinnt.⁷⁰ Nach dem Tode ihres Vaters konnte Ursula Staehelin – wohl erstmals – ihre pietistischen Kontakte ungehindert pflegen. So konnte das »orthodoxe« Haus Staehelin zu einem neuen Treffpunkt für Pietisten, Herrnhuter Emissäre sowie Mitarbeiter am Jüdischen Institut in Halle werden. Martin Litsken aus Kronstadt schrieb darum in aller frommen Bescheidenheit ins Album von Ursula Staehelin: ... Hiermit empfiehlt sich der hochgeehrtesten Besitzerin zum ewigen Andenken ein ganz ergebenster Diener und Verehrer Mart. Litsken aus Kronstadt in Siebenbürgen.⁷¹

Ursula allum, werlich in der Welt von allen vornehmsten
 müßte, sollte ich sein Glückselig sein.

Hiermit
 empfiehlt sich der hochgeehrtesten Besizerin zum ewigen
 Andenken ein ganz ergebenster Diener und Verehrer
 Mart. Litsken aus Kronstadt in Siebenbürgen, Mitarbeiter
 am Jüd. Inst. St. Gallen den 07. August 1832.

Abb. 4: Eintrag von Martin Litsken (fol. 79^v)

GEISTESGESCHICHTLICHER ERTRAG

Das *Album amicorum* von Ursula Staehelin aus St. Gallen gewährt einen interessanten Einblick in die geistesgeschichtliche Entwicklung Europas im 18. Jahrhundert. Ungarische Studenten kehrten im Hause Staehelin ein, weil bedeutende Vertreter der Familie dank ihrer Schriften, in denen sie die theologischen Entwicklungen ihrer Zeit (Pietismus, Aufklärung) konsequent ablehnten, auch unter ungarischen Studenten bekannt waren. Zudem mögen die letzten Vertreter der reformierten Orthodoxie, die in Basel oder Zürich noch lehrten, die Ungarn zu diesem Besuch ermutigt haben. Gleichzeitig ist es aber auffällig, dass bei der grossen Anzahl an ungarischen Studenten, die in der besagten Zeit (1775–1780) in Zürich, Basel und Bern – in Zürich sind es rund 55, in Basel etwa 25 und in Bern etwa 20⁷² – studierten, nicht mehr Ungarn im Hause Staehelin in St. Gallen einkehrten. Tatsächlich hatten zu dieser Zeit liberalere Ansichten der reformierten Theologie – und damit die Aufklärung – an den Hohen Schulen in Zürich und Bern und an der Universität Basel bereits Einzug gehalten, und die grosse Mehrheit der ungarischen Studenten wurde dadurch so stark geprägt, dass sie den Boden der reformierten Orthodoxie im Sinne der *Formula consensus* verlassen hatten.⁷³

Der letzte Besuch eines ungarländischen Studenten, des Sachsen Martin Litsken aus Kronstadt, lässt schliesslich erkennen, dass die »neuen Ideen«, in diesem konkreten Fall der Pietismus, langsam auch im Hause Staehelin Einzug hielten. Litskens und Seyberths Eintrag ins *Album amicorum* von Ursula Staehelin mögen dafür Zeugnis sein, dass Pietismus und Aufklärung die altprotestantische Orthodoxie, in West und Ost, besiegt hatten.⁷⁴

Anschrift des Verfassers:

Priv.-Doz. Dr. Jan-Andrea Bernhard, Casa pervenda, CH-7126 Castrisch
bernhard@theol.uzh.ch

ANMERKUNGEN

1 Vgl. (exemplarisch): FATA, Márta/SCHINDLING, Anton: *Peregrinatio Hungarica. Studenten aus Ungarn an deutschen und österreichischen Hochschulen vom 16. bis zum 20. Jahrhundert* (Contubernium. Tübinger Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, Bd. 64) Stuttgart 2006, S. 3–8; TONK, Sándor: *Siebenbürgische Studenten an den ausländischen Universitäten*, in: König, Walter (Hg.): *Beiträge zur siebenbürgischen Schulgeschichte*, Köln/Weimar/Wien 1996, S. 113–125.

2 Bekanntes Beispiel ist der Bündner Pfarrer Petrus Dominicus Rosius à Porta (1734–1806), der vom

Herbst 1751 bis Sommer 1752 in Bern studierte (vgl. BERNHARD, Jan-Andrea: *Rosius à Porta (1734–1806). Ein Leben im Spannungsfeld von Orthodoxie, Aufklärung und Pietismus* (Zürcher Beiträge zur Reformationsgeschichte, Bd. 22) Zürich 2005, S. 36–45).

3 *Scilicet in geniis aliqua est concordia inventis / et servat studii foedera quisque sui. | Johannes Vitus Balsaratus Hungarus / Patak.* (Liber amicorum Conradi Gesneri, Zentralbibliothek Zürich: Ms Z VIII 759 (Kopie), S. 27).

4 Vgl. BERNHARD, Jan-Andrea: *Gessner und Ungarn. Kommunikations- und bibliotheksgeschichtliche Be-*

- merkungen, in: Opitz, Peter/Moser, Christian (Hg.): *Bewegung und Beharrung. Aspekte des reformierten Protestantismus 1520–1650. Festschrift für Emidio Campi* (Studies in the History of Christian Traditions, Bd. 144) Amsterdam 2009, S. 169 f. (dort weitere Literatur und die Quellenhinweise); weiteres erscheint in meiner Habilitationsschrift *Die Bedeutung der ungarisch-schweizerischen Kontakte für die Konsolidierung des reformierten Bekenntnisses im Reich der Stephanskronen* (Göttingen 2013).
- 5 Ich bedanke mich an dieser Stelle herzlich bei Rainer Henrich, dass ich die ungarischen Einträge publizieren darf.
- 6 Vgl. Schweizerisches Geschlechterbuch, Bd. 7, Zürich 1943, S. 533–541; HBLS 6, S. 492. 517 f.; HLS 11, S. 790–793.
- 7 Vgl. HBLS 6, S. 492.
- 8 Vgl. GRUNAU, Hanni: *Katalog der Stammbücher des 16./17. Jahrhunderts in der Stadt- und Hochschulbibliothek und in der Schweizerischen Landesbibliothek Bern*, [Bern] 1945, S. 88.
- 9 Es ist beispielsweise seine *Christliche Predigt und gottselige Gedanken von dem heiligen Werk der seligen Reformation, gehalten in St. Gallen, 21. December 1718* (Basel 1718) zu erwähnen.
- 10 Der *Catechetische Hauss-Schatz* erlebte drei weitere Auflagen (Basel 1737, 1771 und 1786).
- 11 Vgl. STÜCKELBERGER, Hans Martin: *Die evangelische Pfarrerschaft des Kantons St. Gallen*, St. Gallen 1971, S. 32; *Leben Heinrich Stähelins, gewesenen Decans zu St. Gallen*. herausgegeben von Peter Stähelin, St. Gallen 1792; LEU, Hans Jakob: *Allgemeines Helvetisches, Eydgenössisches oder Schweitzerisches Lexicon...*, 17. Teil, Zürich 1762, S. 484 f.
- 12 Es sei nicht nur an die schweizerischen »Missionsreisen« von Graf Niklaus Ludwig von Zinzendorf selbst erinnert, sonder auch auf weitere Herrnhuter Emissäre wie Johann Philipp Dörnbaum, Johann Georg Wallis, David Cranz, oder Heinrich Gottfried Dietrichs verwiesen, die durch die Schweiz und Graubünden zogen (vgl. SEIDEL, J. Jürgen: *Die Anfänge des Pietismus in Graubünden*, Zürich 2001, S. 277–295).
- 13 Vgl. BERNHARD (wie Anm. 2), S. 103–122. 410–413.
- 14 Vgl. SEIDEL (wie Anm. 12), S. 191–197.
- 15 Vgl. *Leben Heinrich Stähelins* (wie Anm. 11), S. 125.
- 16 Zur *Formula consensus* (1675): PFISTER, Rudolf: *Kirchengeschichte der Schweiz*. Bd. 2: *Von der Reformation bis zum zweiten Villmerger Krieg*, Zürich 1974, S. 486–498.
- 17 Vgl. BERNHARD, Jan-Andrea: *Das Zürich Zimmermanns, Hagenbuchs und Breitingers als Anziehungspunkt für ungarische Studenten*, in: Marti, Hanspeter (Hg.): *Die Hohe Schule in Zürich von den Anfängen bis zur Gründung der Universität*. Tagungsband, Leipzig 2012, S. 226 f.
- 18 Vgl. *Leben Heinrich Stähelins* (wie Anm. 11), S. 126.
- 19 Vgl. *Leben Heinrich Stähelins* (wie Anm. 11), S. 48 f. 171.
- 20 Dass hier Peter Staehelin ausführt, er sei von Kindheit an zur Vernunft erzogen worden, ist natürlich eine rückblickende Sicht der Kindheit. Als Vertreter der reformierten Orthodoxie verstand sein Vater Heinrich Staehelin unter »Vernunft« natürlich etwas anderes, als der Begriff seit Immanuel Kant bedeutete (»menschliche Vernunft«).
- 21 *Leben und Wirken Peter Stähelins, hochwürdigen Herr Antistes der evangelischen Geistlichkeit des Kantons St. Gallen, von ihm selbst beschrieben*. herausgegeben von Johann Georg Wirth, St. Gallen 1816, S. 17.
- 22 Vgl. *Stemmatologia Sangallensis*, Stadtarchiv St. Gallen: Bd. UV, S. 134; *Bürgerregister*, Stadtarchiv St. Gallen: Bd. VIII, S. 649.
- 23 Peter spricht in seiner Biographie davon, dass er und seine Frau drei Kinder unter ihrer Aufsicht hatten – damit waren Pflegekinder gemeint (vgl. *Leben und Wirken Peter Stähelins* (wie Anm. 21), S. 69).
- 24 Vgl. *Leben und Wirken Peter Stähelins* (wie Anm. 21), S. 166 f.
- 25 Vgl. Eintrag von Johann Caspar Lavater, 30. Oktober 1775, in: *Album amicorum von Ursula Staehelin*, fol. 4^r.
- 26 Vgl. Eintrag von Johann Heinrich Jung-Stilling, 26. Oktober 1802, in: *Album amicorum von Ursula Staehelin*, fol. 9^r.
- 27 Vgl. Eintrag von Anna Lavater-Schinz, 15. Juli 1777, in: *Album amicorum von Ursula Staehelin*, fol. 44^r; Eintrag von Elise Jung-Coing, 11. Juni 1806, in: *Album amicorum von Ursula Staehelin*, fol. 8^r.
- 28 Vgl. Eintrag von Johann Gottlob Lorenz Sembeck, 10. März 1776, in: *Album amicorum von Ursula Staehelin*, fol. 7^r.
- 29 Vgl. Eintrag von Heinrich Christian Bernhard Seyberth, 6. August 1782, in: *Album amicorum von Ursula Staehelin*, fol. 80^r.

- 30 Vgl. HLS 11, S. 99f.; Anna Schlatter's Leben und Nachlass. Herausgegeben von Franz Michael Zahn, Bd. 1: Leben und Briefe an ihre Kinder, Elberfeld 1865, S. LIII (freundliche Mitteilung von lic.phil. Rainer Henrich, Winterthur).
- 31 Vgl. Eintrag von Christine Merrem, 29. August 1804, in: Album amicorum von Ursula Staehelin, fol. 91^v; Eintrag von Adelheid von Lingen, 29. [27.?] August 1804, in: Album amicorum von Ursula Staehelin, fol. 92^r; Eintrag von Meta von Post, 30. August 1804, in: Album amicorum von Ursula Staehelin, fol. 92^v.
- 32 Eintrag von István B. Nagy, 18. Februar 1780, in: Album amicorum von Ursula Staehelin, fol. 11^r.
- 33 Es sind dies Elsbetha Staehelin und Sara Staehelin (vgl. Leben und Wirken Peter Stähelins (wie Anm. 21), S. 164f.).
- 34 Vgl. HEGYI, Ádám: Magyarországi diákok svájci egyetemeken és akadémiákon 1526–1788 (1798) (Magyarországi diákok egyetemjárása az újkorban, Bd. 6) Budapest 2003, S. 61f., 101f.
- 35 Vgl. HEGYI (wie Anm. 34), S. 61.
- 36 Vgl. Leben und Wirken Peter Stähelins (wie Anm. 21), S. 80. 86.
- 37 Vgl. BERNHARD, Jan-Andrea: Debrecen als protestantisches Zentrum Oberungarns im 18. Jahrhundert: Die Bedeutung der Peregrination für das Bildungsniveau der intellektuellen Elite, in: Fejtová, Olga (Hg.): Město a intelektuálové od středověku do roku 1848 (Documenta Pragensia, Bd. 27) Prag 2008, S. 790f.; ESZE, Tamás: A Heidelbergi Káté története Magyarországon a XVIII. században, in: Bartha, Tibor (Hg.): Studia et acta ecclesiastica, Bd. 1, Budapest 1965, S. 179. 191.
- 38 Vgl. STAHELIN, Christoph: Catechetische huyschat, ofte verklaring v.d. H.C. door vragen en antwoorden, Amsterdam 1756.
- 39 Vgl. JUHÁSZ, István: Hitvallás és türelem. Tanulmányok az Erdélti református egyház és teológia 1542–1792 közötti történetéből (Dolgozatok a református teológiai tudomány köréből. Új sorozat, Bd. 2) Kolozsvár 1996, S. 94f.; ESZE (wie Anm. 37), S. 179f.
- 40 Vgl. BERNHARD, Jan-Andrea: Die apogetische Funktion des Zweiten Helvetischen Bekenntnisses im Siebenbürgen des 18. Jahrhunderts, in: Campi, Emidio/Opitz, Peter (Hg.): Heinrich Bullinger: Life – Thought – Influence. Zurich, Aug. 25–29, 2004. International Congress Heinrich Bullinger (1504–1575) (Zürcher Beiträge zur Reformationgeschichte, Bd. 24) Zürich 2007, S. 827–830.
- 41 Vgl. BERNHARD, Jan-Andrea: L'influence de Jean-Frédéric Ostervald en Hongrie et en Transylvanie, in: Bulletin de la Société du Protestantisme Français 152 (2006), S. 612–617; G. SZABÓ, Botond: A Debreceni Református Kollégium a »pedagógia században«, Debrecen 1996, S. 49; ESZE (wie Anm. 37), S. 181.
- 42 Offenbar fand Staehelins Hauss-Schatz auch im königlichen Ungarn Interesse, so dass 1805 in Pressburg (Bratislava, SK) ein Nachdruck besorgt wurde.
- 43 Vgl. BERNHARD (wie Anm. 17), S. 210–220.
- 44 Vgl. TRIET, Max, et alii (Hg.): Die Matrikel der Universität Basel, Bd. 5: 1726/27–1817/18, Basel 1980, S. 352; JAKÓ, Zsigmond/JUHÁSZ, István, Nagyenyedi diákok 1662–1848, Bukarest 1979, S. 171.
- 45 Vgl. Protokolle des Kleinen Rates, 25. März 1775, Staatsarchiv Basel: Bd. 148, fol. 82^v; Protokolle des Kleinen Rates, 13. Januar 1776, Staatsarchiv Basel: Bd. 149, fol. 11^v.
- 46 Vgl. Eintrag von János Papai ins Stammbuch von Nikolaus Peer, 1. Juli 1776 (»6489«), Zentralbibliothek Zürich: Z II 646, fol. 12^r; vgl. BERNHARD, Jan-Andrea: »Ich bin nur einmal Freund... Deß will ich stets verbleiben.« Gelehrtenkontakte zwischen Ungarn und den Drei Bünden (1650–1800), in: Bündner Monatsblatt 2009, S. 383.
- 47 Vgl. Eintrag von János Papai ins Stammbuch von Petrus Dominicus Rosius à Porta, August 1776 (»6489«), Staatsarchiv Graubünden: D/V/37 B 12.7, S. 42; vgl. BERNHARD (wie Anm. 2), S. 46–67; DERS. (Hg.): Petrus Dominicus Rosius à Porta: Album amicorum. Egy Magyarországon és Erdélyben tanult svájci diák emlékkönyve, Tonk Sándor előszójával (Erdélyi tudományos füzetek, Bd. 234) Kolozsvár 2001, S. 69.
- 48 Eintrag von János Papai, s.d. [1776], in: Album amicorum von Ursula Staehelin, fol. 74^r.
- 49 Vgl. HEGYI (wie Anm. 34), S. 61; SZABÓ, Miklós/Szögi, László: Erdélyi peregrinusok. Erdélyi diákok európai egyetemeken 1701–1849, Marosvásárhely 1998, S. 354. 361.
- 50 Vgl. HEGYI (wie Anm. 34), S. 62; TRIET (wie Anm. 44), S. 355.
- 51 Eintrag von József Galamb, 29. März 1777, in: Album amicorum von Ursula Staehelin, fol. 30r.
- 52 Eintrag von Sámuel Szent-Iványi, 29. März 1777, in: Album amicorum von Ursula Staehelin, fol. 28^r.
- 53 Vgl. HEGYI (wie Anm. 34), S. 62; TRIET (wie Anm. 44), 356.

- 54 Eintrag von Sámuel Szent-Iványi, 29. März 1777, in: Album amicorum von Ursula Staehelin, fol. 28^r.
- 55 Vgl. Intelligenzblatt der Allgem. Literatur-Zeitung, Nr. 93 (12. Juli 1806), S. 737.
- 56 Vgl. BOZZAY, Réka/LADÁNYI, Sándor: Magyarországi diákok holland egyetemeken 1595–1918 (Magyarországi diákok egyetemjárása az újkorban, Bd. 15) Budapest 2007, S. 116; HEGYI (wie Anm. 34), S. 101.
- 57 Eintrag von Mihály Katona, s.d. [1778], in: Album amicorum von Ursula Staehelin, fol. 42^v.
- 58 Vgl. HEGYI (wie Anm. 34), S. 63.
- 59 Eine Immatrikulation fehlt hingegen (vgl. TRIET (wie Anm. 44), S. 376).
- 60 Eintrag von István B. Nagy, 18. Februar 1780, in: Album amicorum von Ursula Staehelin, fol. 11^r.
- 61 Sie sind noch heute verschiedentlich auf dem Antiquitätenmarkt zu finden.
- 62 Als in Kronstadts Vorstadt Blumenau eine lutherische Kirche gebaut wurde, hat Joseph Litsken dafür viel Geld gespendet, so dass noch heute eine Gedächtnistafel hängt: *Litsken József nagy jóltevőnk szül. Brassóban máj. 13-án 1759-ben, meghalt Bécsben máj. 10-én 1838-ban.*
- 63 Vgl. Martin Litsken an Joan Manikati Saphrani, 11. August 1781, in: SAPHRANI, Joan Manikati: *De clysteribus eorumque effectibus ... pro gradu Doctoris in Medicina honoribus ac privilegiis solemniter impetrandis a. d. XI. Aug. MDCCLXXXI...*, Halle 1781. Zu Joan Manikati Saphrani vgl. OFFNER, Robert: *Deutsche Universitäten als Ausbildungsstätten siebenbürgischer Mediziner von den Anfängen bis zum Jahr 1850*, in: *Fata/Schindling* (wie Anm. 1), S. 301. 304. 312. 340.
- 64 Das Institut wurde 1792 aufgelöst und der Nachlass den Francke'schen Stiftungen überlassen.
- 65 Vgl. BOCHINGER, Christoph: *J. H. Callenbergs Institutum Judaicum et Muhammedicum und seine Ausstrahlung nach Osteuropa*, in: Wallmann, Johannes/Sträter, Udo (Hg.): *Halle und Osteuropa. Zur europäischen Ausstrahlung des hallischen Pietismus* (Hallesche Forschungen, Bd. 1) Tübingen 1998, S. 331–348; ZIMMERMANN, Ernst, et alii (Hg.): *Allgemeine Kirchenzeitung, zugleich ein Archiv für die neueste Geschichte und Statistik der christlichen Kirche*, Bd. 43, Darmstadt/Leipzig 1864, S. 379.
- 66 Vgl. DE LE ROI, Johannes Friedrich Alexander: *Die evangelische Christenheit und die Juden in der Zeit der Herrschaft christlicher Lebensanschauungen unter den Völkern: A. Zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts, das europäische Festland während des 19. Jahrhunderts*, Bd. 2, Berlin 1891, S. 45.
- 67 Seyberth war zeitenweise auch als Judenmissionar in der Schweiz tätig (vgl. JANNER, Sara: *Judenmission in Basel in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Ein Forschungsbericht*, in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 104 (2004), S. 41).
- 68 Reisetagebuch von Martin Litsken, in: BEYER, Justus Jsrael (Hg.): *Fortgesetzte Nachricht von der zum Heil der Juden errichteten Anstalt ...*, 11. Stück, Halle 1787, S. 113.
- 69 Der Eintrag V. Könyis hat nicht nur kein Datum, sondern gibt auch keine Auskunft darüber, wer Mihály V. Könyi (Vár Könyi?) war, und warum er sich in der Schweiz aufgehalten hat (vgl. Eintrag von Mihály V. Könyi, s.d., in: Album amicorum von Ursula Staehelin, fol. 65^v).
- 70 Vgl. Anna Schlatter's Leben (wie Anm. 30), S. LIII.
- 71 Eintrag von Martin Litsken, 6. August 1782, in: Album amicorum von Ursula Staehelin, fol. 79^v.
- 72 Vgl. HEGYI (wie Anm. 34), S. 61 ff. 75 f. 99–102.
- 73 Vgl. BERNHARD (wie Anm. 17), passim; DERS. (wie Anm. 37), passim; LENGYEL, Imre: *A svájci felvilágosodás és Debreceni kapcsolatai*, in: *Könyvtár* 9 (1973), S. 211–257.
- 74 In der reformierten Kirche Siebenbürgens konnte sich die reformierte Orthodoxie rund 50 Jahre länger halten (vgl. BERNHARD (wie Anm. 40), S. 824–837).

Johannes Werner

SEIN HERZ ABER BLIEB AM SEE

Konrad Gröber über Konstanz

Konrad (erst später: Conrad) Gröber¹ wurde am 1. April 1872 in Meßkirch geboren; der Vater war Schreiner, und alles deutete darauf hin, dass der Sohn in seine Fußstapfen treten würde. Dieser aber wollte höher hinaus, hatte offenbar nicht nur den Zug, sondern auch das Zeug dazu, und nachdem der gleichnamige Onkel, der als Pfarrer in Wieden im Schwarzwald amtierte, ein gutes Wort eingelegt und einen Zuschuss zugesagt hatte, wurde beschlossen, ihn auf eine höhere Schule zu schicken. Also kam im Jahre 1884 der kleine Konrad nach Konstanz, wo der heilige Konrad, sein Namenspatron, gelebt und gewirkt hatte, und dann sogar noch ins Konradihaus, dessen Zöglinge das örtliche Gymnasium besuchten. Und hier gingen ihm die Augen auf.

DIE STADT AM SEE

Alte, ehrwürdige, schöne, herzlich liebe Stadt! Wie viel hast du erlebt, erstritten und erlitten, seitdem die Römer ihr Kastell zwischen der Bucht des Sees und dem ausströmenden Rhein erbauten! Noch ehe das große Konzil in dir voll Pracht und Ohnmacht zusammentrat, war dein Name schon ruhmvoll im europäischen Mund. Auch jetzt vergisst dich zeitlebens keiner, der länger oder öfters in dir wohnte und die Herrlichkeit deines blühenden Frühlings, das Schimmern des sommerlichen Sees und die goldene Fülle deines Herbstes mit offenen Augen sah. Selbst die winterlichen Nebel, die andern oft so missfallen und sie aus Konstanz verscheuchen, sagten mir jungem Menschen merkwürdigerweise zu. See, Stadt, selbst die Villen und Menschen in der Nähe verschleierten sich mit wachsender Dichte, vom Hauch angefangen, der die Konturen mildert und verwischt und die Farben bleicht und patiniert, bis zur Nebelwand, hinter der alles wie jenseits einer Mauer verschwindet. Man hörte dann nur das tönende und vertönende Kommen und Gehen unsichtbarer Wesen, das langsame Tropfen von den Bäumen oder das gleichmäßige Verschäumen der ruhelosen Wellen, das dumpfe Stampfen der Dampfboote, das wimmernde Läuten der Schiffsglocken und das warnende Heulen der Nebelhörner. Über die Rheinbrücke aber donnerten in fahrplanmäßigen Abständen die Züge am Inselhotel vorbei, hinein in die am See gelegene Station.²

Gröber, der außer der mageren Ablach, die durch Meßkirch floss, kein Gewässer gekannt hatte, erblickte nun den See – und in ihm, in seinem Spiegel, sich selber, mit allen seinen nur zu rasch wechselnden, ins Gegenteil umschlagenden Stimmungen.

Wie oft bin ich an seinen Ufern gesessen und habe ihn studiert, die zitternden Schatten der Uferbäume, die Silhouetten des alten Inselklosters und der breitgeschweiften Stadt. Der See ist wetterwendisch und launisch wie die ganze Natur. Heute lächelt er sonnig im hellblauen Gewand, morgen dunkelt er wie die Wolken, die sich darüber hinwegwälzen und zu grollenden Gewittern verknäueln. Heute blitzt er auf, als wäre er besät mit Millionen von Diamanten, und morgen hüllt er sich in dichte Nebelschwaden, dass man keine zehn Schritte weit sieht und die Nebelhörner den ganzen Tag aus Angst um die sichtlosen Dampfschiffe heulen. Heute schaukelt er die großen Fischerkähne und Segelboote mit ihren glänzend weißen Tuchflächen geduldig und trägt sie willig nach Meersburg oder ans schwäbische Ufer. Morgen öffnet er seine Tiefen und zieht junge, lustig badende oder töricht gondelnde Menschen ohne Erbarmen hinab in seinen Schlund. Heute kräuselt und wellt und streckt er sich wohligh im Föhn und spiegelt die weißen, kleinen, gespitzten Wolken wider, die am Himmel fliegen, und morgen peitscht ihn der Sturm, dass die Wogen mit weißem Gischt haushoch über die Dämme klatschend springen und spritzen.

Jenseits der Konstanzer Bucht liegen die Schweizer Vorberge und der königlich thronende Säntis in seinem gefleckten Hermelin. Manchmal war in dieser Richtung die Luft so klar, dass man die Häuser am Rorschacherberg bei Heiden noch sehen konnte und das Aufblitzen und Funkeln ihrer Fensterscheiben in der untergehenden Sonne. Nach Westen leuchtete der Untersee wie flüssiges Gold. Die Reichenau, die ›augia dives‹, schwimmt darauf wie ein riesiges, schwerbemastetes Schiff, und der Hegau erscheint, vom stumpfen Hohentwiel mächtig überragt, als eine Fortsetzung des Sees.³

LEHRER UND SCHÜLER

Als Gröber diese Sätze schrieb, hatte er Konstanz schon längst verlassen; war er, nach seinem 1891 bestandenen Abitur, nach Freiburg gegangen, um Theologie zu studieren und Priester zu werden; hatte aber auch Freiburg schon wieder verlassen. Als er diese Sätze schrieb, war er, seit 1893, Alumnus am ›Collegium Germanicum et Hungaricum‹ in Rom.

Rom war, begreiflicherweise, eine neue, andere Welt. Gröber ließ sich auf sie ein, nahm sie, die es so längst nicht mehr gibt, mit allen Sinnen in sich auf und hielt sie in einzigartigen Beschreibungen fest. (Da waren, nur zum Beispiel, die Bäuerinnen aus der Campagna, die, barfuss und mit ihren Körben auf den bezopften Köpfen, singend in die Stadt zogen, oder die Hirten, die ihre Ziegen, die sie auf Wunsch molken, durch die Stadt trieben.) Aber je mehr ihn diese Gegenwart gefangen nahm, desto mehr stiegen die Bilder der Vergangenheit in ihm auf; viele, in der räumlichen wie zeitlichen Entfernung nur um so heller leuchtende aus dem heimatlichen Meßkirch, aber auch solche aus Konstanz; und solche vor allem dann, wenn ein ehemaliger Mitschüler aufkreuzte.

Schulerinnerungen werden wieder wach und sammeln sich zu einem mehr ergötzlichen als klassischen Bildersaal. Wir reden von Amersbach, von Brugger, von Schnarrenberger und Philipp Ruppert, der ein Meister ist in der lokalgeschichtlichen Forschung, aber im Unterricht uns langweilte und mit seinem Erinnerungsknoten am Taschentuch und seinen langweiligen grammatikalischen Erklärungen zu Julius Cäsar ›De bello gallico‹ den Eindruck erweckte, als wäre er ein zerstreuter Kauz oder ein billiger philologischer Denker. Der alte Eiselein, der ›Dachs‹, hinkt mit seinen großen latschigen Schuhen wieder die Klasse auf und ab und spürt mit Argusaugen vergeblich den Störenfrieden und Einsagern nach. Der ›Dachs‹ war unstreitig ein trefflicher Graezist und Latinist, er hörte aber nichts mehr und persiflierte sich selbst, weil er immer wieder aus ›Zar und Zimmermann‹ zitierte: »Ich bin klug und weise und mich betrügt man nicht!« Und er wurde hinters Licht geführt, dass wir im Dunkeln munkeln konnten. Köstlich seine Verbesserungen unserer griechischen und lateinischen Stile! Rote Tinte genügte ihm nicht, er nahm noch grüne, blaue, violette und gelbe zu Hilfe, so dass unsere Blätter aussahen wie etwa ein Gemälde der französischen Pointillisten. Sein Freund von Sallwürk sitzt jetzt wieder mit viertel- bis halbstündiger Verspätung auf dem mathematischen Katheder und versteckt sich hinter das große Format seiner ›Frankfurter Zeitung‹, während wir Gleichungen aus dem alten ›Bardey‹ lösen sollen, wobei es aber bleibt. Klöck, der Einzige, war dazu fähig, und das genügte für ihn, so dass er befriedigt mit seinem dicken Zeigefinger über seine rötliche kurze Nase strich und mit dem feststehenden Spruch: »So ist es!« die verleierte Stunde beschloss. Sallwürk ist ein wirkliches Genie, wie ich ein zweites bisher nicht mehr traf, aber mit dem Leben schicksalhaft zerfallen, weil ihn vor Jahren seine Braut just vor dem Traualtar schnöde im Stiche ließ. Jetzt ist er verbummelt und als Zwangsjunggeselle im ›Barbarossa‹ bis tief in die Nacht in Weinlaune festgenagelt. Doch trotz aller seiner Fehler bleibt er, wenn es drauf und dran kommt, ein Edelmann mit Mut und unbestechlichem Charakter. Hubert Pax aus Bonn glänzt wieder in der Untersekunda durch sein unehrliches Nichtswissen. Es wird mir nicht leicht, dieses harte Urteil über ihn zu fällen, aber er tat nicht nur mir, sondern auch meinem Glauben unrecht und brachte mir bittere Stunden. Wie ich höre, hat er sich in den letzten Jahren wieder gewandelt und manches Verderbliche gutgemacht.⁴

Ja, auch im fernen Rom behielt Gröber seine alte Schule im Auge; war dankbar für alles, was er erfuhr, und schrieb es auf.

Der alte Direktor Emanuel Forster ist tot. Er war ein Original, ein gütiger Mensch, ein tüchtiger Philologe und im Herzen ein gläubiger Christ, der leider einen wenig würdigen Tribut der Menschenfurcht zollte. Ich traure ihm in Dankbarkeit nach. Er brach während der Zehnurpause in Gegenwart zweier Primaner, vom Schlag getroffen, zusammen. Professor Kimmig, der leidenschaftliche Geiger und Raucher und nicht schlechte Poet, doziert immer noch anregend Tacitus, Horaz und seinen Liebling Catull. Schellhammer, der Physiker und Mathematiker mit dem herben Zug zwischen Nase und Mund und der Melancholie in den dunklen, grauen Augen, schlägt sich wie früher ohne großen Erfolg mit dem Unverstand seiner oberen Klassen herum. Alle achten ihn als grundgescheitern Kopf und vorzüglichen Charakter, aber fast alle fürchten ihn auch ein wenig. Und doch bricht er mit seinen Noten einem mathematischen Stümper nur selten das Genick. Er weiß es: Man kann auch ein gescheiter und guter Mensch sein, ohne etwas von der Infinitesimalrechnung zu verstehen.⁵

Es war sein ehemaliger Deutsch- und Geschichtslehrer, nämlich Wilhelm Martens, der Gröber diese Neuigkeiten überbrachte; und der ehemalige Mitschüler, mit dem Gröber in Erinnerungen schwelgte, war Fidelis Molitor, inzwischen Frater Raphael in S. Anselmo, der Hochschule der Benediktiner, auf dem Aventin. (Er tat sich später als Musiker und Musikwissenschaftler, aber auch als Kirchenrechtler hervor, wurde Abt von Gerleve und Präses der gesamten Beuroner Kongregation.)

Man sprach über die alten Lehrer; sie hießen mit vollem Namen, den Gröber fast nie nennt: Karl Amersbach, Martin Brugger, Friedrich Eiselein, Emanuel Forster, Otto Kimmig, Hubert Pax, Philipp Ruppert, Otto von Sallwürk, Franz Schellhammer, Wilhelm Schnarrenberger (und natürlich Wilhelm Martens). Gröber nennt, ebenfalls nur unvollständig, auch die Namen derer, die in seiner Klasse saßen, und sagt, soweit er kann, was er von ihnen weiß: Hugo Baur, Konrad Beyerle, Robert von Blittersdorf, Max Föhrenbach, Adolf Gamon, Matthäus Grieshaber, Ludwig Haunz, Adolf Klöck, Walter von Kranz, Josef Lohr, Karl Ott, Hermann Romer, Oskar Schanno, Richard Schmutz, Wilhelm von Scholz, Josef Senn, Julius Weiss, Wilhelm Weisser; hierher gehört dann leider auch *der stinkfaule und großstädtisch verdorbene G.*⁶, über den sich Gröber sonst in Schweigen hüllt. Manche sollten noch von sich hören lassen, etwa Scholz, *der mir einmal seine Primanergedichte an seine Berliner Lotte zur Begutachtung übergab*⁷; es waren *frühjugendliche, aber recht wenig ursprüngliche Gedichte, und sie ließen auf keine kommende Größe schließen, während er in der Tat jetzt schon als ein geborener und guter Dichter sich bewies*⁸.

WIEDER IN KONSTANZ

Ein solcher Dichter, oder ein Maler oder Musiker, hätte der hochbegabte Gröber vielleicht auch werden wollen, auch können; aber sein Erzbischof holte ihn zurück, sobald er seine römischen Studien abgeschlossen hatte, und schickte ihn als Kaplan nacheinander nach Ettenheim, nach Karlsruhe und dann, im August 1901, als Rektor an das Konradihaus in Konstanz, aus dem er selber hervorgegangen war. Nicht, dass er sich für diese Stelle besonders geeignet oder dass sie ihm gefallen hätte, und so war er froh, als er im Oktober 1905 als Pfarrer an die Dreifaltigkeitspfarrei, wiederum in Konstanz, wechseln konnte.

Als Pfarrer war Gröber eher in seinem Element. Er versah die Seelsorge mit allem, was dazugehörte, renovierte die Kirche, unterrichtete an zwei Schulen, leitete acht Vereine, mischte sich – nicht zuletzt als gewählter Stadtverordneter – mit Wort und Schrift in viele Diskussionen ein. Übrigens kreuzte sich in jenen Jahren sein Weg mit dem eines Schülers, der ebenfalls als Handwerkersohn in Meßkirch geboren worden war und Priester werden wollte, es aber nicht wurde, auch weil Gröber ihn, ohne es zu wissen und zu wollen, zur Philosophie führte: Martin Heidegger.



Abb. 1: Gröber als Alumnus des ›Collegium Germanicum et Hungaricum‹ in Rom (2. v. r., mit verschränkten Armen)

Auch als Pfarrer am Münster, als welcher er im Juli 1922 investiert wurde, setzte er die geliebten und gewohnten Tätigkeiten fort. Das Münster renovierte er nun ebenfalls, rechtzeitig zum St.-Konrads-Jubiläum im November 1923, das er wie nebenbei organisierte, und trat mit zahlreichen Veröffentlichungen zur Geschichte der Stadt (aber zugleich zu vielen anderen, religiösen und politischen Themen) hervor. Er schrieb etwa über das Konstanzer Münster, die Konstanzer Münsterrestaurationen, die katholischen Stadtpfarrkirchen in Konstanz, die Dreifaltigkeitspfarre in Konstanz, das Jesuitengymnasium und -kolleg in Konstanz, über die alten Kirchen und den Kirchenbau in Petershausen, über die Vorgeschichte des Konzils von Konstanz, über die Reformation, die Pest und den Altkatholizismus in Konstanz, über ein altes Konstanzer Prozessionale, über Grabstätten von Konstanzer Bischöfen in Rom, über Heinrich Seuse, Ignaz Heinrich von Wessenberg, Rudolf Freidhof und Ferdinand Schober.⁹ Bei seinem silbernen Priesterjubiläum, das mit dem Konradifest von 1922 zusammenfiel, gestand er, dass er nun mit *ganzer Seele ein Konstanzer*¹⁰ sei; und als man ihn im Mai 1925 als Domkapitular nach Freiburg berief, versicherte er, dass er zurückkehren und seine letzte Ruhestätte in *der alten Constantia finden*¹¹ werde. Doch hier irrte Gröber.

Zum Abschied schwang er sich gar zu einem Gedicht auf, das 1926 in der Beilage zur ›Deutschen Bodensee-Zeitung‹ erschien:

Deutschen Reiches Ehrenpforte, Stadt am Bodensee und Rhein!
 Lebenskraft und Liederworte will ich dir in Treue weih'n.
 Keine Stadt in deutschen Gauen mir in's Herz so freundlich sah.
 Gott dich schütze, Gott dich segne, Heimatstadt Constantia!

Andre preisen ihre Städte. Wer ist reich wie du an Reiz?
 Rings der Hügel blaue Kette, ferne blitzt der Firn der Schweiz.
 Und der See rauscht dir zu Füßen, und der Rheinstrom singt es nah:
 Gott dich schütze, Gott dich segne, Heimatstadt Constantia!

Könige und Kaiser stritten kühn um dich im Kampffeschweiß,
 Deiner Frau'n Gestalt und Sitten, deiner Bürger Kunst und Fleiß
 War dein Ruhm von Nordlands Meeren bis zum Strand der Adria,
 Gott dich schütze, Gott dich segne, Heimatstadt Constantia!

War dein Stern auch im Erbleichen, fiel auch welk des Lorbeers Kranz,
 Trotzend allen Schicksalsschlägen, deine Schönheit blieb dir ganz.
 Gläub'ger Sinn und mannhaft Schaffen, deutsche Treue blühen da.
 Gott dich schütze, Gott dich segne, Heimatstadt Constantia!

Wenn einst fern vom Vaterherde mich erfaßt des Sterbens Weh,
 Senkt mich in die heil'ge Erde meiner Stadt am Bodensee!
 Glockenklang und Wellenrauschen – letzter Gruß – der Heimat nah:
 Gott dich schütze, Gott dich segne, Heimatstadt Constantia!¹²

Noch in seinen römischen Tagen hätte Gröber, ohne auch nur nachzudenken, Meßkirch und nicht Konstanz als seine Heimatstadt bezeichnet.¹³

VON FREIBURG AUS

Auch in Freiburg war Gröber, wie zu erwarten, rastlos tätig. Man vertraute ihm das liturgische und kirchenmusikalische Referat an und beauftragte ihn mit der Erarbeitung des neuen diözesanen Gesangbuchs; außerdem wurde er in die Vorbereitung der Generalversammlung der deutschen Katholiken eingebunden, die vom 28. August bis zum 1. September 1929 in Freiburg stattfand. Zu diesem Anlass fanden sich viele hochgestellte Gäste ein, und keiner stand höher als Eugenio Pacelli, der Apostolische

Nuntius (und spätere Papst Pius XII.). Schon am Vormittag des ersten Tages kam er mit dem Schnellzug aus Berlin, wo er seit 1925 residierte, und wurde erst auf dem Bahnhof und dann, nach einer triumphalen Fahrt durch die Stadt, im Münster begrüßt, und dann noch einmal am Abend bei einer Feier in der Schwarzwaldhalle auf dem Messplatz. Aber am nächsten Tag, einem Donnerstag, verließ er Freiburg und begab sich auf eine dreitägige Reise ›durch den Schwarzwald an den Bodensee‹, von der er am Samstag wieder zurückkehrte. An ihr nahm, außer ihm selber, einer seiner Sekretäre teil, nämlich P. Eduard Gehrmann SVD; außerdem Prälat Ludwig Kaas, Mitglied des Reichstags und Vorsitzender der Zentrumsparlei, sowie Domkapitular Gröber, der die Reise vorbereitet hatte und sie anschließend auch beschrieb.¹⁴

Die Reise führte u. a. nach St. Georgen, Kirchhofen, St. Trudpert, Neuhöf, Wieden, Utzenfeld, Schönau, Herrenschwand, Todtmoos, St. Blasien, Kappel, Lenzkirch, Friedenweiler, Unterbränd, Bräunlingen, Hüfingen, Almendshofen, Donaueschingen, Pfohren, Geisingen, Immendingen, Möhringen, Beuron, Werenwag, Kreenheinstetten, Rohrdorf, Meßkirch, Kloster Wald, Pfullendorf, Heiligenberg, Salem, Birnau, Überlingen und nochmals nach Beuron. Sie führte nicht nach Konstanz, aber doch an den Bodensee.

Wie grüsse ich dich wieder, o See! Die Träume meiner Jugend habe ich an dir selig verträumt und die beste Kraft meines reiferen Alters der ehrwürdigen Stadt dort drüben geschenkt, die hinter der Mainau liegt an den Toren der Schweiz. Wie schön ruhst du vor uns, eben und blank wie ein Spiegel, oder geschliffener Marmor, tiefblau wie der Himmel, glitzernd im Gefunkel der Sonne. Es ist, als ob du kaum atmest, wie ein schlafendes Kind.¹⁵

Die Birnau war es, die Gröber zu diesem Hymnus inspirierte. Und hier war auch ein ehemaliger Mitschüler, sein alter wackerer Freund *Commendatore Baur von Konstanz* [...], auf zwei Stöcke gestützt, in geziemender Ordenstracht zur Begrüssung bereit¹⁶. Gröber begegnete ihm, der politisch im anderen Lager stand, gewiss mit gemischten Gefühlen.

Für Gröber war diese Reise, zumal mit Meßkirch als einer ihrer Hauptstationen, auch eine in die eigene Vergangenheit; und zugleich ein Schritt in die Zukunft. Der Nuntius und seine Begleiter müssen von der organisatorischen Meisterleistung, die Gröber vollbrachte, beeindruckt gewesen sein. Allein am ersten Tag wurden rund 25 Orte besucht, und überall krachten die Böller, flogen die Fahnen, knieten die Menschen am Straßenrand und strömten in die Kirchen, begrüßten die Pfarrer mit mühsam gedrechselten Sätzen den hohen Gast. Der Nuntius, der 1930 zum Kardinalstaatssekretär aufrückte, hatte zweifellos seine Hand im Spiel, als Gröber schon 1931 zum Bischof von Meißen und 1932 zum Erzbischof von Freiburg ernannt wurde. Im November desselben Jahres machte man Gröber auch zum Ehrenbürger der Stadt Konstanz.

DAMALS WIE HEUTE

Wenn immer Gröber einen Anlass fand, das Lob der Stadt am See anzustimmen, nahm er ihn wahr; er tat es auch im Rahmen seines Buches über Heinrich Seuse, der aus Konstanz stammte. Zwar hat der mittelalterliche Mystiker seine Liebe zur Heimat nirgends explizit zum Ausdruck gebracht, aber Gröber glaubte sie zwischen den Zeilen lesen zu können.

Wir können diese stille, unauslöschliche, kindliche Liebe begreifen. Schon damals besaß die Stadt ihren ganz eigenartigen, durch ihre Lage und ihre Geschichte überreichlich bedachten Reiz. Was einen Flecken Erde unvergeßlich machen kann, war ihr in überschäumender Fülle geschenkt: der See, mit seinem oft so friedlichen Antlitz und schalkhaft lustigem Spiel, oder mit seiner graustählern ernsten, drohenden Miene und weithin hörbaren, anschwellenden Stimme, oder gar mit seinem wild grollenden Gesicht und furchtbar sich entladenden Zorn; der Rhein, der wie ein geläuterter Mensch nun seine Reise an der klösterlichen Reichenau vorbei durch die Engpässe bei Schaffhausen in die deutschen Gaue antritt; die Hügel, die in der Nähe mit Reben umspinnen oder mit Burgen, Kirchen und Kapellen gekrönt sich wie Kerzen auf dem Gottesaltar erheben; die Alpen mit den abendlich wie Feuer glühenden Firnen in oft so greifbarer Nähe, zumal wenn der Föhn vom Rheintal her mit schwüler Wärme heranfliegt oder als gewalttätiger Sturmwind bei klarstem weißblauem Himmel an den Wogen und Wäldern sich auslebt. Ein Straßenbild endlich voll Romantik und unterhaltsamer Wirklichkeit mit den dunklen, kühlen Lauben, den hochgezintten Mauern, den trutzigen Türmen und den eisenbeschlagenen Toren.¹⁷

EPILOG

Auf seiner Reise, die ihn 1929 mit dem Apostolischen Nuntius durch den Schwarzwald an den Bodensee führte, erinnerte sich Gröber an Ferdinand Schober, einen Priester, der wenn auch nicht aus Meßkirch, so doch aus Pfullendorf stammte; der, wie er, die Kunst und die Musik liebte, Rektor am Konradihaus in Konstanz und Domkapitular in Freiburg wurde. Sein Herz aber blieb am See.¹⁸ In gewisser Weise gilt dieser Satz für Gröber selber.¹⁹ *Und der See blaut und blüht und spiegelt seine grünenden Ufer wider wie ehedem²⁰.*

Anschrift des Verfassers:

Dr. Johannes Werner, Steinstr. 21, D-76477 Elchesheim

johannes.werner@wilhelm-hausenstein.de

ANMERKUNGEN

- 1 Zur Biographie vgl. vor allem BEER, Alfred: Erzbischof Dr. Conrad Gröber. Ein Lebensbild. Konstanz o.J.; KELLER, Erwin: Conrad Gröber. 1872–1948. Erzbischof in schwerer Zeit. Freiburg/Basel/Wien 1982.
- 2 GRÖBER, Conrad: Römisches Tagebuch. Hg. von Johannes Werner. Freiburg/Basel/Wien 2012, S. 262 f. – Der hier vorgelegte Text beruht auf einem der sehr wenigen Exemplare, die sich erhalten haben. Er wurde, wie es scheint, aus dem verschollenen, vermutlich stenographischen Original um 1943 direkt in die Maschine diktiert und dann mehrfach korrigiert: durch Überschreibungen noch auf den Wachsmatrizen, dann aber auch durch maschinen- und handschriftliche Einfügungen in den Abzügen; die letzteren stammen möglicherweise von des Autors eigener Hand. Freilich blieb noch eine Unmenge von grammatischen, orthographischen und Interpunktions-Fehlern stehen, die hier stillschweigend berichtigt wurden.
- 3 GRÖBER (wie Anm.2) S. 101.
- 4 GRÖBER (wie Anm.2) S. 310 f.
- 5 GRÖBER (wie Anm.2) S. 100.
- 6 GRÖBER (wie Anm.2) S. 346.
- 7 GRÖBER (wie Anm.2) S. 345.
- 8 GRÖBER (wie Anm.2) S. 123. – Auch im Hinblick auf die in ihm erwähnten (rund 800) Personen erweist sich das ›Römisches Tagebuch‹ als eine Quelle, eine bislang freilich verborgene und verschüttete, die freizulegen sich lohnte.
- 9 Vgl. KELLER (wie Anm.1) S. 362–366 und passim. – Einiges davon in: GRÖBER, Conrad/MERK, Alfred (Hg.): Das St. Konrads-Jubiläum 1923. Jubiläum der Heiligensprechung und des 1. Konradifestes 26. Nov. 1123. Festbericht mit Festblättern nebst Illustrationen. Konstanz o.J. – In diesem Zusammenhang erwähnt Gröber auch, dass er zu seiner Arbeit über das Jesuitenkolleg und -Gymnasium durch seinen Jugendfreund, den trefflichen Kenner und Förderer der Konstanzer Lokalgeschichte, Herrn Dr. Konrad Beyerle, o.ö. Universitätsprofessor in Breslau, angeregt wurde: GRÖBER, Konrad: Geschichte des Jesuitenkollegs und -Gymnasiums in Konstanz. Konstanz 1904, S. III.
- 10 Zit.n. KELLER (wie Anm.1) S. 103.
- 11 Zit.n. KELLER (wie Anm.1) S. 111.
- 12 Zit.n. BEER (Anm.1) S. 40.
- 13 Vgl. GRÖBER (wie Anm.2) S. 221–227.
- 14 Diese Beschreibung ist mehrfach, jedoch meist in fehlerhafter und verfälschter Form veröffentlicht worden. Der Verf. wird im FDA 2013 eine textkritische Edition der ursprünglichen, im Erzbischöflichen Archiv in Freiburg erhaltenen Fassung vorlegen.
- 15 GRÖBER, Conrad: Mit dem Apostolischen Nuntius durch den Schwarzwald. Erzbischöfliches Archiv Freiburg (Nb8/80), S. 31f.
- 16 GRÖBER (wie Anm.15) S. 32. – Hugo Baur (1869–1941), Rechtsanwalt und Politiker, 1925 von Pius XI. zum Commendatore des Ordens vom hl. Gregor dem Großen ernannt, ab 1927 teilweise gelähmt; vgl. BAUR, Hugo: Mein politischer Lebenslauf. Konstanz 1929.
- 17 GRÖBER, Conrad: Der Mystiker Heinrich Seuse. Die Geschichte seines Lebens. Die Entstehung und Echtheit seiner Werke. Freiburg 1941, S. 213. – An anderer Stelle beschreibt Gröber das laute Treiben der Handwerker in der mittelalterlichen Stadt (S. 14f.; vgl. auch S. 27f.).
- 18 GRÖBER (wie Anm.15) S. 26.
- 19 Noch zu später Stunde, ja jetzt erst recht, blickte er zurück; so etwa in einem Hirtenbrief zur Vollendung seines 70. Lebensjahres: Es war ein heiterer Julitag, an dem wir das Gymnasium verließen. Der See blaute uferlos und sonnig wie der weite Horizont und tänzelte vor uns in leichtem Wellenspiel. Die duftigen Säntisfernen lockten durch ihre zarte Verschleierung noch mehr an als beim föhning ungetrübten Blick. Und vor uns lag die Zukunft mit dem hohen priesterlichen Ideal! (in: Amtsblatt für die Erzdiözese Freiburg 3/1942, S. 13–23; hier S. 16).
- 20 GRÖBER, Conrad: Mit dem Apostolischen Nuntius durch den Schwarzwald an den Bodensee. Schluss. In: Freiburger katholisches Kirchenblatt 20/1946, S. 197.

Martina Peter

KONZENTRIERTE SACHLICHKEIT

Der Maler Otto Tillkes in Lindau (1923–1930)

Der Künstler Otto Tillkes (1884–1949) ist heute weithin vergessen. Viele seiner Arbeiten sind – vor allem bedingt durch die beiden Weltkriege des 20. Jahrhunderts – verloren gegangen oder verbrannt. Das verbliebene Oeuvre ist im Privatbesitz und im Kunsthandel verstreut. Soweit bekannt, hat bisher nur ein Museum² eine Sammlung seiner Werke begonnen. Einzelausstellungen seiner Arbeiten gab es bisher ebenso wenig wie Monografien über ihn. Auch über seine Biographie sind bisher nur – teilweise in falscher Reihenfolge wiedergegebene – Bruchstücke bekannt.³

Doch das Werk dieses Künstlers zeigt Qualitäten, wegen derer sich eine nähere Beschäftigung lohnt. Der stets gegenständlich malende Otto Tillkes vermochte es, eine konzentrierte Lebendigkeit in der Wirkung zu erzielen, die sich bei wiederholter Betrachtung noch zu steigern scheint.

Insbesondere in Lindau, wo Tillkes von 1923 bis 1930 lebte und wo er auch noch bis Mitte der dreißiger Jahre gelegentlich ausstellte, war er ein viel beschäftigter Maler und Zeichner. Hier schuf er viele seiner Werke, insbesondere Porträts, aber auch Landschaften, Stillleben, Akte und weitere Arbeiten. Otto Tillkes, der ein Mitglied der 1925 am Bodensee etablierten Künstlervereinigung »Der Kreis« war, hat später die Lebensspanne in Lindau als seine produktivste bezeichnet.⁴ Auch deswegen lohnt es sich, auf Spurensuche zu gehen und diesen Künstler gerade in seinem Wirkungskreis in Lindau wieder zu entdecken.

OTTO TILLKES: EIN RASTLOSES LEBEN

Otto Tillkes wurde am 13. Mai 1884 in Krefeld geboren. Er war der zweite Sohn einer aufstrebend-bürgerlichen Familie evangelisch-lutherischen Glaubens, sein Vater war Schneidermeister und Textilhändler. Tillkes' Leben war von Beginn an von häufigen Umzügen und vielen Ortswechseln geprägt. Schon in seiner Kindheit zog die Familie mehrfach um, zuerst nach Zürich und Heilbronn, bevor sie sich 1895 in Pforzheim niederließ.⁵ Otto Tillkes schloss dort im Jahr 1902 die Oberrealschule ab.⁶ Darauf folgten



Abb. 1: Otto Tillkes: Haute Finance im Seebad: »Diese eintönige Wasserfläche schläfert das Denken ein.« »Ja; man vergißt ganz, daß daheim die letzte Bilanz nicht gestimmt hat!« (Jugend 1908, S. 756)



Abb. 2: Otto Tillkes: Aus dem Münchner Quartier latin: »Werde heute forrededen Vera zum Duell.« – »Was ist der Grund, Sonja?« – »Hat Vera behauptet, ich sei nicht neurasthenisch!« (Jugend 1908, S. 1014)

zwei Jahre Ausbildung im Zeichnen und Modellieren an der Pforzheimer Kunstgewerbeschule (1902 bis 1904), in denen er Auszeichnungen erhielt.⁷ Im April 1904 wurde er an der königlich-bayerischen Akademie der Künste in München aufgenommen.⁸ Er studierte dort bis 1907, zunächst in der Zeichenschule von Professor Peter von Halm⁹, später nach eigenen Angaben unter anderem Malerei bei Franz von Stuck.¹⁰ Danach leistete er einen einjährig-freiwilligen Wehrdienst als Offiziersanwärter in München ab.¹¹ In den Jahren 1908 und 1909 lebte er in der Münchener Bohème und veröffentlichte einige Zeichnungen in der für den Jugendstil bildenden Kulturzeitschrift »Jugend«.¹²

Es folgten längere Porträt-Reisen und Paris-Aufenthalte.¹³ Wohl um 1910/1911 herum lernte er, inzwischen ca. 26 Jahre alt, anlässlich eines Porträtauftrags in Bayern seine spätere Ehefrau Martha (geb. Frauer) kennen, die acht Jahre älter war als er und ursprünglich aus Reutin bei Lindau stammte. Martha war zum Zeitpunkt ihres Kennenlernens mit dem Baron Alfons Voith von Voithenberg verheiratet und hatte drei halbwüchsige Kinder. Nach Marthas Scheidung heirateten Otto Tillkes und Martha am 5. Mai 1913 in London und ließen sich in Frankreich nieder.¹⁴

Otto und Martha Tillkes lebten bis kurz vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs im Sommer 1914 in Paris, wo Tillkes als Kunstmaler arbeitete.¹⁵ Im Juli 1914 wurde Tillkes zu einer Militärübung nach Deutschland abberufen und sodann im Rahmen der allgemeinen Mobilmachung als Soldat eingezogen, wo er zunächst an der Ostfront, später

auch an der Westfront kämpfte und zum Leutnant der Reserve befördert wurde.¹⁶ Aus dem Krieg kehrte er nicht unversehrt zurück: Zwar war er mit einer inzwischen ausgeheilten Verwundung am Finger, einer überstandenen Erkrankung an der Ruhr, einem kurierten Nervenleiden und einem Hörschaden noch vergleichsweise »gut dran«, aber insbesondere die fast völlige Taubheit beeinträchtigte ihn später stark.¹⁷ Sehr zu schaffen machte ihm auch, dass er durch die hastige Abreise aus Paris und den sich daran anschließenden Krieg sein Pariser Atelier und nahezu alle seine darin befindlichen Werke verloren hatte.¹⁸

Nach dem Ersten Weltkrieg ließ sich das Ehepaar für ein paar Jahre in der Nähe von Pforzheim im Schwarzwald nieder, zunächst in Hallwangen, dann in Dornstetten.¹⁹

1923 zogen Otto und Martha Tillkes nach Lindau, wo sie bis 1930 lebten. Im Herbst 1930 zog es Otto Tillkes wieder nach München. Er fand dort eine Wohnung in der Theresienstraße 40, gelegen in der Maxvorstadt nahe der Pinakotheken.²⁰ Seine Ehefrau behielt »offiziell« zunächst ihren Hauptwohnsitz in Lindau und meldete sich erst 1936 nach München ab²¹, an sie gerichtete Briefe an die Münchner Adresse deuten jedoch darauf hin, dass sie zusammen mit Otto Tillkes in München wohnte. 1937 bezog das Ehepaar in eine Wohnung in der Barer Str. 88, ebenfalls in der Maxvorstadt. 1939 verstarb Martha Tillkes.²² Otto Tillkes nahm am Zweiten Weltkrieg lediglich als Reservist teil und wurde nur zu temporären Einsätzen an seinem Wohnort München einberufen.²³ Seine Wohnung und Atelier in der Barer Straße wurden im Zweiten Weltkrieg ausgebombt, die meisten seiner Werke verbrannten.²⁴

Otto Tillkes überlebte – anders als in der Literatur bisher angenommen²⁵ – die Bombardierung in München und zog um 1944 mit seiner zweiten Ehefrau Margarethe (geborene Krüger), die er im Dezember 1940 geheiratet hatte, in deren Heimatstadt Uelzen in der Lüneburger Heide. Dort war er weiterhin als Kunstmaler tätig. Er verstarb er am 27. September 1949 im Alter von 65 Jahren.²⁶

Der Künstler hinterließ – für die Hinterbliebenen von Martha Tillkes offenbar überraschend – einen nichtehelichen Sohn gleichen Vornamens, der aus einer Verbindung mit einer Jugendliebe in Pforzheim, Elisabeth Peter, hervorgegangen war (Otto Peter, 1904 bis 1998). Auch gegenüber den Meldebehörden in München, Dornstetten und Lindau hatte Otto Tillkes die Existenz dieses Sohnes nicht angegeben.²⁷

OTTO TILLKES IN LINDAU (1923–1930): EINE PRODUKTIVE PERIODE

Der Aufenthalt von Otto Tillkes in Lindau ist nicht nur in einigen Publikationen erwähnt,²⁸ sondern auch durch zahlreiche Werke, die Mitgliedschaft von Tillkes in der Künstlervereinigung »Der Kreis«, Dokumente aus dem Nachlass sowie Recherchen des Stadtarchivs Lindau in der Einwohnerkartei belegt.²⁹

Als der Künstler mit seiner Frau nach Lindau zog, war er 39 Jahre alt. Das Ehepaar ließ sich bei Tillkes' Schwiegermutter Anna Frauer nieder, die in Lindau-Reutin eine Villa besaß. Vermutlich werden vor allem auch wirtschaftliche Gründe eine Rolle für diesen Schritt gespielt haben – schließlich herrschte in den Jahren 1922 und 1923 aufgrund der Hyperinflation allgemein extreme finanzielle Not. Außerdem ist es denkbar, dass das Ehepaar nach den Jahren des Lebens in einem kleinen Ort im Schwarzwald ohnehin wieder eine Ortsveränderung brauchte. Otto Tillkes hatte das Kriegsende im Lazarett erlebt und war von dort nach Hallwangen entlassen worden.³⁰ Möglicherweise war inzwischen ein gewisser Überdruß des in München und Paris sozialisierten Malers am Landleben eingetreten, so dass sich auch deswegen ein Umzug an den Bodensee anbot. Vielleicht spielten auch familiäre Gründe seiner Ehefrau eine Rolle. Auf jeden Fall war die Entscheidung zum Leben in Lindau in künstlerischer Hinsicht ein wichtiger Schritt in der Biografie des Künstlers, da er hier nicht nur äußerst produktiv war, sondern sich auch in Hinblick auf den Umgang mit der Farbe zu deutlicheren Positionen als bisher weiter entwickelte.

Otto Tillkes malte in der Lindauer Zeit vor allem Porträts, aber auch Landschaften und Stillleben. Daneben betätigte er sich gelegentlich als Zeichner und Grafiker. So zeichnete er für das Lindauer Tagblatt das Strandbad Eichwald, das im Jahr 1930 neu eröffnet wurde, oder entwarf Plakate, etwa für den Bayerischen Ärztetag, der im Juni 1927 in Lindau stattfand oder für die Lindauer Ausstellung für den Gartenbau von 1925. Zudem befinden sich in seinem Nachlass mehrere Zeichnungen weiblicher Akte, die er unter anderem in der Lindauer Zeit schuf.³¹

Gern hätte sich Otto Tillkes, der in Pforzheim auch im plastischen Gestalten ausgebildet worden war und sich ursprünglich als Bildhauer sah,³² auch in Lindau plastisch betätigt. Es wird für diese Zeit über diverse figürliche Kompositionen profanen und religiösen Inhalts berichtet, insbesondere über den Entwurf eines heiligen Abendmahls und den einer Madonna mit dem Kinde.³³ Soweit bekannt, konnten diese Entwürfe jedoch nie realisiert werden. Tillkes blieb daher während seiner Lindauer Zeit bei der Malerei. Wie sich noch zeigen wird, fand das bildhauerische Empfinden in seiner Malweise einen Niederschlag, insbesondere bei den Porträts, wo er die Fläche möglichst plastisch ausformte.

Viele Motive für seine Gemälde fand Otto Tillkes direkt in seinem nahen Lebensumfeld. Er wohnte mit seiner Frau und deren Verwandtschaft (die u. a. aus seiner Schwiegermutter, der Schwester seiner Frau samt Familie und teilweise den Kindern aus der ersten Ehe seiner Frau bestand) zusammen in der Familienvilla der Frauers, der Villa Lugeck im heutigen Lindauer Stadtteil Reutin. Die 1873 erbaute Villa, die der Vater von Martha Tillkes, ein erfolgreicher Fabrikant und Kaufmann, hatte errichten lassen, ist heute noch erhalten. Sie dient inzwischen der evangelischen Gemeinde St. Verena als Gemeindehaus.³⁴ Das Gebäude ist am Hang positioniert und bietet einen schönen Ausblick auf den Bodensee und die Bergwelt der Alpen. Vor der Villa befand sich zu Till-

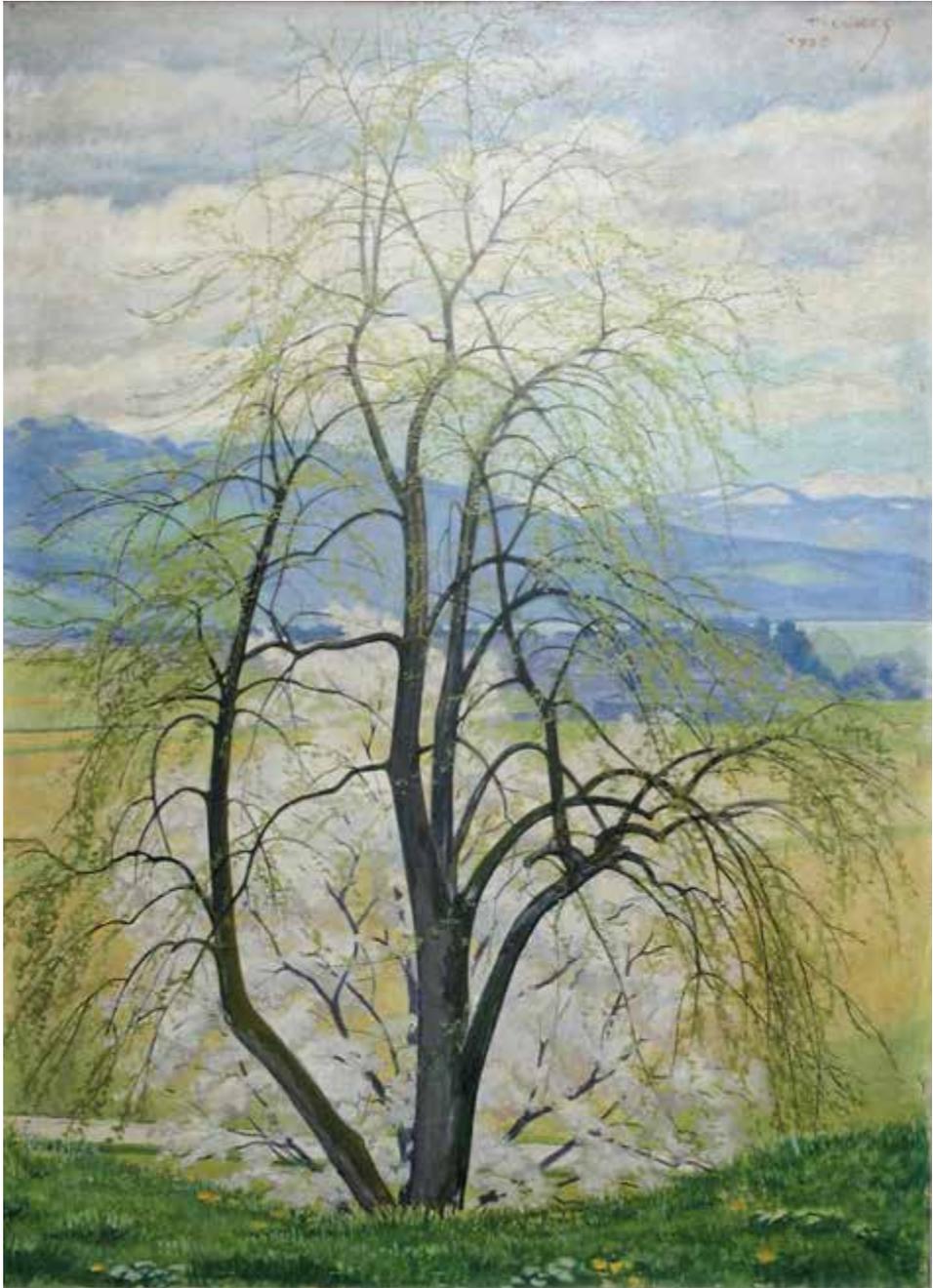


Abb. 3: Otto Tillkes, Parkansicht (1928), Museum Schloß Holdenstedt

kes' Zeiten ein großer Park, der sich weit den Hang hinab in Richtung Bodenseeufer erstreckte.

Tillkes hat in diesem Park viele Motive gefunden. Mehrfach malte er beispielsweise in Blüte stehende Bäume. Einige dieser Bilder sind – anders als der Park, der in den 50er Jahren verkauft, parzelliert und als Wohngebiet bebaut wurde – heute noch erhalten.³⁵

Die Stilleben von Otto Tillkes bilden vor allem Blumen und Blüten ab, darunter viele Topfpflanzen. Entsprechende Motive lassen sich bereits für die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg nachweisen.³⁶ In Lindau malte er unter anderem Geranien und Alpenveilchen, die er vermutlich im Inneren der Villa Lugeck entdeckte und in sein Atelier brachte. Möglicherweise entstand auch bereits hier sein Stilleben »Obst in Glasschale«, von dem später noch die Rede sein wird.³⁷ Von Tillkes' Stilleben sind noch einige Werke erhalten.³⁸

Der Schwerpunkt der malerischen Tätigkeit von Otto Tillkes in Lindau dürfte jedoch auf der Fertigung von Porträts gelegen haben. Tillkes war schon wegen der Anbindung an die gut situierte und hoch angesehene Familie Frauer in Lindau und seines Zusammenschlusses in der Künstlervereinigung »Der Kreis« gut vernetzt. Er malte sowohl wohlhabende Bürger der Stadt, die ihm Porträtaufträge erteilten, als auch Freunde und Bekannte aus dem Umfeld der Künstlervereinigung »Der Kreis«. Leider ist der Verbleib der meisten seiner Porträts heute nicht mehr bekannt. Da er außer den Auftragsarbeiten die meisten seiner Bilder selbst behielt, dürfte ein großer Teil dieser Werke im Zweiten Weltkrieg verbrannt sein.

Nachweislich erhalten sind folgende von Otto Tillkes in der Lindauer Zeit gemalte Porträts: Frau Hildegard Euler, geborene Freiin von Süßkind (1926 – im Kunsthandel³⁹), Herr Dr. Stephan Euler (o. J. – Privatbesitz), Frau Dr. Wasmund (o. J. – Privatbesitz) und Martha Tillkes (1921/1926 – Privatbesitz).

Das im Bodenseebuch von 1927 abgebildete Porträt von Grete Jacques⁴⁰, der Frau des Geschäftsführers des Kreises und Schriftstellers Norbert Jacques, ist leider ebenso verschollen wie die in einem 1925 veröffentlichten Artikel genannten zahlreichen weiteren Porträts Otto Tillkes, von denen teilweise allerdings noch Werkfotografien vorhanden sind:

»Der Künstler selbst in knapper Bestimmtheit des beobachtend gespannten Profils, ein in aller Jugend männlich gefestigter Offizier, ein merkwürdig ernsthafter Landarzt, ein Damenbildnis, in deren Blicken Schmerz und Freude des Daseins sich seltsam bittersüß mischen, ein Dichter mit dem Zuge feinen Spottes um den üppigen Mund, ein junger Geistlicher in der entrückten Versunkenheit der Besinnung zu heiligen Pflichten. Ein Anwalt in der offenen Bereitschaft zum Eingreifen in den forensischen Kampf, ein junges Mädchen vom Lande in der wichtigen Naivität neuer Erlebnisse, [...] Damen mit der frühen Formensicherheit altüberlieferter Traditionen.«⁴¹



Abb. 4: Otto Tillkes, Obst in Glasschale (o. J.), Öl auf Tempera. In: Westermanns Monatshefte, 79 (1935), nach S. 548

Otto Tillkes beschickte die Ausstellungen des Kreises von 1926 und 1927, die in Lindau und in weiteren Orten des Bodenseeraumes gezeigt wurden. Für die Ausstellung 1926 zeigte er u. a. ein Bildnis von Martha Tillkes.⁴² Die Ausstellung des Kreises von 1927 beschickte er mit dem Bildnis Frau Dr. Wasmund, Lila Primeln, einem Geranium sowie dem Bild »Nussbäume im Trieb am Parkrand«, sämtlich in Tempera.⁴³ In einem Artikel über eine Ausstellung Lindauer Künstler im Jahr 1933 berichtet das Lindauer Tagblatt, dass Otto Tillkes mit drei Porträts sowie einer Herbstlandschaft vertreten war. Einen Hinweis auf die positive Rezeption des Künstlers gibt die dortige Formulierung, dass diese – heute leider ebenfalls verschollene – Landschaft »berauschend schöne Farbenspiele« enthalte.⁴⁴

OTTO TILLKES IM »KREIS«

Tillkes war neben zwölf weiteren Malern und Bildhauern ein Gründungsmitglied der am 19. Dezember 1925 in Lindau unter dem Vorsitz des Schriftstellers Norbert Jacques gegründeten Künstlervereinigung »Der Kreis«. Der »spiritus rector« dieser Vereinigung war der Maler Karl Einhart aus Konstanz, der mit Norbert Jacques verschwägert war.⁴⁵ Weitere Gründungsmitglieder waren beispielsweise Hans Purrmann (Langenargen), Kasia von Szadurska (Meersburg), Theo Glinz (Gaienhofen) und der Bildhauer Albert Bechtold (Bregenz). Auch der ehemalige Zeichenlehrer von Otto Tillkes, Julius Müller-Salem, bei dem Otto Tillkes in Pforzheim laut Zeugnis der Kunstgewerbeschule studiert hatte, war Mitglied dieser Künstlervereinigung.⁴⁶

Der Kreis war keine programmatische Künstlerverbindung, sondern bezweckte nach den Worten seines Geschäftsführers Jacques anlässlich der Gründung der Vereinigung »die Zusammenfassung aller ernsthaften bildenden und formenden Kunstbetätigung seines Gebiets, um so allmählich den Charakter der südwestdeutschen Kunst klarer herausstellen zu können«⁴⁷. Ziel der Gruppierung war es unter anderem, die Arbeiten der am Bodensee lebenden Künstlerinnen und Künstler durch gemeinsame Ausstellungen bekannter zu machen. Zudem erfuhren die Künstler in den Ausstellungskatalogen, aber vor allem auch im jährlich erscheinenden Bodenseebuch, eine Würdigung.⁴⁸

Es waren demnach viele verschiedene Kunstrichtungen im Kreis vertreten, Voraussetzung für die Mitgliedschaft war vor allem die Qualität der Arbeiten. Der akademisch ausgebildete Otto Tillkes zählte, wie fast alle anderen Kreismitglieder auch, als ein »reifer« Künstler, der seine eigene Malweise konsequent verfolgte und seine künstlerische Entwicklung schon weit vorangebracht hatte.⁴⁹

Belegt ist seine Teilnahme an den Kreis-Ausstellungen 1926 und 1927. Warum er an den folgenden Ausstellungen (der Kreis vergrößerte sich kontinuierlich auf bis zu 30 Mitglieder und bestand bis zum Jahr 1938) nicht mehr teilnahm, ist nicht bekannt. Ob es die im Kreis bestehenden inhaltlichen Unstimmig- und Streitigkeiten über die Frage der Ausrichtung der Vereinigung oder der personellen Ausdehnung waren⁵⁰ oder ob schlicht die Teilnahme an den Ausstellungen einen zu großen Aufwand mit sich brachte, der im Vergleich zum Ergebnis nicht den erhofften Nutzen brachte, muss hier dahingestellt bleiben.

OTTO TILLKES IN DER »ARBEITSGEMEINSCHAFT FÜR VOLKSBILDUNG«

Neben der Mitgliedschaft im »Kreis« trat Otto Tillkes auch im Bereich der Volksbildung in Erscheinung. Als Mitglied der Lindauer Delegation war er – unter anderem – zusammen mit dem Rechtsanwalt Dr. Gustav Pröllß und dem Schriftsteller Gustav Weng

bei der grenzübergreifenden Tagung der Volksbildungsorganisationen der Orte um den Bodensee am 25. Oktober 1924 in Bregenz zugegen, welche gleichzeitig auch die Gründungsversammlung der »Arbeitsgemeinschaft für die Volksbildung am Bodensee« war.⁵¹ Ein Jahr später, am 17. Oktober 1925, hielt Tillkes in Friedrichshafen bei der ersten Jahreshauptversammlung der Arbeitsgemeinschaft für die Volksbildung am Bodensee einen Vortrag über volkstümliche Kunstpflege⁵². Weitere Belege für das Mitwirken Tillkes in dieser Arbeitsgemeinschaft, die noch bis Mitte der 30er Jahre bestand und in der es neben der theoretischen Diskussion und dem länderübergreifenden Erfahrungsaustausch auch um eine weltanschaulich und politisch neutrale praktische Verbesserung der jeweiligen regionalen und lokalen Volksbildungspraxis ging⁵³, müssen der späteren Forschung überlassen werden.

ZUR MALWEISE OTTO TILLKES': NATUR UND LEBEN

Otto Tillkes malte Zeit seines Lebens gegenständlich. In seinem malerischen Werk bemühte er sich ganz überwiegend um Sachlichkeit und Objektivität in der Darstellung.

Dr. Gustav Pröhl, ein Lindauer Rechtsanwalt und Notar, der nicht nur Mitglied des Vorstands des Kreises⁵⁴ und Beisitzer der Arbeitsgemeinschaft für die Volksbildung am Bodensee⁵⁵ war, sondern sich auch als Kunstsammler und -kritiker betätigte und aus dessen Feder beinahe sämtliche zeitgenössische Kunstkritiken über Otto Tillkes stammten, beschrieb 1925 im »Hochvogel«, einer Kulturbeilage u. a. der Lindauer Volkszeitung dessen Ausdrucksweise wie folgt:

»Mit bestimmter Entschlossenheit und schlicht sachlicher Bescheidenheit enthält sich dieser Künstler des verführerischen Kokettierens mit der Übertragung der Formprobleme anderer Künste, bekennt sich frisch wieder zum ursprünglichen Urerlebnis der sichtbaren Welt, die er nicht nur in oberflächlichen Reizwahrnehmungen erfasst oder durch den Rausch persönlicher Leidenschaft verzerrt, sondern die er aus dem Geheimnis ihres eigenen tiefen Form- und Farbwesens, aus der Fülle der Natur hervorschöpft und durch die Konzentration und Intensität der Neugestaltung beim Beschauer zum hohen künstlerischen Erlebnis erhebt.«⁵⁶

Tillkes verwendete jedenfalls in den zwanziger und dreißiger Jahren fast ausschließlich Öltemperafarben. Die Verwendung von Temperafarben dürfte seiner Ausbildung an der Münchner Akademie der Künste geschuldet sein, die im frühen 20. Jahrhundert als Zentrum der Temperamalerei galt.⁵⁷ Zudem ist überliefert, dass er seine Bilder »bewusst und konsequent in Anlehnung an alte Meister« mehrfach – auch über Jahre hinweg – erneut ausmalte⁵⁸, mit der Folge, dass die Bilder »eine tiefe Fülle und Wärme der Farbe und durch diese eine Unmittelbarkeit des Ausdrucks seiner Gestalten«⁵⁹ gewannen.

Tillkes malte insbesondere in der Lindauer Periode gern mit farbigen, eindeutigen Tönen, oft auch unter Verwendung von Grundfarben, wobei diese durch die Temperafarben zwar Leuchtkraft erhielten, aber nie grell wirkten.

Tillkes selbst gab über seine Malerei anlässlich seines Stilllebens »Obst in Glasschale« (o. J., vermutlich Ende der 20er bis Anfang der 30er Jahre), wie folgt selbst Auskunft:

»Äußeren Anlass zu dem Bilde bot die sinnliche Erscheinung des wachsgelben Apfels, zufällig zu den anderen Früchten gelegt. Es war eine günstige Gelegenheit, den die Sinne ansprechenden Verflechtungen zwischen den Farbpolen Blau, Gelb und Rot nachzuspüren und sie als Formbau-Elemente aufzulegen, und zwar so weit getrieben, dass die Gegenständlichkeit der realen Dinge fast illusionistisch wirkt. Gerade dadurch bleibt jedem Betrachter die Möglichkeit offen, den sinfonischen Farbaufbau des Bildes nachzuempfinden in seiner kristallklaren Schärfe, die keine unbestimmten Farbtönungen duldet, sondern nur entschiedene Farben in allen Nuancen. Das Bild, mit Ölfarbe auf saugendem Temperagrund gemalt, wendet sich nicht an den rechtenden Verstand, sondern an die unbekümmert genießenden Sinne.«⁶⁰

Man wird von diesem Bild nicht auf alle anderen Bilder von Otto Tillkes schließen können, da die von Tillkes beschriebene »fast illusionistisch« wirkende Gegenständlichkeit des Motivs nicht auf allen Bildern zu finden ist, insbesondere nicht in den Porträts. Aber die Beschreibung gibt Auskunft darüber, wie sehr sich Tillkes mit dem Medium der Farbe auseinandergesetzt hat und was für eine Wertigkeit die Farbgebung in seiner Malerei hatte. Obwohl er sich der Natur verpflichtet fühlte und danach strebte, sie in konzentrierter Form abzubilden, nahm er sich die Freiheit, mit Farbwerten die Ausdruckskraft soweit zu verstärken, dass die Sinnlichkeit der Wirkung im Vordergrund stand.

Bei seinen Porträts fällt ins Auge, dass sie zwar »objektiv« gemalt zu sein scheinen, aber dennoch bei aller Sachlichkeit auch das nicht auf den ersten Blick Sichtbare zeigen und vor allem die dargestellte Person charakterisieren.

Pröll beschrieb dies im Bodenseebuch so: »Seine [Tillkes] Porträte [erzielen ...] eine ungemene Treue der Naturform [...], aber nicht durch objektive, verblüffende Nachschöpfung der Formerscheinung allein, sondern durch eine besondere Verdichtung der Physiognomie, Geste und Haltung, derart, dass hierdurch eine innerliche Charakteristik zum Ausdruck kommt.« Zugleich warnte er: »Der Künstler selber weiß wohl, dass seine sachliche Genauigkeit sich die Gefahr akademischer Trockenheit fernhalten muss.«⁶¹

Die in der Natur der Sache liegende Spannung zwischen vermeintlicher »Objektivität« eines gegenständlich arbeitenden bildenden Künstlers, der »Natur« bzw. der »Charakteristik« des abgebildeten Gegenstands und dem eigenen Ausdruck, den der Künstler zwangsläufig dem Dargestellten verleiht, machten offenbar schon damals den Reiz der Malerei von Otto Tillkes aus. Dabei vermochte es Tillkes, seinen Porträts eine besonders plastische Wirkung zu verleihen. Die bildhauerische Ausbildung – und Vorliebe – des Künstlers findet dort ihren Ausdruck. Nach Pröll waren der feste Zusammenschluss der Farbgebung, ein stark geschlossener Auftrag der Farbmaterie und die übersichtliche

Gliederung der Bildfläche für die konzentrierte Gegenständlichkeit der Darstellung in der Malerei von Otto Tillkes maßgeblich.⁶²

Über die Landschaften und Stilleben von Otto Tillkes schreibt Pröllß: »Hier ist ein universaler Objektivismus nicht weniger berechtigt als der Augenblickseindruck oder der Gefühlsaufruhr. Hervorzuheben ist aber hierbei, dass gerade Tillkes Universalität im Zuge etwa der wandernden Wellen oder in der Weite seiner Höhenhorizonte, im Umfassen der Waldhänge, im stillen Atmen der Blumen, in der gelassenen Selbstverständlichkeit des Nebeneinanders sogenannter toter Gegenstände auch neue und starke innere Töne anschlägt.«⁶³

Obwohl sich Tillkes während seines Paris-Aufenthalts vor dem Ersten Weltkrieg intensiv mit Im- und Expressionismus auseinander gesetzt hatte, übernahm er impressionistische Malweisen nur vorsichtig und nur in seinen Landschaften. Den Expressionismus hingegen empfand er als »übermäßigen Durchbruch persönlicher Empfindungsmacht« zu subjektiv und daher nicht mit seiner Malweise vereinbar.⁶⁴

Das zeichnerische Werk von Otto Tillkes hingegen ist stark vom Jugendstil geprägt. Eleganz sowohl in der Wahl der Motive (oft Frauen vor stilvollem Mobiliar, insbesondere Sesseln) als auch in der Linienführung fällt ins Auge. In seinen frühen Zeichnungen finden sich teilweise Stilelemente, die an das Übertreibende von Karikaturen erinnern.⁶⁵

EIN NÄHERER BLICK AUF ZWEI LINDAUER PORTRÄTS

FRAU HILDEGARD EULER

Betrachtet man das Bildnis von Frau Hildegard Euler von 1926 (sie war eine geborene Freiin von Süßkind und stammte somit aus einer alteingesessenen Familie aus Augsburg, ihr Mann war Arzt und Stadtrat in Lindau), so fällt neben der Farbigkeit zunächst die klare Linienführung der Konturen auf, die den ausgebildeten Zeichner verrät. Als Farbwerte dominieren die Gelb- und Apricotöne in der Kleidung und im Hintergrund. Diese Farbwahl erscheint aus heutiger Sicht sehr modern. Das apricotfarbene, seitlich geknöpfte Kleid mit dem tiefen runden Halsausschnitt ist von schlichter Eleganz und wirkt zurückhaltend modern und streng zugleich. Das Gelb der Wand und der lachs-farbene Boden greifen die Farbtöne des Kleides auf und harmonieren mit diesen. Lediglich das große grüne Schmuckstück am Ausschnitt des Kleids sowie die dunklen Augen und das braune Haar von Frau Euler heben sich vor den hellen Farben deutlich hervor. Der Maler hat eine leichte Untersicht gewählt, so dass die Porträtierte etwas von oben herab auf den Betrachter schaut. Die im Halbseitenprofil abgebildete Porträtierte blickt aufmerksam, zugleich aber auch ernst und konzentriert. Der ruhige Gestus dominiert, auch in der Raumgestaltung. Die Porträtierte sitzt in einem hohen und leeren Raum auf einem eleganten Sessel, die linke Hand fest an die Armlehne gefasst, beinahe geklam-



Abb. 5: Otto Tillkes: Bildnis von Frau Hildegard Euler, geborene Freiin von Süßkind. Lindau 1926 (Auktionshaus Zeller, Lindau)

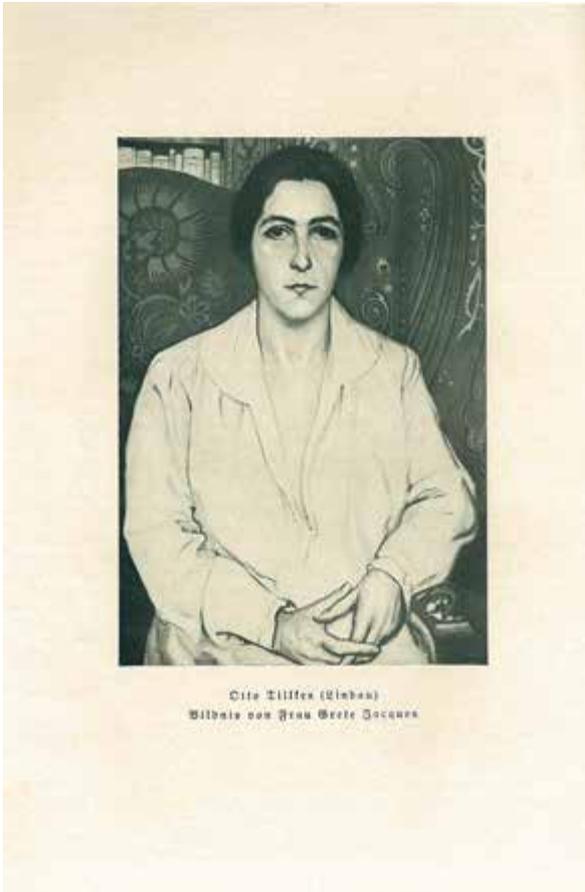


Abb. 6: Otto Tillkes: Bildnis von Frau Grete Jacques (o. J.), vermutlich Tempera, in: Das Bodenseebuch des Jahres 1927, vor S. 129

merkt. Die Armlehne des Sessels, die diagonal nach vorn in den Raum ragt, wirkt wie eine Barriere zwischen ihr und dem Betrachter und stellt Distanz her. Es scheint, als ob die Porträtierte nur aus dieser sicheren Stellung heraus Kontakt mit dem Betrachter aufnehmen möchte. Deutlich tritt die dargestellte Person aus dem Bildhintergrund hervor. Farbigkeit und Gestus deuten auf eine willensstarke und standesbewusste Frau hin, die zwar für moderne Strömungen aufgeschlossen erscheint, aber dennoch im Kontakt eher reserviert wirkt. Das Bild befindet sich derzeit im Kunsthandel.⁶⁶

FRAU GRETE JACQUES

Von ganz anderer Charakteristik ist das Porträt von Frau Grete Jacques, von dem im Bodenseebuch von 1927 eine Schwarz-Weiß-Abbildung vorhanden ist.⁶⁷ Grete Jacques war die Ehefrau des Schriftstellers Norbert Jacques, der auf dem Albertinenhof in Schlachters wohnte und Geschäftsführer der Künstlervereinigung »Der Kreis« war.

Sie selbst war – nach abenteuerlichen Fernreisen mit ihrem Mann – ebenfalls als Schriftstellerin tätig und veröffentlichte Artikel und Kurzgeschichten in verschiedenen Periodika. Als Jüdin wurde Grete Jacques Ende der dreißiger Jahre zur Emigration gezwungen und überlebte den Krieg im Exil. Ihr Mann, der luxemburgischer Staatsbürger war, hatte sich von ihr scheiden lassen, um weiterhin in Deutschland leben zu können⁶⁸. Otto Tillkes und seine Frau waren in den zwanziger Jahren mit dem Ehepaar Jacques gut bekannt.⁶⁹

Leider ist das Original des Bildes verschollen, so dass über die Farbigkeit keine Aussagen gemacht werden können, aber schon die Linienführung ist interessant: Zentral und frontal blickt die Porträtierte ins Auge des Betrachters, ihre Hände hält sie locker im Schoß ineinander verschränkt, ihr Gesichtsausdruck wirkt ernst und leicht melancholisch, sie trägt keinen Schmuck.

Die lebhaft Ornamentik der Wandbespannung, die stark an den Jugendstil erinnert, steht im Kontrast zur einfarbig hellen, lockeren und blusenartigen Oberbekleidung der Portraitierten. Links oben im Bild lugt eine Reihe von Buchrücken hinter dem Sessel hervor. Das Bild deutet auf eine in sich ruhende, uneitle Persönlichkeit, die einerseits melancholisch, andererseits auch aufgeschlossen, vielseitig geistig interessiert und belesen war. Otto Tillkes hat dieses Bild offenbar für Ausstellungen in seinem Besitz gehalten, Angehörige der Familie Jacques können sich jedenfalls nicht daran erinnern, dass sich das Werk dort im Haus befand.⁷⁰ Vermutlich ist es im Zweiten Weltkrieg zerstört worden.

DER KÜNSTLER OTTO TILLKES – VERSUCH EINER EINORDNUNG

Otto Tillkes hat an seinen vielen verschiedenen Wirkungsstätten schon daher Anerkennung bekommen, dass er oft Porträtaufträge erhielt. Pröllß sprach ihm auch eine »grundsätzliche und persönliche Bedeutung für die Porträtkunst«⁷¹ zu, was jedoch der kunstgeschichtlichen Bestätigung noch harrt.

Charakterisch für die Malweise von Otto Tillkes ist, dass er konzentriert gegenständlich malte und auf expressive Ausdrücke verzichtete. Tiefgreifende Innovationen stilistischer Art kann man in seinen Bildern nicht finden.

Nach der Argumentation der Kunsthistorikerin Eva Moser, die eben diese Stilmittel bei mehreren Kreis-Künstlern beobachtete, sind genau diese stilistischen Mittel ein weithin gültiges Merkmal der Kunst der späten 20er und frühen 30er Jahre.⁷²

Die Veröffentlichung eines Stilllebens in der deutschlandweit erschienenen Kulturzeitschrift »Westermanns Monatshefte« zeigt, dass Otto Tillkes gern überregional bekannt geworden wäre.

Die Zeitläufte brachten Otto Tillkes sachlicher Kunst jedoch nicht die erwünschte größere Beachtung. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts stand vor allem der neu aufgekommene Expressionismus im Fokus der Kunstkritik. In den zwanziger Jahren fand Tillkes lediglich regional Beachtung. Später während der nationalsozialistischen Diktatur konnte sein an Form- und Farbgestaltung orientierter sachlicher Stil, der weder mythisch/mystisch noch ideologisch aufgeladen war, kaum dem damals erwünschten Pathos genügen. Nach dem Krieg geriet er wie eingangs beschrieben nahezu vollends in Vergessenheit, zumal sein Werk in großen Teilen zerstört worden oder verloren gegangen war.

War Otto Tillkes ein Traditionalist? Ein vorsichtiger Modernisierer? Ein Anhänger der neuen Sachlichkeit oder ein Vertreter der »alten Schule«?

Wahrscheinlich ein wenig von allem. Dass er ein Künstler »alter Schule« war und sich in Hinblick auf Motivwahl und Bildgestaltung an überlieferten Konventionen orientierte, wird der akademisch ausgebildete Maler nicht von der Hand gewiesen haben,

wobei er sicherlich auch darauf Wert gelegt hätte zu betonen, dass er einen eigenen, am Jugendstil und an der Sachlichkeit orientierten zeitgemäßen Stil entwickelt habe.

Tillkes wird sich in gewisser Weise der Moderne zugehörig gefühlt haben, aber auf eine gutbürgerliche, dezente Weise, die die Orientierung an alten Meistern nicht verleugnete. Insbesondere die Porträts von Otto Tillkes können in den Kontext der »Neuen Sachlichkeit« gestellt werden. Die plastische Darstellung, eine mitunter fast schonungslose Charakterisierung der Porträtierten sowie die bescheiden wirkende Nüchternheit bezeugen dies. Allerdings enthielt sich Tillkes – anders als etwa Otto Dix – offensichtlich jeglicher Sozialkritik.

Als kompletter Ignorant moderner Strömungen oder auch deren Verächter taugte er jedenfalls nicht, dafür war seine Farbpalette zu frisch und seine von ihm selbst beschriebene Herangehensweise an die Malerei mit dem Nachspüren der »Verflechtungen zwischen den Farbpolen«, ihr Auflegen als »Formbau-Elemente«, dies auch noch »so weit getrieben, dass die Gegenständlichkeit der realen Dinge fast illusionistisch wirkt« zu wenig altmeisterlich, der »sinfonische Farbaufbau« erinnert zudem beinahe an Kandinsky. Nicht vergessen werden sollte in diesem Zusammenhang auch seine Orientierung am Jugendstil.

Tillkes löste den Spagat zwischen dem eigenen Anspruch auf Objektivität der Darstellung, daraus folgender möglicher »akademischer Trockenheit« sowie naturgemäß subjektiver Bildgestaltung, indem er sich darauf verlegte, insbesondere bei Porträts Charaktermerkmale der Porträtierten durch naturalistische Wiedergabe beispielsweise der Körperhaltung, aber auch durch Perspektive und Attribute wie Raumgestaltung, Kleidung und Farbigkeit herauszuarbeiten.

Seinen Stillleben verlieh er eine teils leuchtende, teils eher gedämpfte, immer aber konzentrierte und ruhige Ausstrahlung, den Akten eine ästhetische Eleganz, während er bei den Landschaften mehr eigenen Gefühlsausdruck und – insbesondere bei Bäumen auch die Darstellung von »Lichtreizen« – zuließ und sich der impressionistischen Malweise nicht verschloss.

Im Gegensatz zu den sachlichen und eher bescheiden daherkommenden Bildnissen steht die Persönlichkeit des Künstlers, wie sie sich in seinen Lebenslauf offenbart. Otto Tillkes war offenbar sehr selbstbewusst, was die Qualität seiner Arbeit anging. Sein starker Wille sticht hervor, seiner künstlerischen Berufung unbedingt folgen und dabei entgegen dem landläufigen Klischee vom »brotlosen Künstler« möglichst angenehm und respektabel leben zu wollen. Diesem Willen, dessen Realisierung ihm am ehesten in Paris und Lindau und ansonsten nur bedingt gelang,⁷³ ordnete er augenscheinlich alles andere unter. Dass dabei manche Wahrheit auf der Strecke blieb (wie zum Beispiel die von ihm verschwiegene Tatsache, dass er schon in jungen Jahren Vater geworden war) oder Verletzungen entstanden (etwa bei den Angehörigen seiner ersten Ehefrau aufgrund deren Scheidung), liegt auf der Hand.

Den späteren Tillkes wird man – wie viele seiner Zeitgenossen – zudem nicht von einer gewissen Anpassung an die nationalsozialistische Diktatur freisprechen können.

Gesellschaftlich-politisch hatte er als ehemaliger Offizier des Ersten Weltkriegs und – durch seine Heirat mit Martha – bis zu deren Tod relativ begütert lebender großbürgerlicher Künstler offenbar wenig Berührungsängste mit der damals in weiten Kreisen des Bürgertums mit Aufgeschlossenheit rezipierten Ideologie des Nationalsozialismus. Der von ihm porträtierte Dr. Stephan Euler (der nach dem Zweiten Weltkrieg Ehrenbürger der Stadt Lindau wurde) war nicht nur ein bekannter Arzt, sondern offenbar bereits vor der nationalsozialistischen Diktatur ein Vertreter völkischer Ideologie.⁷⁴ Äußerungen von Tillkes während des Zweiten Weltkriegs⁷⁵ und die Besprechungen seiner Kunst in teilweise deutschnationalen Publikationen⁷⁶ lassen ebenfalls auf wenig Distanz zum Nationalsozialismus schließen.

Vor allem wird sich Tillkes durch die im Nationalsozialismus propagierte Bevorzugung gegenständlicher Kunst grundsätzlich in seinem gegenständlichen künstlerischen Wirken bestätigt gesehen haben, was unter anderem zu einer von ihm – erfolglos – angestrebten Beschickung der »Großen Deutschen Kunstausstellung« in München mit einer Straßensicht mit Fachwerkhäusern führte.⁷⁷ Im Spätwerk wird auch seine Farbpalette dumpfer, die Motive verlieren an Lebendigkeit und die Temperafarben werden – vermutlich auch durch Materialknappheit – durch Ölfarben abgelöst.⁷⁸

Andererseits war Tillkes kein politischer Künstler und insbesondere sein internationaler Lebenslauf bedurfte wohl immer wieder der Rechtfertigung. Der Künstler ging damit recht flexibel um und stellte beispielsweise seine Abberufung aus Paris vor dem Ersten Weltkrieg in den zwanziger Jahren als »Verdrängung«⁷⁹ und während der NS-Zeit als »Flucht vor dem Kubismus«⁸⁰ dar. Vermutlich kaschierte er damit aber vor allem seine Aufgeschlossenheit für die Kunstszene in der französischen Hauptstadt, die ihn – neben den privaten Umständen – nach Frankreich geführt hatte.

Im Werk von Otto Tillkes lässt sich insgesamt jedoch wenig nationalsozialistisches Kunstverständnis finden. Im Gegenteil ist

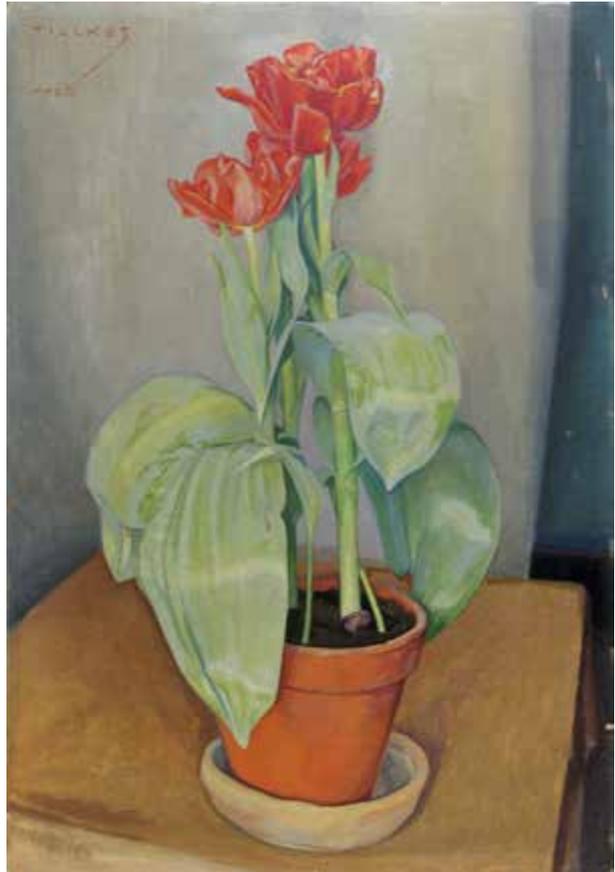


Abb. 7: Otto Tillkes: Tulpen. 1928

seine Farbpalette frisch und mit leuchtenden Farbwerten versehen, seine Motive sind vornehmlich an Eleganz und Sinnlichkeit, seine Sachlichkeit an Ästhetik und Konzentration orientiert.

Betrachtet man sein Gesamtwerk, so überwiegt die sachlich orientierte Ausrichtung seiner zumeist leuchtenden Bildnisse, die bei aller Gegenständlichkeit ein konzentriertes Eigenleben zu führen scheinen und auf die Sinne des Betrachters zielen.

Vor allem seine akademische Ausbildung, die Orientierung an seinen Lehrern, seine zeichnerische Begabung und sein Schönheitssinn werden ein Grund mit dafür gewesen sein, dass Otto Tillkes sich schon in jungen Jahren dazu entschloss, der gegenständlichen Malerei treu zu bleiben. Er zeichnete einfach zu gut und liebte die Formen, die das Leben ihm anbot, zu sehr, als dass er bereit gewesen wäre, auf die Figürlichkeit seiner Bildnisse zu verzichten.

So bleibt Otto Tillkes ein – wieder – zu entdeckender Zeichner und Maler und es ist dem Betrachter überlassen, ob er die 1925 von Gustav Pröhl geäußerte Einschätzung der Arbeit Otto Tillkes teilt:

»Der ganze Reichtum der Natur lebt unter den Pinselstrichen des Künstlers auf, seine ordnende Erkenntnis und sein schwingender Schönheitssinn wirken zusammen, um mit Hilfe einer soliden Technik und dem Antrieb des höchsten geistigen Ziels Kunstwerke zu bilden, die anfänglich weniger sensationell wirken als viele anderer lebender Künstler, aber mehr und mehr erwärmen, anziehen und fesseln und schließlich immer neue Werte und Schönheiten offenbaren, den vollen Zauber echter Schönheit enthüllen.«⁸¹

Anschrift der Verfasserin:

Martina Peter, Berlin; peter-ma-berlin@web.de

Die Verfasserin ist Juristin und Diplom-Kulturpädagogin, zudem eine Urenkelin von Otto Tillkes.

ANMERKUNGEN

2 Museum Schloß Holdstedt, Museums- und Heimatverein des Kreises Uelzen e.V., Uelzen.

3 Vgl. FÜRST, Edeltraud: 40 Künstler in Bild und Wort, in: Landratsamt Bodenseekreis/Stadt Friedrichshafen/Vorarlberger Landesmuseum (Hg.): Kunst am See. Die Künstlervereinigung »Der Kreis«. Maler und Bildhauer am Bodensee 1925 – 1938, Friedrichshafen 1992, S. 120.

4 TILLKES, Otto, Brief an seinen Sohn Otto Peter vom 4. Januar 1943, Nachlass Otto Peter, Privatbesitz.

5 TILLKES, Otto, zitiert nach: Der Bunte Bogen/Aus Kunst, Natur und Leben, in: Westermanns Monats-

hefte (79), Braunschweig/Berlin/Hamburg/Leipzig 1935, S. 575; Stadtarchiv KREFELD, Auskunft vom 27. September 2011 zu Familienforschung Tillkes, liegt Verf. vor; Stadtarchiv PFORZHEIM, Mitteilung zu Otto Tillkes an das Stadtarchiv Lindau vom 20. März 2002, Kopie liegt Verf. vor.

6 Oberrealschule PFORZHEIM, Zeugnis über die wissenschaftliche Befähigung für den einjährig-freiwilligen Dienst für Otto Tillkes, 31. Juli 1902, Nachlass Otto Tillkes, Kopie bei Verf.

7 Grossherzogliche Kunstgewerbeschule PFORZHEIM, Zeugnis für Otto Tillkes, Zeichner, 29. März

- 1904, mit Nachweis über den Erhalt jeweils eines »Prämiums« aus der Schulstiftung für Otto Tillkes
- 1903 und 1904, Nachlass Otto Tillkes, Kopie bei Verf.
- 8** Matrikelbuch der Akademie der Künste München, Matrikelbuch 1884–1920, Matrikelnummer 02782 Otto Tillkes, http://matrikel.adbk.de/05ordner/mb_1884-1920/jahr_1904/matrikel-02782.html (Zugriff vom 31.07.2008).
- 9** Matrikelbuch der Akademie der Künste München, wie Anm. 8.
- 10** TILLKES (wie Anm. 5) S. 575.
- 11** Hauptstaatsarchiv STUTTGART, Militärarchiv. Personalbogen Otto Tillkes, M 430/3 Bü 11520.
- 12** TILLKES, Otto: Zeichnung zu »Aus dem Münchner Quartier Latin«, in: Jugend. Münchner Illustrierte Wochenschrift für Kunst und Leben, 13. Jg., München 1908, Heft 43, S. 1014; derselbe, Zeichnung zu »Haute Finance im Seebad«, aaO, 13. Jg., München 1908, Heft 32, S. 756; Otto TILKES, Zeichnung zu »Das stramme Weib«, aaO, 14. Jg., München 1909, Heft 11, S. 240. (Es ist davon auszugehen, dass es sich hier um Otto Tillkes handelt und sein Name lediglich falsch geschrieben wurde).
- 13** TILLKES (wie Anm. 5) S. 575.
- 14** Hauptstaatsarchiv STUTTGART (wie Anm. 11).
- 15** Vgl. Chambre des Commerce (Handelskammer) Paris, Adressverzeichnis von 1914, nach dem ein Otto Tillkes, *peintre artiste allemand*, in der Rue de la Quintinie 19 bis im Stadtteil Montparnasse gemeldet war. Es ist davon auszugehen, dass es sich um einen – mehrfach vorzufindenden – Schreiberfehler und daher um Otto Tillkes handelt (vgl. Anm. 11).
- 16** Hauptstaatsarchiv STUTTGART, Militärarchiv. Auszug aus der Kriegerliste des Ersatz-Bataillons Inf.-Regiment 16 über Leutnant d. Res. Otto Tillkes, M 430/3 Bü 11520.
- 17** TILLKES (wie Anm. 4).
- 18** TILLKES (wie Anm. 5) S. 575.
- 19** Wohnungsbescheinigungen der Stadtschultheißenämter Hallwangen und Dornstetten von 1919 und 1920 für Otto und Martha Tillkes; Eintrag von Otto Tillkes in die Bürgerliste der Gemeinde Dornstetten vom April 1923; Aufnahmeurkunde der Regierung des Schwarzkreises für Otto und Martha Tillkes in Dornstetten, mit der am 2. April 1923 die Staatsangehörigkeit in Württemberg verliehen wurde (jeweils Nachlass Otto Tillkes, Kopien bei Verf.).
- 20** Stadt MÜNCHEN, Stadtarchiv: Einwohnermeldekartei Otto Tillkes.
- 21** Stadtarchiv LINDAU: Brief an das Stadtarchiv Pforzheim vom 24.10.2002, Kopie bei Verf.
- 22** Stadtarchiv MÜNCHEN (wie Anm. 20).
- 23** TILLKES (wie Anm. 4).
- 24** Das gesamte Gebäude in der Barer Str. 88 wurde im Krieg zerstört, heute befindet sich dort ein (Alt-)Neubau. In der Einwohnermeldekartei der Stadt München ist 1947 vermerkt, dass Otto Tillkes unbekannt verzogen sei (wie Anm. 20).
- 25** FÜRST (wie Anm. 5) S. 120.
- 26** Standesamt UELZEN: Sterbeurkunde Nr. 279/1949 von Otto Tillkes vom 18. November 2008, liegt Verf. vor.
- 27** Wie Anm. 20.
- 28** Z. B. PRÖLSS, Gustav: Über den Lindauer Maler Otto Tillkes, in: Hochvogel, 2. Jg., 20. März 1925, Nr. 11, S. 82. PRÖLSS, Gustav: Bildende Künstler des Obersees, in: Scholz, Wilhelm von (Hg.): Das Bodenseebuch des Jahres 1926, Konstanz 1926, S. 133.
- 29** Stadtarchiv LINDAU (wie Anm. 21).
- 30** Hauptstaatsarchiv STUTTGART (wie Anm. 16).
- 31** Sämtliche genannte Werke (bzw. Reproduktionen derselben) im Privatbesitz. Ein Werkverzeichnis der Arbeiten Otto Tillkes' existiert noch nicht und bedarf weiterer Forschung.
- 32** TILLKES (wie Anm. 5) S. 575.
- 33** PRÖLSS, Gustav: Über den Lindauer Maler Otto Tillkes, in: Hochvogel, 2. Jahrgang, Nr. 11, 20. März 1925, S. 82.
- 34** Lindauer Zeitung: Alte hochherrschaftliche Villa wurde durch harte Arbeit vorbildliches Gemeindehaus, 4. Dezember 1986.
- 35** TILLKES, Otto, Nussbaum im Trieb, Museum Schloß Holdenstedt; TILLKES, Otto, ohne Titel, Nachlass Otto Tillkes, Privatbesitz.
- 36** TILLKES, Otto, o.T. (Stilleben mit Topfpflanze), 1911, Werkfotografie, Nachlass Otto Tillkes, Privatbesitz.
- 37** TILLKES, Otto: Obst in Glasschale, Abbildung, in: Westermanns Monatshefte, 79 (1935), nach S. 548.
- 38** z. B. TILLKES, Otto: Rotes Alpenveilchen, o.J., Privatbesitz; derselbe, o.T., Museum Schloß Holdenstedt.
- 39** TILLKES Otto: Bildnis von Frau Hildegard Euler, geborene Freiin von Süßkind, 1926, Auktionshaus Zeller, Lindau.
- 40** TILLKES, Otto: Bildnis von Frau Grete Jacques (o.J.), vermutlich Tempera, in: Das Bodenseebuch des Jahres 1927, 14. Jg., Konstanz/Baden/Landschlacht 1927, vor S. 129.

- 41 PRÖLSS (wie Anm. 33) S. 82.
- 42 FÜRST (wie Anm. 3) S. 121
- 43 Vorarlberger Landesmuseum BREGENZ: »Der Kreis«, Maler und Bildhauer am Bodensee, Ausstellungskatalog. Bregenz, Juli 1927, Druckfahne o. S. mit handschriftlichen Korrekturen, Nachlass Otto Tillkes, Privatbesitz.
- 44 Lindauer Tagblatt: Die Ausstellung der Lindauer Künstler. Lindau, 17. Oktober 1933.
- 45 FÜRST, Edeltraud: Der Kreis – Maler und Bildhauer am Bodensee, in: Landratsamt Bodenseekreis/ Stadt Friedrichshafen/Vorarlberger Landesmuseum (Hg.): Kunst am See. Die Künstlervereinigung »Der Kreis«. Maler und Bildhauer am Bodensee 1925–1938, Friedrichshafen 1992, S. 12.
- 46 FÜRST (wie Anm. 3) S. 94.
- 47 FÜRST (wie Anm. 45) S. 11.
- 48 FÜRST (wie Anm. 45) S. 11.
- 49 FÜRST (wie Anm. 45) S. 15.
- 50 FÜRST (wie Anm. 45) S. 16.
- 51 Liechtensteiner Volksblatt: Feldkirch, Wissenschaftlicher Landesverein. Tagung der Volksbildungsorganisationen der Orte um den Bodensee. 58. Jg., Vaduz 1924, S. 199.
- 52 DR. WOLF, Josef: Aus der Nachbarschaft. Feldkirch. Arbeitsgemeinschaft für Volksbildung am Bodensee, in: Liechtensteiner Volksblatt, 59. Jg., Vaduz 1925, o. S.
- 53 STIFTER, Christian: Die »Arbeitsgemeinschaft für Volksbildung am Bodensee« (1924–1934) und ihre Vorläufer, in: Schlutz, Erhard/Schneider, Heinrich (Hg.): Die Internationalität der Volkshochschulen – Vom grenzüberschreitenden Kulturaustausch zur interkulturellen Bildung. Internationale Perspektiven der Erwachsenenbildung (39), Bonn 2003, S. 37–38.
- 54 FÜRST (wie Anm. 45) S. 15.
- 55 Liechtensteiner Volksblatt (wie Anm. 51) S. 200.
- 56 PRÖLSS (wie Anm. 33) S. 81.
- 57 vgl. DOERNER INSTITUT: Projekt Temperamalerei, in: http://www.doernerinstitut.de/de/projekte/tempera/tempera_1.html (Zugriff vom 29. Oktober 2012).
- 58 PRÖLSS (wie Anm. 33) S. 81.
- 59 PRÖLSS (wie Anm. 33) S. 81.
- 60 TILLKES (wie Anm. 5) S. 575.
- 61 PRÖLSS, Gustav: Bildende Künstler des Obersees, in: Scholz, Wilhelm von (Hg.): Das Bodenseebuch des Jahres 1926, Konstanz 1926, S. 133.
- 62 PRÖLSS (wie Anm. 33) S. 81.
- 63 PRÖLSS (wie Anm. 61) S. 133.
- 64 PRÖLSS (wie Anm. 33) S. 82.
- 65 Vgl. die Nachweise in Anm. 12.
- 66 TILLKES, Otto: Bildnis von Frau Hildegard Euler, geborene Freiin von Süßkind. Lindau 1926 (Auktionshaus Zeller, Lindau).
- 67 TILLKES, Otto: Bildnis von Frau Grete Jacques. Abbildung zu: PRÖLSS, Gustav: Der Kreis. Maler und Bildhauer am Bodensee, in: Das Bodenseebuch des Jahres 1927, 14. Jg., Konstanz/Baden/Landschlacht 1927, vor S. 129.
- 68 BOSCH, Manfred: »Seßhaftigkeit und Reisen! Beides muß ich haben!« Norbert Jacques an allen Ufern des Sees, in: Bohème am Bodensee. Literarisches Leben am See von 1900 bis 1950, Lengwil 1997, S. 473.
- 69 HANNIGHOFER, Aurikel (Tochter von Grete und Norbert Jacques): Fernmündliche Auskunft in einem Telefonat mit der Verfasserin, Januar 2012.
- 70 HANNIGHOFER (wie Anm. 69).
- 71 PRÖLSS (wie Anm. 61) S. 133.
- 72 MOSER, Eva: Der Künstler als Zeitzeuge, in: Landratsamt Bodenseekreis/Stadt Friedrichshafen/Vorarlberger Landesmuseum (Hg.): Kunst am See. Die Künstlervereinigung »Der Kreis«. Maler und Bildhauer am Bodensee 1925–1938, Friedrichshafen 1992, S. 32.
- 73 TILLKES (wie Anm. 4), die materielle Not während des Zweiten Weltkriegs schildernd.
- 74 SCHWEIZER, Karl: Der Deutsch-Völkische Schutz- und Trutzbund, in: Von den Lindauer NS-Wurzeln in den Jahren vor Adolf Hitlers Aufstieg, edition-inseltor-lindau, <http://www.edition-inseltor-lindau.de/NSDAP-Wegbereiter%20Lindaus%201907%20-%201922.pdf> (Zugriff vom 19. Mai 2012).
- 75 TILLKES (wie Anm. 4).
- 76 Vgl. PRÖLSS (wie Anm. 33 – der »Hochvogel« war offenbar ein eher deutschnational ausgerichtetes Magazin).
- 77 TILLKES, Otto, o.T., Museum Schloß Holdenstedt, Bilderarchiv.
- 78 Vgl. TILLKES, Otto, Stillleben, o.T., Museum Schloß Holdenstedt. TILLKES, Frauenbildnis, o.T., Nachlass Otto Tillkes, Kopie bei Verf.
- 79 PRÖLSS (wie Anm. 61) S. 133.
- 80 TILLKES (wie Anm. 5) S. 575.
- 81 PRÖLSS (wie Anm. 33) S. 82.

Arnulf Moser

DIE KONSTANZER ZEUGEN JEHOVAS ALS OPFER DES »DRITTEN REICHES«

Die Konstanzer Gruppe der Zeugen Jehovas, damals Ernste Bibelforscher genannt, bildete sich 1921 mit etwa 15 Personen. In den unruhigen Zeiten der Weimarer Republik hatten die Zeugen Jehovas zeitweise großen Zuspruch. Bei Werbeveranstaltungen in Konstanz ab 1920 waren die Säle des Konzilsgebäudes gut gefüllt. Eine Veranstaltung hieß: *Die Welt ist am Ende – Millionen jetzt Lebender werden nie sterben!* Eine andere hieß: *Die Zeit ist herbeigekommen!*¹ Reisende Bibelforscher betreuten die ersten Anhänger in der Region. *Ihr Auftreten war fromm erscheinend, würdevoll und ernst. Ihren Bartschnitt ahmten sie Christus nach. Sie trugen einen schwarzen Rock, versehen mit einer Anstecknadel, die Kreuz und Krone darstellte.* Die einheimischen Anhänger missionierten wiederum sonntags mit dem Fahrrad bis in den Hegau und in den Linzgau hinein, und sie hielten Kontakt zu Schweizer Zeugen Jehovas. Die Versammlungen der 20er Jahre wurden von einem Erntewerkvorsteher und gewählten Ältesten geleitet. Ab 1932 sprach man von Dienstleitern und Brüdern, ab 1936 von Gruppendienern, die nicht mehr gewählt, sondern ernannt wurden. Außer öffentlichen Vorträgen wurden regelmäßige wöchentliche Zusammenkünfte abgehalten, sei es Gruppen-Wachturm-Studium oder Lobpreisungs- und Gebetsversammlungen.

Im Dritten Reich ergab sich aus der Grenzlage eine besondere Rolle der Konstanzer Gruppe, da sie zum einen zu Versammlungen in die Schweiz ausweichen konnten, und zum anderen, dass sie sich am Schmuggel von Schriften und auch von Geldbeträgen aus der Schweiz nach Deutschland beteiligten. Dementsprechend heftig war die Verfolgung im Dritten Reich. Nach den Angaben der Konstanzer Gemeinde geht man von 34 verfolgten Personen aus, davon 26 aus Konstanz selber, drei nach Konstanz zur Strafverbüßung oder Umerziehung Verbrachte (z.B. in das Wessenberg'sche Erziehungsheim für Mädchen) und fünf nach 1945 Zugezogene.

Die Verfolgung im Dritten Reich beruhte zum einen auf Glaubenssätzen wie der Vernichtung der alten Weltordnung und der Aufrichtung des Königreiches Christi, sie betraf auch den internationalen, also vom Ausland gesteuerten Charakter der Vereinigung, und nicht zuletzt die politische Provokation, dass die Zeugen Jehovas den neuen Staat in allen Formen (Eid, Abstimmungen, Hitlergruß, Wehrdienst, Rassismus) ablehnten.

ten und deshalb als Staatsfeinde verfolgt wurden. Zu anderen verfolgten Gruppen hielten sie keinen Kontakt. Die Ablehnung des NS-Staates oder nach 1945 des SED-Staates in der DDR bedeutete aber nicht unbedingt, dass die Zeugen Jehovas damals von demokratischen Prinzipien oder Toleranz geprägt waren. Bereits am 15. Mai 1933 wurde die Religionsgruppe in Baden verboten. Grundlage für Verurteilungen war meist die Verordnung zum Schutz von Volk und Staat vom 28. Februar 1933. Im Jahre 1933 gab es in Deutschland etwa 25 000 Anhänger dieser Bewegung, von denen etwa 10 000 inhaftiert wurden und über 1000 ums Leben kamen, sei es im KZ oder durch Hinrichtung wegen Wehrdienstverweigerung.²

Am Beispiel von Berta Maurer (1895–1985), die zu einer führenden Kraft der Konstanzer Gruppe wurde, sollen die Besonderheiten in der Verfolgung der Zeugen Jehovas verdeutlicht werden. Berta Maurer wurde in Konstanz als Tochter eines Kapitäns geboren: Sie besuchte die Volksschule und die Schule Zoffingen und machte eine Lehre als Näherin und Modistin. Im Jahre 1924 heiratete sie den Lokomotivführer Hermann Maurer, der drei Kinder in die Ehe mitbrachte. Der Ehemann starb 1932. Sie bezog eine Witwenpension und hatte Mieteinnahmen in fast gleicher Höhe aus der Vermietung von drei Wohnungen im eigenen Haus Leinerstraße 23. Politisch war sie nie aktiv und hat seit 1923 nicht mehr an Wahlen teilgenommen.

Ab 1920 beschäftigte sie sich mit der Lehre der Zeugen Jehovas, damals Internationale Bibelforschervereinigung (IBV) oder Vereinigung Ernster Bibelforscher genannt, ließ sich 1923 in Singen taufen und trat aus der katholischen Kirche aus. Sie nahm regelmäßig an Zusammenkünften teil, bestritt aber später bei der Polizei, vor 1933 eine leitende Stelle innegehabt zu haben. Sie besuchte Versammlungen in der Schweiz. Und sie fuhr sogar nach Berlin, um an einem Kongress im Sportpalast teilzunehmen. Sie hörte dort den Präsidenten der Zeugen Jehovas Joseph Franklin Rutherford, den sie später auch in der Schweiz noch einmal bei einem Auftritt erlebte. Sie erwähnte auch die Aufführung eines *großen Schöpfungsdramas* in Konstanz im Jahre 1932. Außerdem benutzten die Zeugen Jehovas bereits Grammophone, auf denen sie Schallplatten mit biblischen Vorträgen abspielten.

Nach dem Verbot der Zeugen Jehovas in Baden am 15. Mai 1933 hielt sie sich zunächst zurück, doch ab Herbst 1934 wurde sie wieder aktiv. Ausschlaggebend war sicher der Internationale Kongress der Zeugen Jehovas in Basel vom 7. bis 9. September, auf dem Absprachen für illegale Treffen bzw. die Fortsetzung der Missionierung getroffen wurden und eine Protestnote gegen Hitler beschlossen wurde. Am 7. Oktober 1934 fanden in Süddeutschland illegale Versammlungen statt, und noch am gleichen Tag ging aus Deutschland und aus der ganzen Welt eine Flut von Protesttelegrammen mit gleich lautendem Text bei der Reichsregierung in Berlin ein. Auch Berta Maurer verschickte aus Kreuzlingen ein solches Telegramm. Sie erinnerte sich an die Formulierung, *dass wir weiterhin um jeden Preis Gott so dienen und uns versammeln werden, wie er es geboten hat*. Ein anderer Telegrammtext lautete: *Adolf Hitler Reichskanzler Berlin. Ihre schlechte Behandlung der Zeugen*

Jehovas empört die guten Menschen und entehrt Gottes Namen. Hören Sie auf, Jehovas Zeugen weiter zu verfolgen, sonst wird Gott Sie und Ihre nationale Partei vernichten. Jehovas Zeugen.³ Jetzt nahm sie an Versammlungen in Kreuzlingen teil und fuhr mit anderen über Land, um im Hegau und Linzgau Bibeln zu verkaufen und um zu werben. Sie fuhren mit Fahrrädern, die einen blau-weiß-goldenen Wimpel führten. Bibelvertrieb und ältere Druckschriften waren von dem Verbot zunächst nicht betroffen. Außerdem beteiligte sich Berta Maurer jetzt immer wieder an regelmäßigen Zusammenkünften bei einem Glaubensgenossen namens Jakob Rutishauser in Iglisshausen im Thurgau (gemeint ist Illighausen). Dieser brachte ihr Schriften zur Verteilung nach Konstanz, je 60 Exemplare von »Wachturm« und »Das Goldene Zeitalter«, sowie etwa 100 Broschüren mit verschiedenen Titeln. Diese Schriften waren nicht nur für Konstanzer Anhänger gedacht, es kamen Personen aus Augsburg und München, die diese Schriften bei ihr abholten. Sie nahm dafür Geld entgegen und leitete dieses weiter. Und mehrmals war der Bezirksdienstleiter der Zeugen Jehovas für Baden, Pfalz und das Maingebiet, Konrad Franke aus Mainz, bei ihr in der Wohnung und nahm Spendengelder der Konstanzer Anhänger für die Kasse »Gute Hoffnung« entgegen. Über eine Deckadresse hielt sie schriftlichen Kontakt mit ihm. Insofern hatte sie doch eine gewisse Funktionsstellung innerhalb der Konstanzer Gruppe. Ihre Wohnung in der Löhrystraße 4 wurde zu einer Verbindungsstelle zwischen Schweizer und süddeutschen Zeugen Jehovas.



Abb. 1: Eine Gruppe der Konstanzer Zeugen Jehovas in den 1930er Jahren.

Ganz rechts Berta Maurer, dritte von rechts Pauline Hofmaier, vierte von rechts Anneliese Hofmaier, fünfte von rechts Irma Wilderer, sechste von rechts Anna Meißner, ganz links Wilhelm Kleissle, zweiter von links Hermann Dreher, dritter von links Anton Fleisch, fünfte von links Anna Fleisch, hintere Reihe ganz rechts Georg Meißner, zweiter von rechts Eugen Schwab (Geschichtsarchiv der Zeugen Jehovas, Selters)

Erste Probleme mit dem neuen Regime bekam sie, als sie sich weigerte, einer Luftschutzorganisation beizutreten. Am 2. September 1936 wurde sie dann von der Gestapo in Schutzhaft genommen. Bis dahin war die Verfolgung der Zeugen Jehovas vergleichsweise milde gewesen. Jetzt, vielleicht auch im Zusammenhang mit Himmlers Ernennung zum Chef der deutschen Polizei und der so genannten «Verreichlichung» der Polizei, entwickelte sich eine ganz andere Schärfe. Die Gestapo richtete spezielle Abteilungen zur Koordinierung der Verfolgung ein. Die für Staatsschutzvergehen eingerichteten Sondergerichte urteilten jetzt auch über Zeugen Jehovas. In ihren Aufzeichnungen vertrat Berta Maurer die Auffassung, dass sie gezielt als Funktionärin, als örtliche Dienstleiterin festgenommen wurde, weil die Polizei sie und andere Funktionsträger daran hindern wollte, zu dem vom 4. bis 7. September in Luzern geplanten Mitteleuropäischen Kongress der Zeugen Jehovas zu fahren. Auf diesem Kongress, an dem 300 Zeugen Jehovas aus Deutschland teilnahmen, wurde eine Resolution gegen das Naziregime verabschiedet, die die deutschen Mitglieder im Dezember in eine Flugblattaktion umsetzten, was letztlich zu einer Verhaftungswelle führte, die auch an die 25 Konstanzer Mitglieder erfasste. Parallel zu Berta Maurers Festnahme wurden noch andere Dienstleiter in Baden in Schutzhaft genommen.⁴

Durch einen Haftbefehl der Staatsanwaltschaft vom 5. Oktober 1936 wegen der Gefahr einer Flucht in die Schweiz wurde die Schutzhaft unterbrochen und Berta Maurer in Untersuchungshaft im Konstanzer Gefängnis genommen. Vom Amtsgericht Konstanz wurde sie am 7. Oktober vernommen. Standhaft weigerte sich Berta Maurer in allen Vernehmungen, irgendwelche Namen preiszugeben. Die Anklage wurde beim Sondergericht Mannheim erhoben, und so wurde sie am 10./11. November über Freiburg und Bruchsal in das Gerichtsgefängnis Mannheim überführt. Das Sondergericht verurteilte sie am 27. November 1936 zu zehn Monaten Gefängnis unter Anrechnung von Schutzhaft und Untersuchungshaft. Diese Strafe verbüßte sie bis 4. Juli 1937 in der Strafanstalt Gotteszell, einem alten Kloster bei Schwäbisch Gmünd. Hier kam es zu einem Konflikt, als sie sich weigerte, bei der Übertragung der Hymnen einer nationalen Kundgebung aufzustehen. Sie erhielt für acht Tage eine verschärfte Einzelhaft.

Aufgrund eines Erlasses der Gestapo vom 22. April 1937 wurden Zeugen Jehovas nach Verbüßung der Gefängnisstrafe nicht auf freien Fuß gesetzt, sondern von der Gestapo erneut in Schutzhaft bzw. in ein KZ verbracht, was sogar zu Protesten der Justiz führte. Auch Berta Maurer blieb in den Händen der Gestapo. Zuvor hatte der katholische Gefängnisgeistliche versucht, sie zu einem schriftlichen Widerruf ihres Glaubens zu überreden. Die Gestapo brachte sie in das provisorische Frauen – KZ Moringen im Harz. Hier bildeten die Zeuginnen Jehovas die größte Häftlingsgruppe. Von dort kam sie im Februar 1938 in das Ende 1937 errichtete Frauen – KZ Lichtenburg bei Torgau (Sachsen). Hier gab es immer wieder Verhöre und Druck, den Glauben zu widerrufen. In ihren Erinnerungen erwähnt sie einen Vorfall, der sich am 1. Oktober 1938 abspielte. Die Zeuginnen Jehovas weigerten sich, im Hof eine Kundgebung Hitlers im Zusammenhang

mit dem deutschen Einmarsch in das Sudetenland anzuhören. Daraufhin wurden die Frauen mit kaltem Wasser aus Feuerwehrschräuchen die Treppen hinunter getrieben und mussten durchnässt im Hof stehend über eine Stunde die Rede Hitlers anhören. Wegen ihrer Widersetzlichkeit wurde Berta Maurer in einen Zellenbau mit Kriminellen umgesetzt. Die Gestapo stellte im Oktober 1938 den Antrag, dass ihre Witwenrente gestrichen werde, weil *weder die Strafhaft noch die Schutzhaft eine Änderung ihrer Einstellung bewirkt habe*. Daraufhin strich das Reichsverkehrsministerium im Februar 1939 für zwei Jahre das Witwengeld.

Im Mai 1939 wurde sie in das neu gegründete Frauen-KZ Ravensbrück verlegt, das sie mit aufbauen musste. Die Zeugen Jehovas, mit violetterm Winkel gekennzeichnet und als »Bibelwürmer« beschimpft, waren wegen ihrer strengen Prinzipien zeitweise einem besonderen Hass und Übergriffen der SS-Aufseher ausgesetzt. In den Kriegsjahren besserte sich nach und nach ihre Lage in den KZs, denn sie galten als gutwillige Arbeitskräfte, die auch außerhalb der Lager eingesetzt werden konnten, weil bei ihnen keine Fluchtgefahr bestand. Frauen wurden oft vom SS-Personal als Hausgehilfinnen, Gärtnerinnen oder sogar als Kindermädchen eingesetzt. Nur wenn sie sahen, dass ihre Arbeit direkt dem Kriegseinsatz diene, verweigerten sie die Arbeit und nahmen zusätzliche Strafen auf sich. Berta Maurer beschreibt in ihren Erinnerungen eine solche Aktion vom Dezember 1939, die auch in der Literatur über das Lager Ravensbrück erwähnt wird. Die Zeuginnen Jehovas weigerten sich, Beutel für die Soldaten zu nähen. Als Strafe mussten die 50 streikenden Näherinnen in den Arrestblock, die anderen 400 Zeuginnen Jehovas mehrere Tage in der Kälte auf dem Appellplatz stehen. Nachts kamen sie zu acht in Dunkelarrest. Sie erwähnt aber nicht die andere bekannt gewordene Verweigerung, als die Zeuginnen Jehovas es ablehnten, in Pilotenjacken Felle von Angorahasen als Kälteschutz einzunähen. Sie erlebte auch, wie sich Heinrich Himmler bei einem Besuch im KZ auf eine kurze Diskussion mit den Zeuginnen Jehovas einließ. Er soll gesagt haben: *Solches Verhalten gebietet euch die Bibel? W i r sind die obrigkeitlichen Gewalten, w i r regieren auf der Erde, ihr seid in unserer Hand. Euer Jehova verbirgt sich im Himmel, und er lässt euch elend verenden hier drin. Wenn ihr euch ferner dem Staat nicht beuget, werden wir eure Lage noch verschärfen und brechen euch auch noch das Genick*. Und sie beschreibt einen internen Konflikt der Gruppe, als einige Zeuginnen Jehovas verkündeten, ihre Religion verlange die Verweigerung jeglicher Arbeit, worauf 14 von ihnen gehängt wurden. Darunter soll auch eine Frau aus Konstanz gewesen sein (Anna Luise Meissner?).⁵

Im Juni 1944 wurde Berta Maurer mit anderen Zeuginnen Jehovas nach München geschickt, wo die Zentrale der Organisation »Lebensborn« der SS eingerichtet war, also der Entbindungsanstalten für ledige Mütter. Der Einsatz der Zeuginnen Jehovas beim »Lebensborn« geht auf eine Weisung Himmlers vom 6. Januar 1943 zurück. Sie durften aber keine Säuglinge betreuen, sondern waren in Wäscherei, Küche und sonstigen Hausdiensten eingesetzt. Bei den Bombenangriffen auf die Stadt im Juli 1944 wurden auch Gebäude des »Lebensborn« getroffen, und Berta Maurer musste beim Löschen von Brän-

den helfen. Danach wurde die »Lebensborn«-Zentrale nach Steinhöring in Oberbayern verlegt, wo sich das Heim »Hochland« befand. Hier erlebte sie das Kriegsende. Über die Kinder der »Herrenrasse« schrieb sie in ihren Aufzeichnungen: *Sie wiesen keinerlei Vorzüge auf.* Nach Kriegsende kehrte sie nach Konstanz zurück. Insgesamt war sie über sieben Jahre in Haft, wofür sie eine Haftentschädigung erhielt. Sie war weiterhin als Zeugin Jehovas aktiv und besuchte Kongresse in Deutschland. Verstorben ist sie 1985.

Eine ähnliche Gefängnis- und Lagerbiographie mit den gleichen Stationen von 1936 bis 1945 hatte Pauline Hofmaier (1890–1986).⁶ Das gleiche gilt für ihren Schwiegersohn, den Elektromonteur Eugen Schwab (1899–1978). Er erhielt 1936 in Mannheim eine Strafe von vier Monaten Haft, weil er sich zwei Mal sonntags an der Verteilung von verbotenen Schriften beteiligt hatte, und 1937 eine Haftstrafe von acht Monaten, weil er einmal eine Schrift weitergegeben hatte und auch noch eingeräumt hatte, dass er flüchtig hineingeschaut habe. Daran schloss sich eine langjährige Haft in den KZs Dachau, Mauthausen und Ebensee im Salzkammergut bis 1945 an.⁷

Zu den Opfern gehörte auch Anna Luise Meissner, geb. Hepp (geboren 1902). Ihr Mann war Arbeiter, sie hatten zwei Kinder. Am 12. November 1935 war sie vor dem Amtsgericht Radolfzell mit anderen wegen verbotenen Hausierens und Störung der Sonntagsruhe angeklagt. Zuvor hatte das Bezirksamt Konstanz eine Strafe von 20 RM verhängt. Die Zeugen Jehovas waren im Linzgau und auf der Höri über die Dörfer gezogen, um Bibeln an der Haustür zu verkaufen und Drucksachen aus der Zeit vor dem Verbot zu verteilen. Die Bibeln kamen aus dem Bibelhaus Magdeburg und kosteten 1,80 RM in der katholischen und 1 RM in der evangelischen Fassung. Da die Zeugen Jehovas die Bibeln zum Einkaufspreis weiterverkauften, konnte ein Verstoß gegen die Gewerbeordnung nicht nachgewiesen werden, allenfalls die Störung der Sonntagsruhe, und sie wurden vom Amtsgericht Radolfzell freigesprochen. Der Bibelverkauf in Baden wurde jetzt aber verboten. Die zweite Verhaftung erfolgte im Mai 1936. Anna Luise Meissner wurde vorgeworfen, im Dezember 1935 184 Exemplare einer verbotenen Druckschrift nach Deutschland geschmuggelt zu haben und in ihrer Wohnung Druckschriften aus der Zeit nach dem Verbot gelagert zu haben. Das Sondergericht Mannheim verurteilte sie zu 10 Monaten Gefängnis, die sie in der Strafanstalt Gotteszell bis Juni 1937 absitzen musste. Ein Gnadengesuch ihrer Schwägerin, das auf die fast vollständige Erblindung des Ehemannes von Anna Luise Meißner hinwies, blieb ohne Wirkung. Nach der Haft nahm sie aber Kurierdienste und Schriftenschmuggel wieder auf. Das Sorgerecht für ihre Kinder wurde dem Ehepaar 1939 entzogen. In dieses Jahr fallen die dritte Verhaftung und die Überführung in das neue Frauen-KZ Ravensbrück. Dort wurde sie am 15. Mai 1942 erschossen, vermutlich im Zusammenhang mit einer Widerstandsaktion gegen Arbeiten für den Kriegseinsatz. Die Angabe beruht auf den Unterlagen des Standesamtes Ravensbrück. Ihr Name steht im Gedenkbuch für die Opfer des KZs Ravensbrück.⁸

Das KZ schickte eine Urne mit der Asche von Anna Luise Meissner nach Konstanz. Sie wurde aber den Angehörigen nicht ausgehändigt, sondern landete im Keller des Friedhofsgebäudes in einem Raum, wo auch 190 Urnen von Euthanasieopfern der Jahre 1940/41 deponiert und in Vergessenheit geraten waren, ferner eine Urne aus dem KZ Struthof-Natzweiler. Die meisten Opfer stammten aus dem Allgäu und Vorarlberg, nur 12 aus Konstanz selber. Die Urnen waren von verschiedenen Heil- und Pflegeanstalten bzw. Tötungsanstalten nach Konstanz geschickt worden, die meisten aus Hartheim in Österreich. Nur wenige dieser Opfer kamen aus der Heil- und Pflegeanstalt Reichenau. Im Jahre 1983 wurde der vergessene Urnenraum publik und löste einen beträchtlichen Skandal aus. Die Konstanzer Stadtverwaltung bemühte sich nun, die Angehörigen ausfindig zu machen und ihnen, soweit sie an einer Bestattung am jeweiligen Heimatort interessiert waren, diese Urnen zu übergeben. Die Angehörigen von Anna Luise Meissner wurden nicht ausfindig gemacht, und so wurde ihre Urne mit dem Namen Luise Meissner (1902–1942) mit den verbliebenen 183 Urnen aus den Euthanasieaktionen am 21. Juli 1984 in einem besonderen Ehrengrab auf dem Konstanzer Friedhof beigesetzt. Erst in den 90er Jahren wurden die Angehörigen von Anna Luise Meissner zufällig auf dieses Grab aufmerksam. Der Ehemann Georg Meissner (geb. 1889) war in den 70er Jahren ganz in der Nähe dieses Ehrengrabes beigesetzt worden.⁹

Eine ganze Gruppe wurde Mitte Dezember 1936 verhaftet wegen des Bezugs und der Verteilung von verbotenen religiösen Schriften und wegen der Beteiligung an Bibelstunden. Die Gruppe bestand aus einem Landwirt, einem Zimmermann, der als Gemüsehändler tätig war, der Frau eines Postschaffners, der Frau eines Schreiners, der Frau eines Friseurs, der Frau eines Schneiders und einem Elektromonteur, dem bereits genannten Eugen Schwab. Sie wurden am 21. Mai 1937 vom Sondergericht Mannheim zu Haftstrafen zwischen fünf und 11 Monaten verurteilt. Die Schutzhaft wurde angerechnet. Sie galten nicht als Anführer, sondern eher als einfache Mitläufer bei den Zeugen Jehovas, die dem neuen Staat »teilnahmslos« gegenüberstehen. Die Höchststrafe als Wiederholungstäter erhielt der Litzelstetter Landwirt Augustin Romer (1876–1957). Nach Verbüßung der Haft Ende November 1937 kam er in das badische KZ Kislau und von dort im Januar 1938 nach Dachau. Nach Erfrierungen im Januar 1939 und längerer Krankheit wurde er Ende März 1939 krank entlassen. Sein Bericht über die Verhältnisse in Dachau gibt auch die besonderen Schikanen gegen die Zeugen Jehovas wieder: sinnlose Sonntagsarbeiten, Postverweigerung, stundenlange Duschen, wohl als Verhöhnung der Erwachsenentaufe.¹⁰

Zu den Todesopfern unter den Konstanzer Zeugen Jehovas gehört Wilhelm Friedrich Kleissle, 1889 geboren, verheiratet, vier Kinder. Er war gelernter Friseur, dann Möbelbeizer und Polier und zeitweise in der Schweiz beschäftigt. Seit 1923 gehörte er zu den Zeugen Jehovas, 1924 wurde er getauft. Er war in der Schweiz missionarisch tätig

und auch am Schriftenschmuggel aus der Schweiz beteiligt, wobei er von seiner Frau und einer Tochter unterstützt wurde. Beliebtes Versteck beim Grenzübertritt war ein Kinderwagen. Ab 1935 war er in Konstanz immer wieder bei Pflicht- und Notstandsarbeiten der Stadt eingesetzt, dann aber auch beim Kasernenneubau in Konstanz. Im März 1937 wurde er verhaftet und im September vom Sondergericht Mannheim zu 6 Monaten Gefängnis verurteilt, die durch die Schutzhaft verbüßt waren. In den Vernehmungen bestritt er den Schmuggel von Schriften und erklärte, er habe die Schriften 1934/35 zum eigenen Gebrauch erhalten. Dass eine der in der Wohnung gefundenen Druckschriften doppelt vorhanden war, genügte dem Gericht aber als Nachweis für die Verbreitung von Schriften durch ihn. Für die Staatsanwaltschaft war er ein *fanatischer unbelehrbarer Anhänger dieser Vereinigung*, bei dem der dringende Verdacht bestehe, *dass der Angeschuldigte sich noch in weit größerem Umfang für die genannte Sekte betätigt hat, als dies durch die Ermittlungen im vorliegenden Verfahren festgestellt werden konnte*. Schon vor dem Prozess teilte die Gestapo dem Staatsanwalt beim Sondergericht am 23. August 1937 mit, dass über Kleissle Schutzhaft als Überhaft verhängt sei, und verlangte eine Mitteilung, in welche Haftanstalt und für welche Zeit er dort durch Urteil inhaftiert werden solle. Er blieb also weiterhin in so genannter Überhaft bis Mai 1939 im Konstanzer Gefängnis. Anschließend wurde er in das KZ Dachau überführt, Ende September 1939 von Dachau in das KZ Mauthausen. Dort ist er am 23. April 1940 verstorben. Die Sterberate der Zeugen Jehovas in diesem Lager galt zu diesem Zeitpunkt als besonders hoch. Die älteste Tochter in Konstanz wurde verständigt, konnte nach Mauthausen fahren und den toten Vater noch sehen.¹¹

Die letzte Verhaftungswelle erfolgte in Konstanz am 12. Dezember 1939, nachdem ein verdeckter Ermittler der Gestapo sich Adressen erschlichen hatte. Eine konkrete Aktion der betroffenen Personen scheint nicht vorausgegangen zu sein. Mindestens vier Zeuginnen Jehovas wurden vom Konstanzer Gefängnis aus Ende April 1940 ohne Prozess nach Ravensbrück verbracht, wo sie bis zu fünf Jahre Zwangsarbeit leisten mussten. Nur wenig bekannt ist über Anna Schaumann geb. Allweier (geboren 1885), vermutlich eine interessierte Sympathisantin, die vielleicht ein paar Mal an Gebets- oder Bibeltreffen teilgenommen hatte, denn sie kommt in den Namenslisten der Konstanzer Zeugen Jehovas gar nicht vor, auch nicht in den Akten des Konstanzer Amtsgerichts oder des Mannheimer Sondergerichts. Aber das Archiv des Internationalen Suchdienstes in Bad Arolsen konnte bestätigen, dass die Daten ihrer Verhaftung in Konstanz und ihrer Verlegung nach Ravensbrück identisch sind mit denen von vier anderen Zeuginnen Jehovas aus Konstanz. In ihren Briefen aus dem Konstanzer Gefängnis an ihren Ehemann geht es um Vogelzucht, aber auch um die religiöse Verfolgung: *Dass es mir so ausgelegt wird, wie wenn ich mich strafbar gemacht hätte, da ich doch die Glaubenssache ganz für mich behielt, nicht einmal ihr wusstet davon, so kann ich doch die Sicherheit des Staates und Volkes nicht gefährden, aber leider ist daran nichts zu ändern* (24. März 1940). Am 21. April 1940 erfährt sie, dass sie verlegt wird, weiß aber nicht wohin, und verabschiedet sich von ihrem Mann: *Es tut mir*

so schrecklich weh, für euch alle, soviel Leid ihr mit mir tragen müsst um meines Glaubens willen. Die letzte Nachricht von ihr ist eine Postkarte in amtlichem Vordruck aus dem KZ Ravensbrück vom 9. März 1945 an ihren Ehemann, von dem sie zuletzt am 4. Januar 1945 eine Nachricht erhalten hatte. Auf dem vorgedruckten Teil der Karte steht unter anderem: *Der Tag der Entlassung kann noch nicht angegeben werden. Besuche im Lager sind verboten. Anfragen sind zwecklos. Anna Schaumann erkundigt sich nach Verwandten und Bekannten und teilt mit: das könnt ihr euch denken, dass ich mich freuen würde, euch alle bald zu sehen.* Über die Lagerbedingungen durfte sie nichts schreiben. Sie ist in den letzten Kriegswochen verschollen, d. h. umgekommen, und wurde im Jahre 1951 vom Amtsgericht Konstanz auf den 31. Dezember 1945 für tot erklärt, nach fünf Jahren KZ für ein paar Bibelstunden. Ihr Name steht auch in einer Liste »Verzeichnis der Opfer des Nationalsozialismus mit über 60 Monaten Haft in Südbaden«.¹²

Gleichzeitig verhaftet mit Anna Schaumann wurde Maria Schwenk (geboren 1885), die in Ravensbrück zeitweise in der SS-Personalküche eingesetzt wurde, so dass sie gelegentlich für ihre Mithäftlinge etwas abzuweigen konnte. Ab März 1944 wurde sie im Institut für Pflanzengenetik Schloss Lannach bei Graz eingesetzt und war dem KZ Mauthausen unterstellt. Verhaftet wurde die Näherin Luise Wilderer (geboren 1893) mit zwei Töchtern. Gegen die Familie Wilderer war schon 1935/36 wegen Verbreitung von Bibeln im Linzgau und auf der Höri zusammen mit Anna Luise Meissner ermittelt worden. Luise Wilderer war seit 1922 in Kontakt mit den Zeugen Jehovas, die ganze Familie war 1925 aus der katholischen Kirche ausgetreten und Luise in diesem Jahr getauft worden. Der Ehemann war Kunst-, Dekorations- und Flachmaler und wurde später in der Heilsarmee aktiv. Im Mai 1936 wurde Luise Wilderer vorübergehend verhaftet und in einem Verfahren gegen sechs Zeugen Jehovas, darunter auch Anna Meissner und Eugen Schwab, im Juli 1936 in Mannheim zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt. Sie hatte im Linzgau und auf der Höri etwa 20 bis 25 Bibeln zum Selbstkostenpreis verkauft, aber keine verbotenen Druckschriften. Sie stellte ihre Aktivität bei der Polizei so dar: »Bei meinen Vorsprachen bei den Leuten habe ich meistens die Zeugniskarte vorgewiesen. Durch diesen Umstand brauchte man nicht viel zu reden, und die Leute wussten auch gleich, in welchem Auftrage ich komme und was der Zweck meines Kommens ist. Wurde ich irgendwo abgewiesen, so habe ich mich sogleich entfernt, ohne irgendwie aufdringlich zu werden. Es wurden selbstverständlich oft Fragen an mich gestellt über verschiedene Punkte in der Bibel. So habe ich den Leuten ab und zu erklärt, dass die Menschen die Wahrheit der Bibel über das Vorhaben Gottes mit der Menschheit erfahren sollen. Ich habe Prophezeiungen, die sich gerade in der heutigen Zeit auswirken, z.B. der große Krieg 1914–1918, Erdbeben, große Ratlosigkeit und Verwirrungen auf der Erde unter den Menschen, der Völkerbund, der ein Greuel in Gottes Auge ist, dass dieser nichts zustande bringen, und die Tatsachen würden beweisen, dass er auch in Zukunft nichts zuwege bringe, an Hand der Prophetie der Bibel illustriert. In Bezug auf solche Vorkommen in der letzten Zeit habe ich die Leute darauf hingewiesen, dass wir am Ende eines Zeitalters leben oder, wie die Schrift dies bezeichnet, das Ende der Welt ... Niemals habe ich Ausführungen gemacht, die sich auf Politik bezogen haben oder irgendwelche Maßnahmen der heutigen Regierung herabwürdigten. Ich habe da und

dort vielleicht auch einmal gesagt, dass der eine oder der andere eingesperrt werde, weil er die Wahrheit der Bibel verbreite. Dies könne mich aber nicht abhalten davon, Gottes Wort zu verbreiten. Die Apostel hätten zu jener Zeit auch so gehandelt. In der Urteilsbegründung hieß es über Luise Wilderer: Die Angeklagte Wilderer hat eine erhebliche Tätigkeit entfaltet. Sie ist eine fanatische Bibelforscherin, die sich über die Gesetze des Staates hinwegsetzt.¹³ Der Zettel, den die Zeugen Jehovas an den Haustüren vorwiesen, lautete: Ich überbringe Ihnen als Zeuge Jehovas die Wahrheiten der Bibel, weil Jesus geboten hat, allen Nationen zu einem Zeugnis das Evangelium des Königreiches zu verkündigen. Jehova ist der allein wahre Gott und Schöpfer von Himmel und Erde, und er auch ist der einzig wahre Freund und Wohltäter der Menschheit. Er hat sein Wort, die Bibel, der Menschheit zur Führung gegeben, dass sie erkennen möchte, dass die Zeit der Erfüllung der Prophezeiung gekommen ist.

Auch Sie müssen Jehovas Vorhaben aus seinem Wort völlig verstehen lernen, damit Sie die Segnungen empfangen können, die das Königreich Gottes für alle Menschen bereit hält. Der Tag der Vollstreckung des Gerichtes Jehovas ist hier, und die Bibel zeigt Ihnen den Weg, wie Sie am Tage des Gerichts bewahrt werden.

Wenn Sie noch keine Bibel besitzen, steht sie Ihnen schon zum Preise von Mk. 1.– käuflich zur Verfügung, auch bessere Ausgaben lege ich Ihnen jetzt oder später gern unverbindlich vor.¹⁴

Die Tochter Irma (geboren 1918), die in Konstanz als Dienstmädchen arbeitete, hatte sich 1935 heimlich taufen lassen und beteiligte sich von da an beim Predigen auf dem Lande. Bei der Polizei räumte sie aber nur einen einzigen Fall ein, und sie wurde 1936 nicht angeklagt. Ab 1. April 1938 war sie im Haushalt eines SS-Mitgliedes beschäftigt. Dass sie Zeugin Jehovas war, störte das Ehepaar weniger als ihre Weigerung, der Deutschen Arbeitsfront beizutreten.

Die jüngere Tochter Elfriede, Verkäuferin, wurde nach der Verhaftungsaktion von Ende 1939 im Juni 1940 wieder aus dem Konstanzer Gefängnis entlassen, während Luise Wilderer und ihre Tochter Irma Ende April 1940 nach Ravensbrück abtransportiert wurden. Dort waren sie unter anderem in einer Gärtnerei beschäftigt. Im Sommer 1942 wurde die Mutter nach Auschwitz-Birkenau geschickt. Zunächst wurde sie am Bahnhof einem Hotel zugewiesen, das im Wesentlichen von Zeuginnen Jehovas betrieben wurde. Danach musste sie in einem Haus von SS-Männern die Wäsche waschen. Nach einer schweren Flecktyphus-Erkrankung wurde sie im Juni 1943 nach Hause entlassen.

Die Zeugen Jehovas waren die einzige Häftlingsgruppe, die ihre Entlassung aus dem KZ erreichen konnte, wenn sie ihrem Glauben abschworen. Irma Wilderer unterschrieb im August 1940 eine solche Erklärung, nachdem auch ihr Vater und ihr Bruder in Briefen auf sie Druck ausgeübt hatten, hat diese Erklärung aber widerrufen. Nach den Aussagen von Berta Maurer und Pauline Hofmaier haben mehrere Konstanzer Zeugen Jehovas diese Erklärung unterschrieben. Auch Luise Wilderer war 1943 kurz davor zu unterschreiben.¹⁵

Irma, die zunächst große Schwierigkeiten hatte, sich in den harten Drill und Arbeitsdruck des KZs einzufügen, war ab dem Winter 1940/41 außerhalb des KZs in einem Gut Kellerbruch mit Gärtnerei und Hühnerfarm eingesetzt, das zur »Deutschen

Versuchsanstalt für Ernährung und Verpflegung«, einem Wirtschaftsbetrieb der SS, gehörte. Diese Versuchsanstalt unterhielt zahlreiche landwirtschaftliche Betriebe, häufig in der Nähe eines KZ, wo auf Anweisung Himmlers »bio-dynamischer Anbau« betrieben wurde. Mit einem besonderen Ausweis marschierten die Zeugen Jehovas ohne Aufsicht vom KZ zu diesem Gut.

Im Mai 1943 kam Irma als Kindermädchen und Hausgehilfin ausgerechnet in den Haushalt von General und SS-Obergruppenführer Oswald Pohl. Pohl war Inspekteur der KZs, als Leiter des SS-Wirtschafts-Verwaltungshauptamtes organisierte er den Arbeits-einsatz aller KZ-Häftlinge in Europa, leitete die Wirtschaftsbetriebe der SS und die Verwertung der den Juden geraubten beweglichen Vermögenswerte. Seine zweite Ehefrau Eleonore von Brüning brachte als Witwe Ende 1942 drei Kinder in die Ehe, davon zwei aus ihrer zweiten Ehe und ein uneheliches aus einem »Lebensborn«- Heim. Die Familie Pohl wohnte auf dem Gut und Schloss Comthurey in der Nähe von Ravensbrück, das ebenfalls zum SS-Betrieb »Deutsche Versuchsanstalt für Ernährung und Verpflegung« gehörte.¹⁶ Pohl beschäftigte auf dem Gut ab 1943 bis zu 50 Zeugen Jehovas, die Deutschlands modernsten Schweinestall aufbauen sollten.¹⁷ Frau Pohl erschien in der Gärtnerei Kellerbruch und suchte sich unter den Zeuginnen Jehovas eine Köchin, zwei Zimmermädchen, ein Kindermädchen und aus dem Männerlager in Ravensbrück einen Hausburschen und Kut-scher aus. Sie war Grafikerin und künstlerische Beraterin eines von Himmler geschätzten kleinen SS-Betriebes in Dachau, Porzellan-Manufaktur Allach-München. Die Produkte dieser Firma gelangten nicht in den Verkauf, sondern dienten Himmler für Geschenke. Die Nähe des KZs und der regelmäßige Anblick von Häftlingskolonnen bedrückten Frau Pohl eher. Irma betreute tagsüber die Kinder und musste abends noch Hausarbeit leisten, sie und die anderen Hilfskräfte wurden aber von Frau Pohl gut behandelt. Sie bekamen eine besondere Zivilkleidung und erhielten das gleiche Essen wie die Familienangehörigen. Als Irma an Bauchtyphus erkrankte, wurde sie nach Ravensbrück zurückgeschickt, doch sie überlebte. Da sich Frau Pohl immer wieder nach ihr erkundigte und sie sogar einmal im KZ besuchte, galt sie im Lager als Prominente oder gar als Verwandte und wurde besser behandelt.¹⁸ Irma kam im Frühjahr 1944 noch einmal in den Haushalt Pohl, mehr zur Erholung als zur Arbeit. Als sie dort an einer Thrombose erkrankte, ließ Frau Pohl Prof. Dr. Karl Gebhardt, den Chefarzt der Heilanstalten Hohenlychen holen. Dieses Krankenhaus in Brandenburg wurde auch von der NS-Prominenz aufgesucht, im Krieg wurde dort noch ein Lazarett der SS eingerichtet. Irma Wilderer musste aber wieder in das KZ zurück, doch sorgte Frau Pohl dafür, dass sie in der Kleiderkammer unterkam und so überlebte.

Beim Herannahen der Front im Osten im Frühjahr 1945 gab die SS die Anweisung, dass nur die Gesunden das Lager verlassen dürften. Die gesunden Zeuginnen Jehovas weigerten sich jedoch, ohne die Kranken aufzubrechen, und blieben bei ihnen zurück. Irma Wilderer erlebte die Befreiung des KZs durch die Russen, die für die Frauen nicht ganz ungefährlich war, denn sie berichtet, dass die jüngeren Frauen sich in den oberen

Stockbetten versteckt hätten. Ihre Heimreise von Ravensbrück nach Konstanz ab Juni 1945 dauerte vier Wochen. Ihre Gesundheit war sehr beeinträchtigt und erst zwei Jahre später begann sie wieder zu arbeiten, und zwar als Putzfrau beim Konstanzer »Südkurier« bis 1959. Später lebte sie verheiratet in Kreuzlingen. General Pohl wurde nach dem Krieg von den Amerikanern in Nürnberg zum Tod verurteilt und in Landsberg hingerichtet, ebenso Professor Gebhardt wegen seiner medizinischen Versuche im KZ Ravensbrück.

Ein Sonderfall ist die Einweisung eines jungen Mädchens aus dem Elsaß in das Wessenberg'sche Erziehungsheim in Konstanz. Simone Liebster geb. Arnold, wurde 1930 in einer katholischen Familie in Mülhausen geboren. Ihre Eltern waren Künstler, die Mutter trat 1938 zu den Zeugen Jehovas über, der Vater kurze Zeit später. Kurz nach Kriegsausbruch, Mitte Oktober 1939, waren die Aktivitäten der französischen Zeugen Jehovas, etwa 1000 Personen, verboten worden, wurden aber heimlich fortgeführt. Simone ließ sich 1941 heimlich taufen und war unter der deutschen Besatzung in der Schule Repressalien ausgesetzt, weil sie den Hitler-Gruß und die Teilnahme an politischen Veranstaltungen verweigerte. Der Vater kam im September 1941 in das Lager Schirmeck, wo unbotmäßige Elsässer eingesperrt wurden, später nach Dachau und Ebensee, überlebte aber den Krieg. Im Juni 1943 ordnete das Amtsgericht Mülhausen die Einweisung von Simone in die Fürsorgeerziehung an, ein Schicksal, das sie mit etwa 500 anderen minderjährigen Zeugen Jehovas teilte, die auch ihren Familien entrissen wurden. Ihre Mutter musste sie im Juli 1943 im Wessenberg'schen Erziehungsheim in Konstanz abliefern, wo sie als erstes einen neuen Vornamen erhielt. Die Mutter wurde anschließend ebenfalls verhaftet und kam in verschiedene Lager. Die Konstanzer »Rettungsanstalt für sittlich verwahrloste Mädchen« war 1855 gegründet worden und geht auf den Konstanzer Bistumsverweser Ignaz Heinrich von Wessenberg zurück. Nach der ausführlichen Schilderung von Simone Liebster waren dort 37 Mädchen zwischen 6 und 14 Jahren untergebracht. Morgens war Unterricht im Haus, ihre Lehrerin hieß Messinger, die Leiterin war Kriemhilde Lederle. Nachmittags mussten die Mädchen waschen, nähen und im Garten arbeiten, im Winter 1944/45 sogar Bäume zersägen. Sie waren nie ohne Aufsicht, durften nicht miteinander sprechen, zweimal jährlich baden, einmal im Jahr die Haare waschen. Als Strafe gab es Schläge und Nahrungsentzug. Die meisten Mädchen gingen später als Hausgehilfinnen ab. Auch Simone lernte dort das Kochen, und sie durfte auch Besorgungen für das Heim in der Stadt erledigen. Kurz vor Kriegsende wurde die Mutter in schlechtem Gesundheitszustand aus einem Lager in Villingendorf entlassen und konnte die Tochter zwei Tage vor dem Einmarsch der Franzosen in Konstanz abholen und mit ihr nach Kreuzlingen ausreisen, wo sie zuerst durch eine Desinfektionsbaracke geschleust wurden. Über Genf und Lyon kehrten sie in das Elsaß zurück.¹⁹

Die Zeugen Jehovas gehören nicht zu den »vergessenen Opfern«, die wie die Zwangssterilisierten, die Homosexuellen oder die Euthanasie-Angehörigen bis in die 1980er Jahre auf eine pauschale Entschädigung warten mussten. Die Entschädigung für Haft in Gefängnis oder KZ war bei den Zeugen Jehovas nicht in Frage gestellt, die lang-

jährig Inhaftierten erhielten etwa zehn Jahre nach Kriegsende Entschädigungen in vierstelliger Höhe. Aber sie haben nie ein großes Aufhebens um ihre damalige Verfolgung gemacht, und die historische Forschung hat sich erst sehr spät dem Widerstand dieser Religionsgruppe gewidmet. Aus diesem Grund ist die Verfolgung dieser Gruppe nie richtig in das Bewusstsein einer breiteren Öffentlichkeit gelangt. Eine Wanderausstellung über das Schicksal der Zeugen Jehovas im Dritten Reich unter dem Schlagwort »Vergessene Opfer« und eine Filmdokumentation »Standhaft trotz Verfolgung« kamen 1998 bzw. 1999 auch nach Kreuzlingen und Konstanz und wurden dabei durch biographische Dokumentationen zu Konstanzer Zeugen Jehovas ergänzt.²⁰ Inzwischen ist auch die Geschichte der Zeugen Jehovas in Freiburg und am Hochrhein aufgearbeitet. Das Buch von 2010 über die Freiburger Zeugen Jehovas enthält ein Geleitwort des grünen Oberbürgermeisters von Freiburg, während 1999 der Konstanzer grüne Oberbürgermeister sein Grußwort zur Ausstellungseröffnung nach öffentlicher Kritik wieder abgesagt hatte.²¹ Überlagert wurde die Aufarbeitung in der Öffentlichkeit zudem durch wiederholte Auseinandersetzungen über innere Organisation, Sektencharakter oder Anerkennung der Zeugen Jehovas als öffentlich-rechtliche Körperschaft.

Im Rahmen der Aktion Stolpersteine des Kölner Künstlers Gunter Demnig wurden durch eine Konstanzer Initiative in den Jahren 2009 bis 2011 auch Stolpersteine für Anna Luise Meissner, Wilhelm Friedrich Kleissle, Berta Maurer und Anna Schaumann verlegt, um auf diese Weise ihre Verfolgung im Gedächtnis zu bewahren.

Anschrift des Verfassers:

Dr. Arnulf Moser, Allmannsdorfer Str. 68, D-78464 Konstanz

Arnulf.Moser@t-online.de

ANMERKUNGEN

1 MAURER, Berta: Erinnerungen an die Tätigkeit im Königreichwerk, masch.schr., 43 S., o.J. (Archiv der Konstanzer Gemeinde der Zeugen Jehovas).

2 GARBE Detlev: Verfolgung und Widerstand der Zeugen Jehovas im Nationalsozialismus. Zum aktuellen Forschungsstand, in: Besier, Gerhard und Vollnhals, Clemens (Hg.): Repression und Selbstbehauptung. Die Zeugen Jehovas unter der NS- und der SED-Diktatur, Berlin 2003, S. 15–36. Zuletzt HACKE, Gerald: Die Zeugen Jehovas im Dritten Reich und in der DDR. Feindbild und Verfolgungspraxis, Göttingen 2011.

3 VVN (Hg.): Streiflichter aus Verfolgung und Widerstand 1933–45, Bd. 5, Ludwigsburg 1993, S. 41.

4 STOLLE, Michael: Die Geheime Staatspolizei in Baden. Personal, Organisation, Wirkung und Nach-

wirken einer regionalen Verfolgungsbehörde im Dritten Reich, Konstanz 2001, S. 226–231. Text der Resolution von Luzern bei HESSE, Hans und HARDER, Jürgen: »...und wenn ich lebenslang in einem KZ bleiben müsste...«. Die Zeuginnen Jehovas in den Frauenkonzentrationslagern Moringen, Lichtenburg und Ravensbrück, Essen 2001, S. 428f.

5 Akten des Verfahrens vor dem Sondergericht Mannheim: Generallandesarchiv Karlsruhe, Nr. 507/2355 (Kopien im Archiv der Konstanzer Gemeinde der Zeugen Jehovas). Akten Entschädigungsverfahren Berta Maurer (Staatsarchiv Freiburg, F 196/1, Nr. 319). MAURER, Berta: Das Fest in Banden (langes religiöses Gedicht, mit Kommentierung), in: Hesse, Hans und Harder, Jürgen, op.cit., S. 227–230. GARBE, Detlev: Kompromisslose Bekennerinnen. Selbstbe-

- hauptung und Verweigerung von Bibelforscherinnen, in: Wickert, Christl (Hg.): Frauen gegen die Diktatur – Widerstand und Verfolgung im nationalsozialistischen Deutschland, Berlin 1995, S. 52–73.
- 6 ROSER, Hubert (Hg.): Widerstand als Bekenntnis. Die Zeugen Jehovas und das NS-Regime in Baden und Württemberg, Konstanz 1999. WROBEL, Johannes: München (»Lebensborn e.V.«), in: Benz, Wolfgang und Distel, Barbara (Hg.): Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager, Bd. 4: Flossenbürg, Mauthausen, Ravensbrück, München 2006, S. 572–574. Gespräch mit Berta Maurer am 4.2.1982. Gespräch mit Pauline Hofmaier am 3.1.1982.
- 7 GLA Karlsruhe, 507/1961 und 1376.
- 8 Gedenkbuch für die Opfer des Konzentrationslagers Ravensbrück, Hg. Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück 2005, S. 417. GLA Karlsruhe, Akten Sondergericht Mannheim, 507/1959. Unterlagen Geschichtsarchiv der Zeugen Jehovas in Selters. Archiv der Konstanzer Gemeinde.
- 9 Südkurier, 15.1., 18.1., 2.2., 2.11.1983, 21.7., 23.7.1984.
- 10 GLA Karlsruhe 507/1375 und 1376. Romer Augustin: Bericht über die Behandlung und Äußerungen im Lager Dachau (KZL), 3 S. masch. schr. 1956 (Archiv der Konstanzer Gemeinde der Zeugen Jehovas). Moser Arnulf: Das NS-Regime von einer Sekte herausgefordert. Das Schicksal der Konstanzer Zeugen Jehovas – Nach dem Gefängnis ins KZ, in: Südkurier Konstanz, 11.5.1983.
- 11 GLA Karlsruhe 507/1555. Unterlagen und Fotos im Geschichtsarchiv der Zeugen Jehovas in Selters, darunter auch Aufzeichnungen der Tochter Anna Dell.
- 12 BOSCH, Manfred: Als die Freiheit unterging. Eine Dokumentation über Verweigerung, Widerstand und Verfolgung im Dritten Reich in Südbaden, Konstanz 1985. S. 193–196. Unterlagen von Familie Ingrid und Franz Degen, Konstanz.
- 13 GLA Karlsruhe 507/1954 und 1961. Heidelberger Neuste Nachrichten, 29.7.1936. Der Führer. Badischer Staatsanzeiger Karlsruhe, 29.7.1936.
- 14 GLA Karlsruhe, 507/1965.
- 15 Text der Verpflichtungserklärung bei Hesse/ Harder, op.cit., S. 444 f. Ein Beispiel ist Luise Fritsch aus Konstanz in Moringen 1937/38. Roser, op.cit., S. 167–169.
- 16 KOCH, Peter-Ferdinand: Himmlers graue Eminenz – Oswald Pohl und das Wirtschafts-Verwaltungshauptamt der SS, Hamburg 1988.
- 17 Hacke, op.cit., S. 190. Benz/Distel, op.cit., S. 535–538: Comthurey. Zitat S. 536.
- 18 KRÄHENBÜHL-WILDERER, Irma: Lebensbericht, masch.schr., o.J., 23 S. (Archiv der Konstanzer Gemeinde der Zeugen Jehovas). Teile des Berichts auch in: Vergessene Opfer. Zeithistorische Ausstellung 10.–15. August 1998 Löwensaal Kreuzlingen, o.O. 1999, S. 82–94.
- 19 LIEBSTER, Simone Arnold: Allein vor dem Löwen. Ein kleines Mädchen widersteht dem NS-Regime, Esch-sur-Alzette 2002. Bericht auch in: Vergessene Opfer, op.cit., S. 57–66. ALBRECHT, Christa (Hg.): Auch das Weib ist berufen..., Konstanz 1997, S. 103–128.
- 20 Dazu die Broschüre »Vergessene Opfer«, 1999. HESSE Hans (Hg.): »Am mutigsten waren immer wieder die Zeugen Jehovas«. Verfolgung und Widerstand der Zeugen Jehovas im Nationalsozialismus, Bremen 1998.
- 21 ROSER, Hubert (Hg.): Freiburger Zeugen Jehovas unter der NS-Diktatur, Freiburg 2010. WEINREICH, Regin (Hg.): Verachtet, verfolgt, vergessen. Leiden und Widerstand der Zeugen Jehovas in der Grenzregion am Hochrhein im Dritten Reich, Häusern 2002. Südkurier Konstanz, 5.3.1999.

Fabio Crivellari

PREKÄRE ERINNERUNGSORTE

Straßen als Medien der Erinnerungskultur –
mit einem Beispiel aus Konstanz

I. GESCHICHTE AUF SCHRITT UND TRITT

In jüngerer Zeit sind Straßennamen in der Region wieder verstärkt ins Gerede gekommen. 2010 diskutierte St. Gallen die Umbenennung der Jahnstraße, die auf den so genannten Turnvater, Nationalist und Antisemit Friedrich Ludwig Jahn verwies.¹ Zwei Jahre zuvor war bereits die dortige Paul Kruger-Straße umbenannt worden, weil ihr Andenken an den auch als »Ohm« Kruger bekannten Apartheidpolitiker nicht mehr statthaft schien.² Im März 2012 beschloss der Konstanzer Gemeinderat auf Vorschlag der Straßenbenennungskommission die Umbenennung der Von-Emmich-Straße, die auf den einstigen Konstanzer Standortkommandeur und späteren Weltkriegsgeneral Otto von Emmich verweist.³ In Radolfzell wurde im gleichen Jahr eine Umbenennung der Lettow-Vorbeck-Straße diskutiert, und auch der Denkmalwert der an die Kriegsflyer Max Immelmann und Oswald Boelcke erinnernden Straßen wurde auf den Prüfstein gelegt.⁴

Der Einspruch, der in allen Fällen insbesondere von betroffenen Anwohnern formuliert wurde, sollte weniger der historischen oder moralischen Restitution der Namenspatrone dienen und war – soweit erkennbar – auch keinen revanchistischen Geschichtsbildern verpflichtet. Er entsprang vielmehr der Sorge um die anstehenden Unannehmlichkeiten im Zuge eines behördlich verordneten Adresswechsels. In Konstanz geriet die Debatte ins Schlingern, als aus sachkundigem Munde von Emmich als historisch nachrangig und nicht unmittelbar mit Kriegsverbrechen belastbar eingestuft wurde.⁵ Eine Option bestand dann darin, den Namen als Dokument einer historischen Kriegsheldenverehrung beizubehalten und allenfalls mit einer Erläuterung zu versehen.

Die Beispiele zeigen zweierlei: Zum einen werden Straßennamen oft dann als Anhaltspunkte für öffentliche Erinnerungsdiskurse relevant, wenn sie prekär werden, und es fragt sich, ob sie nur und ausschließlich in solchen Situationen ihr Gedenkpo-

tential entfalten. Zum anderen zeigt sich immer wieder, wie wenig Aufmerksamkeit in den Debatten der heuristischen Spur der Straßen gewidmet wird, jener Spur, die in ihre Benennungs- und Entstehungskontexte führt und damit weit mehr eröffnet, als die vordergründige Plakatierung großer Namen. Der vorliegende Beitrag will diese Optionen am Beispiel von Konstanz veranschaulichen, und dabei einen Straßennamen aufgreifen, der trotz seines so offenkundigen Skandalisierungspotentials bislang nicht weiter ins Gerede gekommen ist. Dazu sollen zunächst ein paar grundlegende Überlegungen angestellt werden, die an den *Spatial Turn* in der Geschichtswissenschaft anschließen.

II. DIE HISTORIZITÄT DES RAUMS

»Im Raume lesen wir die Zeit« – mit diesem Buchtitel brachte der Osteuropahistoriker Karl Schlögel im Jahr 2003 die in den vergangenen zwei Jahrzehnten im Zuge diverser Turns⁶ in die Historiographie eingegangenen Überlegungen zur Räumlichkeit der Geschichte und die Geschichtlichkeit des Raumes auf den Punkt.⁷

Im Raum die Zeit zu lesen bedeutet, die Spuren in den Unterschieden zu erkennen, die sich Zeit und Raum wechselseitig zufügen. Dies kann man beispielsweise dort, wo sich barocke Architekturen in mittelalterliche Arrangements eingeschrieben haben, diese wiederum vom historistischen Stil-Remix der Gründerzeit überformt wurden und heute von postmoderner Gleichgültigkeit verdrängt werden. Raum unterliegt dem Wandel, wodurch er sowohl Anlass als auch Gegenstand von gesellschaftlichen Verständigungsprozessen in Gestalt kultureller Sinnbildung wird: Räume werden »sozial hergestellt, politisch organisiert, kulturell überformt.«⁸ Diese Prozesse werden vor allem dann in Gang gesetzt, wenn Räume durch Veränderung wie Neubau, Umbau, Abriss oder aus anderen Gründen zur Disposition gestellt werden, wodurch ihre Semantik im wahrsten Wortsinn zur Sprache kommt. Denn in der Alltagspraxis sind Gebäude und Straßenzüge selbstverständlich und bleiben mit Ausnahme professionellen Interesses, beispielsweise seitens der Stadtplaner, Architekten oder kunsthistorisch Interessierten, unhinterfragt. Damit sind sie Teil jener Reduktion von Komplexität, mit der Menschen den Alltag davon entlasten, Orientierungsleistungen immer wieder neu aufbringen zu müssen.

Geraten Räume jedoch wie oben beschrieben kulturell in Bewegung, werden sie ein konstitutiver Bestandteil von Geschichte und kollektiver Erinnerung. Mehr noch: Ohne einen räumlichen Bezugsrahmen ist Erinnern und Geschichtsschreibung gar nicht vorstellbar. Räume und Orte sind folglich Konstrukte nicht nur in historischer, sondern auch in historiographischer Hinsicht: Entweder sie werden nachträglich dazu erkoren, wie dies beispielsweise bei Baudenkmälern der Fall ist, oder sie werden für die erinnernde Gegenwart und Zukunft entworfen, wie beispielsweise Personen-Denkmäler. Straßennamen, die auf reale und historische Personen verweisen, sind solche Denkmäler, mit einem Unterschied: Sie sind immer eine semantische Aufladung, immer bleibt

im Gegensatz zu figuralen oder plastischen Denkmalsarchitekturen rein zeichenbasiert und in keiner Weise anschaulich.

In personalen Straßennamen vereinigen sich die verschiedenen Raumdimensionen der Geschichte: Sie sind historisch, da sie zeitlichem Wandel und Trends unterliegen, sie sind kulturhistorische Quellen, wenn sie Auskunft über Raumplanungen, Raumbewertungen und Personenverehrung ihrer Entstehungs- und (Um-)Benennungszeit geben, und sie sind historiographisch, da sie Teil einer räumlich angelegten Erinnerungskultur, einer im Stadtplan verwirklichten Chronographie sind.⁹ Als Denkmalgruppe sind Straßennamen ubiquitär, es gibt sie überall. Anwohner kommunizieren sie ungezählte Male, sie finden sich auf Briefen und Paketen, in Miet-, Versicherungs- und Lieferverträgen. Taxiunternehmen, Sicherheits- und Ordnungsdienste würden ohne sie kaum funktionieren. Stadtpläne werden durch Namen erst lesbar im eigentlichen Sinn des Wortes. Straßennamen sind Ausdruck jener routinehaften und unhinterfragten Orientierung, die als mentales Organigramm von Heimat, als Stadtplan in den Köpfen durch den Alltag lenkt.

Aktualisiert wird dieser Bezug, wenn seine Selbstverständlichkeit irritiert wird, wenn Straßennamen verändert werden sollen, weil – wie oben beschrieben – ihre politische Symbolfunktion zur Disposition steht und Namenspatrone in Frage gestellt werden. Dies geschah in besonderem Umfang schon in früheren Zeiten während großer politischer Umwälzungen, beispielsweise 1933 und 1989. In diesem Zusammenhang hat sich auch die Geschichtswissenschaft des Themas angenommen, aber nur selten in systematischer Absicht.¹⁰ Zuvor schon sind in vielen Städten Lokalhistoriker den oft vergessenen Bedeutungen und Biographien personaler Straßenbenennung auf der Spur gewesen, womit vor allem eines bewiesen wurde: Gerade die Namensträger, die nicht wie Goethe, Schiller usw. zum Bildungskanon gehören, geraten rasch in Vergessenheit. Das Namensschild an der Straßenecke führt nicht automatisch zu dauerhafter Memorierung. Es muss aktiviert werden. Erst im Zuge dieser Aktivierungen durch lokale und überregionale Studien sind wir über die Hintergründe und Konjunkturen von Benennungs- und Umbenennungswellen seit der Wende zum 19. Jahrhundert recht gut informiert.

So zeigt sich, wie im Zuge der Französischen Revolution Straßennamen mit ideologischem Sinn aufgeladen und als raumbildliches Polit-Statement institutionalisiert wurden.¹¹ In den postnapoleonischen Neugründungen sollten Straßen mit den Namen der neuen Potentaten das Zugehörigkeitsgefühl der Untertanen sichern und neue Identitäten stiften. In der zweiten Jahrhunderthälfte begann das deutsche Bildungsbürgertum mit zahllosen Goethe-, Schiller- und Lessingstraßen, sich seine eigenen Denkmäler zu setzen, und in den neu entstehenden Gewerbegebieten wurden später die Ikonen des Industriezeitalters in Gestalt der allgegenwärtigen Diesel-, Bosch- und Siemensstraßen installiert.¹²

Akzente setzen die Besonderheiten lokaler Namenspatronage. Hier finden wir die Großen der kleinen Provinz: Bürgermeister, Lehnsherren, Kirchenobere, Gelehrte und

Künstler füllen die Straßenlisten der Gemeinden. Die Bevorzugung lokaler Namen auch von Flur- und Gewannbezeichnungen entspricht älteren wie neueren Empfehlungen verschiedener Städtetage für die Benennung von Straßenzügen. Allgemein kann man feststellen, dass in der Straßenbenennungskultur das Subsidiaritätsprinzip greift. Lokale Namen werden denen regionaler und überregionaler Größen vorgezogen: erst der Schultheiß, dann der Kaiser. Was allerdings nicht bedeutet, dass nicht jede Stadt, die auf sich zählte, nach 1871 auch über eine Wilhelmstraße verfügte.

Gemeinsam ist all diesen Benennungen, dass sie nicht nur als einmalige Ehrung des Namenspatrons, sondern auch als dauerhafte Instruktion des Publikums konzipiert waren. Und noch heute knüpfen sich an die Benennung von Straßen nach Personen Hoffnungen auf einen geschichtsdidaktischen Impuls, der von ihnen ausgehen möge. Diese Selbstverständlichkeit, mit der eine erinnerungskulturelle Dauerwirkung von Straßenbenennungen vorausgesetzt wird, basiert allerdings nicht auf fundierten empirischen Erhebungen, sondern auf einem allzu hypothetischen Kommunikationsmodell, dessen behavioristischer Charakter in der Medientheorie ebenso wie in der Medienpädagogik seit Jahrzehnten überholt ist.¹³

Straßennamen aktivieren die Auseinandersetzung mit Geschichte gerade nicht aufgrund einer eigenständigen narrativen Fähigkeit, sondern indem sie als raumzeitliche Eselsohren fungieren. Sie sind stille Denkmäler, oder – in Anlehnung an Marshall McLuhan – »kalte Medien«, die erst eines erheblichen Engagements der Rezipienten bedürfen, um ihr kommunikatives Potential zu entfalten.¹⁴ Verglichen mit figuralen Denkmälern oder Objekten wie beispielsweise den »Stolpersteinen« geht ihr medial-historischer Stimulus gegen Null.

Eine solche Aktivierung unternimmt der vorliegende Text anhand des Entstehungskontextes der Konstanzer Hindenburgstraße. Dies geschieht zu einem Zeitpunkt, an dem an vielen Orten in Deutschland der Name Hindenburg seine erinnerungskulturelle Selbstverständlichkeit verloren hat und – angeregt durch die massenmediale Rezeption einer umfangreichen Biographie¹⁵ – vielerorts aus den Stadtplänen getilgt wurde, wie beispielsweise der Hindenburgplatz in Münster, der nun wieder Schlossplatz heißt.¹⁶ Deswegen soll im Folgenden in angemessener Kürze dieser aktuelle Zusammenhang beleuchtet werden, dem die Hindenburgstraßen allerorts ihre neue Aufmerksamkeit zu verdanken haben. Dabei soll es auch um jenen Mythos gehen, der Hindenburg umgab, als im Jahr 1927 in Konstanz eine Straße nach ihm benannt wurde. Nur kurz, weil weitgehend bekannt, soll dabei Hindenburgs Rolle im Zusammenhang mit der Machtergreifung skizziert werden, bevor in einem abschließenden Teil jene Lektüre von Geschichte im Raum am Beispiel der Konstanzer Hindenburgstraße und des anliegenden Hindenburgblocks unternommen wird.

III. DER HELD VON TANNENBERG ALS PERSONA NON GRATA

„Die Vorwürfe gegen Reichspräsident Paul von Hindenburg, er habe gegen die Demokratie der Weimarer Republik gearbeitet und habe nichts gegen Hitlers Machtergreifung getan, sind falsch. Hindenburg hat jede sich ihm bietende Gelegenheit genutzt, um Hitlers Kanzlerschaft zu verhindern. Obwohl im Reichstag bereits die demokratischen Parteien in der Minderheit waren, unterstützte Hindenburg weitere Bestrebungen, durch das Einbinden von Abweichlern der Nationalsozialisten, eine demokratische Regierung ohne Hitler zu ermöglichen. Erst als diese Versuche misslangen, ernannte Hindenburg Hitler zum Reichskanzler. Die Wähler schließlich verschafften Hitler die erforderliche Mehrheit im Reichstag. Erst nach dem Tod Hindenburgs 1934 erlangte Hitler die uneingeschränkte Macht in Deutschland.«

Das Zitat stammt aus einer Pressemitteilung der CDU in Mainz-Neustadt,¹⁷ die sich damit im Jahr 2008 in der Diskussion über die Namensänderung einer Hindenburg-Straße in ihrer Stadt positionierte. Das willkürlich gewählte Beispiel zeigt, dass im Gegensatz zu den häufig unhistorisch motivierten Protesten in den eingangs erwähnten Fällen, Hindenburg tatsächlich an ein kollektives Geschichtsbewusstsein anknüpft, dass dazu führt, dass um ihn nicht nur verwaltungstechnische Diskussionen, sondern erinnerungskulturelle Debatten geführt werden. Mit der Auseinandersetzung um den Namen Hindenburgstraße waren die Mainzer nicht allein und freilich nicht die ersten. Schon 1997 sah sich der renommierte Historiker Hans-Ulrich Thamer in einer ähnlichen Umbenennungsdebatte in Münster mit dem Eifer von Hindenburgverehrern konfrontiert.¹⁸ Es scheint, als wären Gemeinden und Kommunen gerade in den letzten Jahren auf die Idee gekommen, ihre deutschlandweit knapp über 420 nach Hindenburg benannten Straßen, Gassen und Plätze einer kritischen Betrachtung zu unterziehen. Und wo immer das geschah, gab es Streit: in Mainz genauso wie in Darmstadt, in Marburg ebenso wie in Nellingen, Lüneburg und anderen Orten.

Der große Hindenburg, seit Herbst 1914 verehrt als »Held von Tannenberg«, seit 1925 geehrt als zweiter Reichspräsident und Nachfolger Friedrich Eberts, war ins Gerde gekommen. Die Konjunktur der Hindenburgkritiken wurde in Gang gesetzt, als das Buch des Geschichtsprofessors Wolfram Pyta massenmediale Reichweite erlangte. Dies geschah mittels einer breiten Rezensionswelle in relevanten Tages- und Wochenzeitungen und als das ZDF mit der routinierten Anreihung von Prominenten die dreiteilige Serie »Die Machtergreifung« im Frühjahr 2009 inszenierte. Neben Guido Knopp forderten auch andere polarisierende Figuren wie Ralph Giordano und Michel Friedmann sowie der stets präsente Hans-Ulrich Wehler unisono, Hindenburg nicht mehr als Namenspatron zu verwenden.¹⁹ Bis dahin galt der einstige Generalfeldmarschall und Reichspräsident erinnerungskulturell als integre Person. Straßen, die nach ihm benannt worden waren, hatten sogar die Umbenennungswelle nach 1945 überstanden, mit der

auf Grundlage der Direktive Nr. 30 des Alliierten Kontrollrats jegliche Erinnerung an den preußischen Militarismus gelöscht werden sollte.²⁰

Nun war Hindenburg bis 1914 im militarisierten Deutschen Reich im Grunde keine Figur des öffentlichen Lebens. Als er kurz nach Beginn des Ersten Weltkriegs zu den Waffen gerufen wurde, war er immerhin schon 67 Jahre alt und seit vier Jahren außer Dienst gestellt. Hindenburg konnte auf eine erfolgreiche Militärlaufbahn zurückblicken, die ihn unter anderem als Kommandeur einer der beiden badischen Divisionen nach Karlsruhe, sodann bis in den Großen Generalstab und als Dozent an die Militärakademie in Berlin geführt hatte. Am Anfang seiner Karriere standen zwei der drei deutschen Einigungskriege, der preußisch-österreichische und der deutsch-französische Krieg von 1866 bzw. 1870/71, die Hindenburg in seinem Stammregiment, dem 3. Garderegiment zu Fuß, mitgemacht hatte. Über den Österreich-Feldzug seines Regiments schrieb er: »Das Gefühl der Stammesgemeinschaft mit den damals noch ausschlaggebenden deutschen Elementen der Donaumonarchie war zu stark entwickelt, als dass sich feindliche Empfindungen hätten durchsetzen können.«²¹

Hindenburg war in hohem Maße durchdrungen von der Idee der Einheit und Einigkeit der Deutschen und selbstverständlich auch von der fundamentalen historischen Rolle, die das Militär und er selbst beim Zustandekommen dieser Einheit gespielt hatten. In diesem Zusammenhang ist auch die Erwähnung eines Details wie der Regimentsnummer nicht irrelevant, denn die Garderegimenter zu Fuß sahen sich in der Tradition der antinapoleonischen Befreiungskriege und standen – wie die gesamte Garde – in besonderer Nähe zum Monarchen. Sie verstanden sich damit als Garanten und Kämpfer für die deutsche Einheit, wie sie in der Reichsgründung von 1871 im Spiegelsaal von Versailles zum Ausdruck kam, an der Hindenburg als Vertreter seiner Truppe teilgenommen hatte. Diese Idee der Einheit schien ihm – und nicht nur ihm – im August 1914 in besonderer Weise zum Durchbruch zu kommen, als bei Kriegsbeginn die damaligen Massenmedien den Geist von 1914 beschworen, den Kaiser Wilhelm II. in seiner berühmten Rede am 4. August 1914 auf den Punkt gebracht hatte, als er betonte, keine Parteien mehr, sondern nur noch Deutsche zu kennen. Dass dieser Taumel nicht unbedingt die Mehrheitsmeinung der Gesellschaft wiedergab,²² spielt dabei keine Rolle. Für Hindenburg (und viele andere auch) war diese Illusion der nationalen Einheit, der überparteilich geeinten und patriotisch gesonnenen Nation, feierliche Realität.

Hindenburg wollte unbedingt am Krieg teilnehmen, wurde persönlich sogar bei Helmuth von Moltke, dem Chef des Generalstabs des Heeres, vorstellig und bat in Briefen an ehemalige Weggefährten um seine Reaktivierung – vergeblich. In einem der Briefe schrieb er, dass er sich als untätiger Soldat schäme, über die Straße zu gehen.²³

Seine Reaktivierung verdankte er dem militärischen Missgeschick im Osten: Mitte August 1914 scheiterte die Verteidigung Ostpreußens durch die 8. Armee gegen unerwartet früh anrückende russische Armeen.²⁴ Moltke löste den kommandierenden General der 8. Armee und dessen strategischen Kopf, den dortigen Chef des Generalstabs umge-

hend ab. An Stelle des vorherigen Stabschefs setzte er den als kühnen Strategen bekannt gewordenen Generalmajor Erich Ludendorff ein.²⁵ Das war am 22. August 1914. Moltke telegraphierte an Ludendorff:

»Ich weiß keinen anderen Mann, zu dem ich so unbedingtes Vertrauen hätte, als zu Ihnen. Vielleicht retten Sie im Osten noch die Lage. [...] Sie können mit Ihrer Energie noch das Schlimmste abwenden.«²⁶ Armeechef konnte Ludendorff als Generalmajor nicht werden, dazu hätte er zwei Dienstgrade überspringen müssen. Einen Tag später erhielt auch Hindenburg sein Berufungstelegramm, von einem besonderen Vertrauen auf sein Können war darin allerdings keine Rede. Ein Augenzeuge bei Hindenburgs Berufung (Wilhelm Groener) schrieb später, dass der einzige Grund für Hindenburgs Wahl der Umstand gewesen sei, »dass man von seinem Phlegma absolute Untätigkeit erwartete, um Ludendorff völlig freie Hand zu lassen.«²⁷

Wie auch immer – die Schlacht wurde insofern ein militärischer Erfolg, als es gelang, eine dreifache numerische Überlegenheit der russischen Truppen auszumanövrieren und auf diese Weise zu besiegen. Schon bald nach den ersten Meldungen wurde sie als Schlacht bei Tannenberg heroisch aufgewertet. Zwar wurde um den Ort Tannenberg selber gar nicht gekämpft, er eignete sich aber ideal, um eine Traditionslinie zu jener Schlacht bei Tannenberg zu ziehen, die 1410 dem Deutschen Orden eine bittere Niederlage gegen polnische und litauische Truppen beigebracht hatte. Hindenburg selbst war es, der bei Kaiser Wilhelm II. darum bat, die Schlacht so zu benennen.²⁸ Und nicht nur in diesem Punkt nahm sich der Feldherr Zeit, geschichtspolitisch an seinem Image zu arbeiten. Dazu gehörte darüber hinaus auch eine sorgfältige Auswahl der Pressevertreter im Hauptquartier, noch mehr aber der Maler, die sich ihm dort nähern durften. Überhaupt wurden alle Maßnahmen, die seinen Namen in die weite Welt oder zumindest ins Reich trugen, sorgfältig abgewogen. Denn mit Hindenburg war der massenmedialisierten deutschen Gesellschaft ein *deus ex machina* erschienen, der dem Krieg ein siegreiches und vor allem gut verkäufliches Gesicht zu geben imstande war. Innerhalb kürzester Zeit entstand der bis weit in die Zeit der Bundesrepublik hineinwirkende Hindenburg-Mythos, der in der Bismarck-Verehrung sein publizistisches Vorbild hatte.²⁹ So wurden zahlreiche Straßen und Plätze, sogar eine ganze Stadt (heute Zabrze in Polen) 1915 nach Hindenburg benannt, der öffentliche Raum von Hindenburg-Portraits, Markenartikeln, Biographien und Postkarten geradezu überschwemmt. Ein Besucher von Hindenburgs Hauptquartier schrieb 1915 unter dem Titel »An Hindenburgs Frühstückstisch«:

»Auf Torte träufelt Schokoladencreme sein Monogramm. Sein bärtiges Gesicht wird in Vanilleeis gegossen, auf die Bauchbinden der Zigarren wird sein Portrait gedruckt, Fettheringe werden durch ihn geadelt, Pfefferkuchen tragen sein Wappenbild, Marzipan, wollene Unterjacken, Federhalter, Tabakspfeifen – alles will plötzlich Hindenburg heißen und fragt gehorsamst bei ihm an, ob man es auch dürfe.«³⁰

Man durfte.

In der Etablierung der Marke Hindenburg trafen sich aufs Produktivste die Bedürfnisse einer massenmedialisierten Öffentlichkeit und der Wunsch eines alternden Feldherrn nach dauerhaftem Ruhm und Ansehen.³¹

Die militärischen Erfolge hielten sich bei genauer Betrachtung allerdings in Grenzen. Tannenberg fiel in verschiedener Hinsicht aus dem Rahmen, eine Wiederholung gelang nicht. Die Schlacht wurde gerade deshalb so hoch bewertet, weil auch an der Westfront nichts Vergleichbares gelang. Zudem schlägt ein kommandierender General die Schlacht nicht allein. Es waren vor allem Ludendorff und Oberstleutnant Max Hoffmann, die für die Operationspläne verantwortlich zeichneten. »Hindenburgs Anteil an den Planungen tendiert gegen null«, so Wolfram Pyta.³² Der Tagesablauf des Helden Hindenburg im Krieg sah dokumentiertermaßen³³ so aus: Hindenburg stand um 7 Uhr, im Sommer um 6 Uhr auf und erledigte am Vormittag überwiegend nicht militärische Korrespondenzen oder saß Portraitalern Modell. Von 11–13 Uhr pflegte er jeden Tag zu spazieren. Von 13–14 Uhr war Mittagessen als fester Termin und von 14–16 Uhr ruhte der Feldmarschall. Danach wurden militärische Angelegenheiten in Angriff genommen, unterbrochen von Spaziergängen und gelegentlichen Privatausflügen. Um 20 Uhr gab es Abendessen, das Hindenburg gerne bis um 23 Uhr als Gesellschaft ausdehnte, während Ludendorff und die Generalstabsoffiziere bereits um kurz nach neun wieder an die Kartentische zu gehen pflegten.

Angesichts derartiger Schilderungen bröckelt das Bild des militärischen Genies, das in seinem professionellen Umfeld ohnehin nie sonderlich ernst genommen wurde. Außerhalb der Hauptquartiere galt Hindenburg jedoch aufgrund einer massenmedialen Selbstsuggestion auch nach dem Krieg als integrierter und selbstloser Kämpfer. Zunehmend nutzte er diese Popularität für politische Zwecke, sowohl während des Kriegs als auch danach. Als 1925 Reichspräsident Friedrich Ebert an einer verschleppten Blinddarmentzündung verstarb, war Hindenburgs Chance gekommen. Zögerlich erklärte er sich für den zweiten Wahlgang dieser ersten Präsidentenwahl der Republik bereit und wurde gewählt.

In dieser Gestalt, als populär vermarkteter Kriegsheld und als demokratisch gewählter Präsident, erschien er den Konstanzern im Jahr 1927, als man die Straße nach ihm benennen wollte. Der Mythos Hindenburg hatte den Krieg überdauert, kaum ein Zeitgenosse kannte jene verborgene Militärdiktatur, die Hindenburg und Ludendorff ab 1916 zu installieren suchten und mit der sie Wilhelm II. permanent unter Druck setzten.³⁴ Kaum jemand zweifelte an der so genannten Dolchstoßlegende,³⁵ die von Hindenburg und Ludendorff wesentlich initiiert worden war. Der Hindenburgmythos überdauerte erfolgreich auch die militärische Niederlage und die Rolle des Feldherrn bei der Flucht Wilhelms II., den er massiv dazu drängte, während Wilhelm II. sein Heil in einem bewaffneten Marsch auf das revolutionäre Berlin suchen wollte. Und als in Konstanz die Entscheidung zur Straßenbenennung anstand, gab es im Reich längst hunderte anderer Hindenburgstraßen. Allenthalben gratulierte man in alter herrscherfreundlicher

Festtradition dem Reichsoberhaupt zu seinem 80. Geburtstag. Hindenburg war wie die Historikerin Anna von der Goltz meint, ein *Living Myth*, ein Medienphänomen, an dessen Zustandekommen der Namensgeber selbst genauestens und professionell mitgewirkt hatte.³⁶ Nur wenige blieben abseits wie beispielsweise Ignaz Wrobel alias Kurt Tucholsky, der in der WELTBÜHNE zu Hindenburgs 80. Geburtstag schrieb:

»Wenn der Generalfeldmarschall von Hindenburg, den sie zum deutschen Präsidenten gemacht haben, seinen achtzigsten Geburtstag feiert, wirds hoch hergehn. [...] Hindenburg ist für uns weder ein Heros der antiken Legende, noch ein verehrungswürdiger Mann. Wenn schon hier Legenden gesucht werden sollen, so mag man die in den Kriegsberichten der Obersten Heeresleitung suchen.«³⁷

Für die Konstanzerinnen und Konstanzer des Jahres 1927 war indes Hindenburgs Handeln im Jahr 1933 noch gänzlich unabsehbar, aus heutiger Sicht ist es aber genau dieses Verhalten, das ihn in den Augen der Kritiker zu einer *persona non grata* im Erinnerungsreigen der Deutschen macht.

Dabei ist unbestritten, dass Hindenburg Adolf Hitler im Januar 1933 zum Reichskanzler ernannte. Umstritten sind hingegen die Beweggründe. Die Hindenburg Wohlgesonnenen argumentieren wie die oben erwähnte Mainzer CDU. In der seriösen Historiographie findet dieses Erklärungsmodell nicht einmal bei konservativen Fachleuten ein Echo. Es lässt sich schlicht nicht bestreiten, dass Hindenburg die unheilvolle Phase der Präsidialkabinette³⁸ aus einer tiefen Skepsis gegenüber dem parlamentarischen System und gegenüber der Präsenz der Sozialdemokratie im Reichstag einleitete, ebenso wenig wie die Tatsache, dass er die Regierung Hitler mit entscheidenden Notverordnungen bis zum Ermächtigungsgesetz stützte. Hindenburg als demokratisch gesonnenen Kämpfer für die Republik und gegen die Bedrohung von rechts zu stilisieren, entbehrt jeglicher Grundlage. Wo diese Meinung also artikuliert wird, müsste sie zumindest belegt werden.

Hindenburg agierte 1933 in einer verfahrenen Situation. Eine parlamentarische Mehrheit ohne Radikale war nicht vorhanden, eine arbeitsfähige Regierung wie auch schon nach vorherigen Wahlen nicht absehbar. Tatsächlich aber hatte Hindenburg diese Situation wesentlich mit zu verantworten, hatte er sie durch seine Politik der Präsidialkabinette seit 1928 doch kontinuierlich herbeigeführt und damit deutlich gemacht, für wie unfähig er das Parlament hielt. Diese Politik hatte nur ein Ziel, auf das Hindenburg selber immer wieder zu sprechen kam: Es ging ihm um eine weitgehend vom Reichstag abgekoppelte Regierung (nach kaiserzeitlichem Vorbild) unter Ausschluss der Sozialdemokratie. Hindenburgs Ziel war dagegen sicher keine NSDAP-Parteidiktatur. Das Ziel war ein Ermächtigungsgesetz für eine Regierung der nationalen Sammlung, das zeitlich befristet sein sollte und ihm als Präsidenten das letzte Wort beließ. Das war Hindenburgs Plan, für den er Hitler letztlich gewonnen zu haben glaubte. Und bis zu seinem Tod war Hindenburg überzeugt, richtig gehandelt zu haben.

Gesteht dieses Erklärungsmodell Hindenburg immerhin zu, wenngleich bedrängt doch immerhin mit Kalkül gehandelt zu haben, so spricht ihm ein anderes Modell die

Fähigkeit dazu rundweg ab und behauptet, dass Hindenburg 1933 geistig nicht mehr zurechnungsfähig und den Einflüsterungen seiner Kamarilla ergeben war, als er sich auf die politische Kooperation mit dem Nationalsozialismus einließ. Tatsächlich aber scheint der angeblich vergreiste Hindenburg die wesentlichen Entscheidungen vornehmlich selbstständig getroffen zu haben. Hindenburg konnte sogar ausgesprochen ungehalten werden, wenn er den Eindruck hatte, ihm werde in seine hoheitliche Entscheidungskompetenz hineingeredet. »Leidtragende« waren dabei gerade diejenigen aus seinem persönlichen Umfeld, die immer wieder verschwörungstheoretisch genannt werden. Insbesondere sein Sohn Oskar beschwerte sich gegenüber Dritten wiederholt über seine Statistenrolle. Zwei Jahre vor dem Ende von Hindenburgs Amtszeit soll ihm entfahren sein: »Jetzt muß ich noch 2 Jahre als Trottel herumlaufen«, oder als der – wie es im Volksmund geheißsen haben soll – »in der Verfassung nicht vorgesehene Sohn«. ³⁹ Und auch der preußisch-agrarische Nachbar der Hindenburgs, Elard von Oldenburg-Januschau, dem größter Einfluss unterstellt wurde, musste sich vom Reichspräsidenten wiederholt maßregeln lassen, sich in der Konversation auf nichtpolitische Themen zu beschränken. Den persönlichen Einfluss auf den Reichspräsidenten hielt er selbst für denkbar gering. ⁴⁰ Hindenburg wechselte durchaus selbstständig sein engeres politisches Umfeld auch immer wieder aus: Kurt von Schleicher wurde ebenso fallen gelassen wie Franz von Papen. Für den dominanten Einfluss der so genannten Kamarilla gibt es – soweit der durchweg überzeugende Forschungsstand – keine Belege. ⁴¹ Umgekehrt aber finden sich eindeutige Indizien, die nahelegen, dass Hindenburg seinen Mitarbeiterkreis sehr gezielt mit Sondierungen mit der NSDAP-Spitze beauftragte und zwar spätestens seit 1931. Mehr noch, Hindenburg bot Alfred Hugenberg (DNVP) und Adolf Hitler im Herbst 1931 an, eine Rechtsregierung zu berufen, sofern sich beide Parteien auf einen gemeinsamen Kanzlerkandidaten einigten. Dies gelang nicht und enttäuscht schrieb Hindenburg im Oktober 1931 an seine Tochter: *»Hätte die Rechte nicht wiederholt abgesagt, dann wäre wohl schon alles in Ordnung; ich gebe aber die Hoffnung nicht auf, dass Ruhe und Einigkeit schließlich bei uns einkehren, wenn man einsehen wird, dass das Vaterland mehr bedeutet als die Partei.«* ⁴²

Weder das Erklärungsmodell der politischen Zwangslage noch der Hinweis auf geistige Umnachtung gereicht dem einstigen Reichspräsidenten zur Ehre, erst recht nicht im Hinblick auf das hier vorliegende Thema der erinnerungskulturellen Vorbildfunktion. Wie auch immer man die damalige Situation einschätzt – das Bild, das Hindenburg am Ende der Republik abgab, ist wenig schmeichelhaft, ob er nun zurechnungsfähig war oder nicht. Hindenburg spielte eine entscheidende Rolle beim Zustandekommen der Regierung Hitler, und Hindenburg war nie ein erklärter Gegner des Nationalsozialismus, wengleich man ihm kaum unterstellen kann, die Ausmaße der NS-Diktatur in letzter Konsequenz gewollt oder erwartet zu haben. Wer für eine Erhaltung der nach Hindenburg benannten Straßen und Plätze plädiert, muss erklären, welche aktuelle Vorbildfunktion damit erfüllt werden kann. Für die Konstanzer von 1927 stellte sich dieses Problem noch nicht, sie kannten nur den Helden von Tannenberg, der anlässlich eines der

größten öffentlichen Bauprojekte seiner Zeit geehrt wurde. Dieser Zusammenhang soll im Folgenden skizziert werden, wobei die Benennung der Straße im Kontext der Bebauung des anstehenden Areals, des so genannten Hindenburgblocks (heute »Petershauser Park«) in den Blick genommen wird.

IV. DIE GESCHICHTE DER HINDENBURGSTRASSE

Zur Vorgeschichte der hier interessierenden Straße wurde von Gernot Blechner verdienstvoll bereits an anderer Stelle publiziert,⁴³ so dass eine Zusammenfassung genügen mag: Der Weg wurde im Jahr 1838 auf Initiative des Bierbrauers Carl Barxell, der damals im sechsten Jahr eine Schankwirtschaft auf dem Konstanzer »Fürstenberg« betrieb, als direkte Verbindung von der »Schneckenburg« am Seerhein, auch bekannt unter dem Namen »Bischofsvilla«, zu eben diesem Hügel entlang der alten Verbindungsstraße von Konstanz nach Wollmatingen angelegt. Während die Stadt die Finanzierung des Weges selbst übernahm, besorgte Barxell die Bepflanzung des Schattenweges mit Obstbäumen, Platanen und Kastanien. Der Weg hieß im Volksmund Fürstenbergallee, in den offiziellen Stadtplänen aber Fürstenbergweg. Obwohl diese modern, also geradlinig, konzipierte Trasse die alte Verbindung zwischen Konstanz und Wollmatingen um mehr als einen halben Kilometer verkürzte, wurde sie nie in dem Maße ausgebaut oder auch nur erhalten wie es dereinst angedacht war und durchaus sinnvoll gewesen wäre. Zudem war die Straße selbst die längste Zeit nicht bebaut und auch der südliche Teil zwischen der 1863 errichteten Bahntrasse und der Schneckenburg wurde erst um die Jahrhundertwende allmählich erschlossen.

In der Unentschiedenheit, mit der man den Fürstenbergweg weitgehend sich selbst überlies, kommt eine straßenplanerische Unsicherheit zum Ausdruck, die sich auch in den Überlegungen spiegelt, die Ludwig Leiner kurz vor der Jahrhundertwende anstellte. Leiner, Apotheker, Stadtrat und Gründer des Konstanzer Rosgartenmuseums⁴⁴ hatte sich bereits 1873, dann erneut 1876 federführend mit der Benennung von Konstanzer Straßenzügen befasst.⁴⁵ Das Anliegen steht in unmittelbarem Zusammenhang mit der Reichsgründung von 1871, in welche Leiner die Stadt vermittelt der Straßennamen hineinschreiben wollte. Die Idee war, im Straßenbild einen historischen Zusammenhang herzustellen zwischen lokalen Größen, regionalen Fürsten und nationalen Potentaten. Einen Schwerpunkt bildete dabei der rechtsrheinische Stadtteil Petershausen, der damals als städtebauliches Gesamtkonzept zu einem Paradebeispiel moderner Stadtkultur entwickelt werden sollte, mit historistischen Bürgerhäusern, Platzanlagen und dem reichsdeutsch-großherzoglichen Teil des Straßenbenennungsprogramms, während die lokalen Würdenträger vor allem im großbürgerlich gewordenen Paradies verewigt wurden. 1876 notierte Leiner dazu:

»Die Vorstadt »Hausen« erwächst in ihrem grössten Theile noch in unseren Tagen, in denen »Constanz« nur mehr eine untergeordnete Eigengeschichte hat und die Geschichte redlich mit der Geschichte des neu emporgeblühten geeinigten deutschen Reiches bleibt. Anklänge an dieses sind hier also neben denen, welche Constanz speziell betreffen, wünschbar.

Wilhelmsplatz. Von der Rheinbrücke ist ein Weg geplant hinausführend auf den grössten Platz des künftigen Constanz, der in nächster Zeit schon in Arbeit genommen werden soll. Nördlich von der grossen Kaserne gelegen habe ich keinen Zweifel, ihn nach niemand anderem zu benennen als nach unserem jetzigen Heldenkaiser »Wilhelm«. Nicht allein, dass Kaiser Wilhelm den ersten Ehrenplatz in Deutschland einnimmt, er ist durch seinen Besuch in Constanz im Jahr 1871 auch mit der speciellen Constanzer Geschichte verwoben. [...]

Friedrich-Strasse. Von der neuen Kaserne führt eine mit 2 Reihen gleichartiger Zierbäume besetzte Strasse in ganz gerader Linie über den Wilhelmsplatz, macht dann eine kleine Krümmung und mündet in eine kleinere, mit Ziergebüsch und einer Baumgruppe besetztes Dreieck. Für diese Strasse möchte ich den Namen Friedrich-Strasse vorschlagen. [...]

Bismarck-Strasse. Unserem Meister der Staatskunst, dem Reichskanzler »Grafen Bismarck«, darf an der Seite des Wilhelm-Platzes auch eine Strasse eingeräumt werden.«⁴⁶

Knapp zwanzig Jahre später war von den einst grossen Plänen wenig übrig geblieben und vor allem Leiner haderte 1898 mit der Wechselhaftigkeit städtebaulicher Entwicklungen ebenso wie mit den Launen seiner Mitbürger:

»Im Petershauser Gebiet ist wie auch in Seehausen drüben, alles anders geworden, so daß man, wie die Verhältnisse jetzt liegen, nach ganz anderen Grundsätzen die Angelegenheit nun behandeln muss, als man früher zu behandeln sich berechtigt glaubte. Strassennamen, wie Friedrichs-, Luisen-, Bismarck-, Moltke-Strasse, haben da, wo sie gemeint waren, keinen Sinn mehr, weil dort, statt stattlicher Bauten, wie man hoffte, bloss Arbeiterhäuslein und Fabrikgebäude entstanden. [...]

Es ist überhaupt schwer in neuaufwachsenden Stadttheilen bestimmt für längere Zeit voraus solches im Ganzen zu planen. Die sich ändernden Verhältnisse bestimmen immer wieder nach ihren neuen Bedürfnissen die einzelnen Fälle. Auch mag man's machen, wie man's will, es wird immer daran getadelt, gemäkelt, geändert. [...]⁴⁷

Dynamik und Unwägbarkeiten städtebaulicher Entwicklungen der Jahrhundertwende spiegeln sich darin ebenso wie Leiners Überlegungen, Straßennamen nicht nur als erinnerungskulturelle Endlagerstätte und Pflichtübung zu denken, sondern als eine den Eigenheiten des Umfelds angemessene Semantik des jeweiligen Quartiers.⁴⁸ An dieser Stelle werden das historische Verantwortungsbewusstsein und der Gestaltungswille Leiners überaus greifbar. Doch der Apotheker und Großbürger war nicht davor gefeit, in seinen Überlegungen von elitärem Standesdünkel umweht zu werden. 1899 notierte er erneut, dass sich entgegen früherer Planungen die Entwicklung des Quartiers derart verändert habe, dass die einst begonnene Benennungspolitik überarbeitet werden müsse. Große Hoffnungen habe man damals auf einen schönen Ausbau dieses Stadtteils gehegt: »Schöne, imposante Häuserreihen träumte man in die Strassen, für welche Großherzog Friedrich's und der Grossherzogin Luise Namen, derer von Bismarck und Moltke vorgeschlagen wurden. Nun sind

teilweise Arbeiterwohnungen, Fabriken und geringere Häuserkomplexe derweil dahin gekommen und begonnen, und eine Änderung thut wieder Noth.«⁴⁹ Dass die »geringeren Häuserkomplexe« der fürstlichen Namen nicht mehr würdig befunden wurden, zeigt Leiners durchaus zeitgemäße Großbürgerperspektive.

Anlass seiner hier weiter interessierenden Überlegungen war die anstehende Benennung der neu angelegten »Strasse XXXI« des damaligen Katasterplans (später Bruder-Klaus- und von-Emmich-Straße). Für die Parallelstraße war der Name Markgrafen-Straße vorgeschlagen, »da sie durch jetzt markgräfliches Gebiet zieht und daran erinnert werden möchte. Es ist so angenommen worden. Nun wäre vielleicht der Name »Fürstenberg-Strasse« dafür nicht übel. Die Strasse XXXI führt in der Richtung nach dem Fürstenberg zu. Der Name Fürstenberg-Weg für die eingehende Diagonalstrasse wird mit dem Aufgeben des Weges aufhören genannt zu werden. Aber der Name Fürstenberg wird bleiben. [...] Eine Petershauser-Strasse und eine Brüel-Strasse haben wir schon hier. Auf den Flurnamen kann man also nicht greifen. Und den Namen des Weiherhof's wird man auch nicht verewigen wollen. Und Fürstenberg und Markgrafen wären zwei gut zusammenpassende Bezeichnungen. Diese Fürstenberg-Strasse durchschneidet in ihrer Verlängerung nach Westen den alten Fürstenberg-Weg, an welchem, als eingehend, nicht gebaut werden wird, in der Folge also nicht an Verwechslungen gedacht werden kann.

Ich muss aber sagen, dass ich selbst etwas unschlüssig bin, weil der Fürstenberg-Weg doch noch längere Zeit bestehen bleiben wird, und die Kritik der Namengebung immer heikler wird.«⁵⁰

In dieser Passage wird deutlich, dass die Politik der Straßenbenennung selbst von einem historisch überdurchschnittlich engagierten Leiner immer wieder von pragmatischen Überlegungen durchzogen war und sich damit von den heutigen Straßenbenennungsdiskursen nur geringfügig unterscheidet.

Am 7. Dezember 1899 folgte der Stadtrat Leiners Vorschlag und die betreffende Straße wurde per Ratsbeschluss in Fürstenberg-Straße umbenannt.⁵¹ Mit seinen Bedenken sollte Ludwig Leiner allerdings Recht behalten.

Zunächst aber ist festzuhalten, dass im Jahr 1900 bereits drei der Straßennamen in dem hier interessierenden Quartier bestanden, nämlich die Markgrafen- und die Fürstenbergstraße, beide waren gerade neu benannt, sowie der diagonal dazu verlaufende Fürstenbergweg. An diesem Bestand ändert sich in den kommenden zwanzig Jahren nichts.

Von einem ersten Vorstoß, eine Hindenburgstraße in Konstanz zu benennen, berichten die Akten im Jahr 1921. Als die frisch erbaute Sierenmoossiedlung⁵² noch gänzlich ohne Straßennamen war, schrieb der damalige Stadtarchivar Anton Maurer am 17. Juni 1921 auf Geheiß des Stadtrats, eine Liste mit Namensvorschlägen:

»[...] Die Siedlung ist eine Folge des Krieges. Bezugnahme auf den Krieg liegt daher am nächsten. Ein steter Hinweis auf die übermenschlichen Leistungen und Leiden des deutschen Volkheeres und des ganzen Volkes im Kriege dürfte wohl am Platze sein. Hindenburgstrasse drängt sich da auf; Hindenburg ist kein Name mehr, Hindenburg ist Symbol und umfasst alles. – Man könnte farblos auch Kriegsstrasse oder aber Friedensstrasse sagen. [...]«⁵³

Anton Maurer nannte auch aus der Konstanzer Geschichte einige Namen, darunter Conrad Grünenberg, Bürgermeister, Baumeister, Heraldiker und Ritter aus dem 15. Jahrhundert. Nach ihm wurde schließlich die Straße zwischen Sierenmoosweg und Allmannsdorfer Straße als Grünenbergweg benannt.

In seiner überschwänglichen Einschätzung Hindenburgs hatte der Stadtarchivar nichts anderes getan, als den damals fest etablierten Hindenburg-Mythos zu zitieren, der den greisen Generalfeldmarschall seit dem ihm zugesprochenen Erfolg bei Tannenberg sowie der massenmedialen Ingangsetzung seiner Heldenverehrung umgab. In Konstanz hatte es 1914 indes keinerlei Anstalten gegeben, es anderen Städten gleich zu tun und Schulen, Straßen oder gar die ganze Stadt nach Hindenburg zu benennen. Und auch 1921, als Hindenburg zu den wenigen positiv konnotierten Symbolen des verlorenen Krieges gehörte, schien man am Bodensee keinen Bedarf für eine Ehrung durch einen Straßennamen zu sehen. Es dauerte weitere 6 Jahre, bis sich dies änderte. Bis dahin wurde Hindenburg in der Nachfolge Eberts der erste in allgemeinen Wahlen bestimmte Präsident der Weimarer Republik. In Konstanz blieb das Wahlergebnis für Hindenburg als Kandidat des so genannten Reichsblocks (DNVP, BVP, DVP u. a.) mit 29,1% gegenüber dem in Baden (35,7%) und mehr noch dem im Reich (48,3%) deutlich zurück. Mit 65,5% der abgegebenen Stimmen votierten die Konstanzer deutlich für Wilhelm Marx (Zentrum), den Kandidaten des so genannten Volksblocks, bestehend aus den Parteien der Weimarer Koalition (SPD, Zentrum, DDP).⁵⁴

Im gleichen Jahr beschloss der Konstanzer Stadtrat, rechtsrheinisch ein soziales Bauprojekt für etwa eine Million Reichsmark im Zentrum von Petershausen umzusetzen und 76 Wohnungen durch die öffentliche Hand zu finanzieren.⁵⁵ Wie fast überall im Reich, war auch in Konstanz der 20er Jahre die Wohnungsnot ein drängendes Problem.⁵⁶ Ein wesentlicher Grund hierfür waren im Weltkrieg zum Erliegen gekommene Neubau- und Renovierungstätigkeiten. Die Rohstoffknappheit in der unmittelbaren Nachkriegszeit sowie Inflation und Wirtschaftskrise verstärkten dies. Gleichzeitig wuchs der Wohnungsbedarf durch anhaltende Binnenwanderung in die Städte sowie eine deutliche Zunahme von Eheschließungen und damit Hausstands-Gründungen unmittelbar nach dem Krieg. Reichsweit fehlten zwischen 1918 und 1935 im Schnitt rund eine Million Wohnungen, während gleichzeitig pro Jahr nicht ganz 200 000 Wohnungen hinzukamen. Dabei geben diese Zahlen über die schon aus damaliger Sicht bisweilen katastrophalen Wohn- und Hygieneverhältnisse in den überfüllten Städten noch gar keine Auskunft. Wohnungspolitik war Sozialpolitik und damit Sicherung des sozialen Friedens. Wurde dies unmittelbar nach 1918 noch eher als eine Form staatlicher Mängelverwaltung umgesetzt, so wurden nach dem Ende der Inflation von 1923 neu verfügbare Geldmengen in massive kommunale Bauprogramme investiert. Da in Konstanz 1926 bereits 500 Wohnungsgesuche auf der Liste der dringenden Fälle standen,⁵⁷ man insgesamt aber von deutlich mehr Wohnungssuchenden Anfang der 20er Jahre ausgehen muss, schien dem Stadtrat eine solche Maßnahme geboten. Das Bauprogramm sollte

aber nicht nur die Wohnungsnot lindern, sondern auch die brachliegende Bauwirtschaft ankurbeln. Deshalb wurden vorrangig Konstanzer Bauarbeiter eingestellt und hiesige Architekten mit der Planung und Durchführung betraut.

Nachdem das ursprünglich auserkorene Baugelände (etwa zwischen der heutigen Buchner- und der heutigen Friedrich-Hug-Straße) zu einem angemessenen Preis nicht verfügbar war, wurde 1926 ein Areal ausgesucht, das mehrheitlich im Besitz der Spitalstiftung sowie teilweise der Markgrafschaft war und sich direkt an der Markgrafenstraße befand. Nach ersten Planungen sollten insgesamt 236 Wohnungen⁵⁸ in verschiedenen Etappen erstellt werden und deutlich schlichter und billiger ausfallen als in dem ursprünglich geplanten Projekt. Der Bürgerausschuss als beschließendes Gremium forderte sogar eine noch stärkere Reduzierung von Größe und Komfort, um dem hohen Bedarf zu entsprechen. Dem begegnete das städtische Hochbauamt mit einer Antwort, die zumindest die qualitative Dimension des Problems deutlich werden lässt:

»Die Erstellung von noch billigeren Wohnungen in massiver Bauweise, als die jetzt von uns an der Markgrafenstr. projektierten, dürfte kaum möglich sein. Nur in Barackenform können wir uns eine billigere Erstellung von Wohnungen denken. [...] Um Mieter unterbringen zu können, für die selbst noch die an der Markgrafenstraße projektierten Häuser zu gut sind, ist vorgesehen, die noch in größerer Zahl in städt. Barackenwohnungen vorhandenen besseren Mieter aus diesen herauszuziehen, und die dadurch frei werdenden Barackenwohnungen den vorerwähnten Mietern zuzuweisen.«⁵⁹

Der Bürgerausschuss folgte dem Vorschlag und mit Beschluss des exekutiven Stadtrats vom 22. April sollte 1926 mit dem Bau von 9 (statt ursprünglich 8) Häusern in der Markgrafenstraße mit insgesamt 76 beziehbaren Wohnungen (statt ursprünglich 68) begonnen werden. Die Bauleitung wurde den sieben lokalen Architekten zu einem Preis von 3,5 % der Baukosten übertragen.⁶⁰ Im Herbst sollten dann weitere Häuser errichtet werden, »damit das Bauhandwerk auch auf den Winter hin Arbeit hat.«⁶¹ Die Förderung der lokalen Wirtschaft ging so weit, dass auf Antrag der Erwerbslosenkommission bevorzugt Konstanzer Arbeitslose bei gleicher Eignung und Bedarf bei den Bauarbeiten beschäftigt wurden. Auch die Schlosserinnung wandte sich an die Stadtoberen, um ihre Ansprüche geltend zu machen. Dabei ging es um die Frage, ob in den Häusern Steintreppen mit Eisengeländern oder Holztreppen Verwendung finden würden: »Zu unserem Bedauern mussten wir erfahren, daß von den Zimmermeistern alles in Bewegung gesetzt wird die Treppen in Holz auszuführen.«⁶² Der Stadtrat beschloss salomonisch:

»Von den Wohnhäusern, die an der Markgrafenstraße durch die Stadt erstellt werden, sollen die 2 fünfgeschossigen Wohnhäuser durchgängig Steintreppen erhalten; die restlichen 7 Neubauten erhalten in den ersten Stock Steintreppen, in den übrigen Geschossen Holztreppen und zwar die Wangen in Forenholz, die Auftritte in Buchenholz.«⁶³

Aus rechtlichen und feuerpolizeilichen Gründen musste dann auf Eichenholz zurückgegriffen werden. Bis heute lässt sich die Auseinandersetzung zwischen Zimmerern und Schlossern sowie diese salomonisch klingende Schlichtung des Stadtrats in der Gestaltung der Treppenaufgänge in den Gebäuden erkennen.

Noch im Juli desselben Jahres wurden die weiteren Baumaßnahmen beschlossen. Zunächst sollten weitere 56 Wohnanlagen in 7 Doppelhäusern auf dem Gelände zwischen Markgrafenstraße und Fürstenbergweg errichtet werden, anschließend sollten zusätzliche 12 Doppelhäuser mit 2 Geschäftsläden und 96 Wohneinheiten folgen. Tatsächlich änderten sich die Planungen gegenüber den Beschlüssen mehrfach, so dass in dem Ensemble schließlich 220 Wohnungen in insgesamt 26 Häusern vergeben wurden.

Nachdem 72 Wohnungen an der Markgrafenstraße (10 Zweizimmerwohnungen, 48 Dreizimmerwohnungen, 14 Vierzimmerwohnungen)⁶⁴ vergabefertig waren, wurde im Südosten anstehend weitergebaut. Die kleine Verbindungsstraße dort hatte noch keinen Namen. Ohne Straßennamen allerdings konnten die Häuser nicht feuerversichert werden. So wurde jener Altstadtrat konsultiert, der in der Nachfolge Leiners seit 1913 als Instanz für Straßenbenennungen fungierte: Joseph Strauß, ebenfalls Apotheker.

Strauß schrieb am 29. Juni 1926:

»Vor Jahren schon wurde vorgeschlagen Straßen und Plätzen Namen nach uns im Versailler Vertrag Entrissenem zu geben. Bei der zu benennenden Straße könnte nun dies wohl beachtet werden und ich möchte deshalb den Vorschlag machen sie Elsässer Straße zu nennen. Worte zur Begründung erübrigen sich wohl. Der Verlust des fast rein alemannischen Landes ist der schmerzlichste, den uns der Kriegsausgang brachte. Immer daran zu denken ist uns bitterernste Pflicht. Die Straßenbenennung soll diesen Gedanken wach erhalten helfen.«⁶⁵

Fünf Jahre zuvor hatte derselbe Strauß im Zusammenhang mit der Benennung der Dacher- und Marmorstraße im Konstanzer Stadtteil Paradies noch betont: *»Hätten wir einen siegreichen Krieg hinter uns, so wäre die Benennung eine einfache und gegebene; auch die nachfolgende Umwälzung kann nicht herangezogen werden. Sie steht noch zu sehr inmitten der Parteien Zwist und Hader.«⁶⁶* Derlei Bedenken trieben ihn 1926, drei Jahre nach dem gescheiterten Hitlerputsch und nach dem Ruhrkampf offenbar nicht mehr um. Der im Stadtrat vorgebrachte Gegenvorschlag, die Straße im Gedenken an den verstorbenen Reichspräsidenten Ebert zu nennen, wurde hingegen abgelehnt. Die Straße wurde Elsässer Straße getauft, nach dem Krieg allerdings auf französische Initiative hin in Alemannenstraße umbenannt.

Im Juni 1927 wurden 56 Wohnungen in der Elsässerstraße vergeben (1 Zweizimmerwohnung, 49 Dreizimmerwohnungen, 6 Vierzimmerwohnungen), gleichzeitig standen 20 Poliere, 300 Arbeiter und 50 Lehrlinge für die Neubauten an der Fürstenbergstraße in Lohn und Brot. Die Arbeiten zogen sich witterungsbedingt bis zum Frühjahr 1928 hin, bis auch dort 94 Wohnungen (3 Einzimmerwohnungen, 23 Zweizimmerwohnungen, 56 Dreizimmerwohnungen, 12 Vierzimmerwohnungen) vergeben werden konnten, deren Miete teilweise deutlich über denen in der Markgrafenstraße lag. Mit dem Bauabschluss war in Konstanz das bis dahin größte Hofensemble fertig gestellt,⁶⁷ dessen Architektur an das Neue Bauen der zwanziger Jahre anschließt, wenngleich nicht so opulent wie beispielsweise die Münchner Borstei. Unter den Bewohnern fanden sich ausweislich der Vergabelisten zahlreiche Arbeiter, Handwerker und kleine Angestellte. Die Sozialstruktur gab auch Anlass zum Gerede. So wurde im November 1927 Friseurmeister Otto Eh-

renberger bei der Stadt vorstellig und beklagte sich über seinen Malerkollegen Ehrle, der im Gasthaus »Gebhardshalle« erzählt habe, dass 70% der Bewohner der Markgrafen- und Elsässerstraße keine Miete zahlen würden. »Im Auftrag vieler Bewohner der betr. Strassen, die darin eine große Beleidigung erblicken, ersuche ich diese Äußerung zu ahnden«, gab der Friseur zu Protokoll.⁶⁸ Oberbürgermeister Otto Moericke beschied dem Mann schriftlich: »Wenn Sie glauben, dass Malermeister Ehrle Sie durch die betr. Aeusserung beleidigt hat, steht es Ihnen frei, gegen Ehrle Beleidigungsklage beim Gemeindegerecht zu erheben. Ich muss es deshalb ablehnen, etwas in dieser Sache zu tun.«⁶⁹

Während die Bauarbeiten an der Wohnsiedlung dem Ende entgegen gingen, ergriff erneut eine Hindenburgwelle das Reich: Am 2. Oktober 1927 wurde der Generalfeldmarschall-Präsident 80 Jahre alt. Aus diesem Anlass wurde reichsweit in Ländern und Kommunen die »Hindenburg-Spende« zu Gunsten von Kriegsversehrten und Hinterbliebenen ausgerufen, aus deren Millionenerlös dem Geehrten immerhin 100 000 Reichsmark zufließen. Gleichzeitig wurde Hindenburg auf Initiative und mit Finanzierung von Industriellen, Agrariern und konservativen Parteien der Familiensitz Gut Neudeck in Ostpreußen entschuldet und dem Präsidenten quasi geschenkt. Aus Erbschaftssteuergründen wurde das Gut allerdings auf dessen Sohn Oskar überschrieben, was Jahre später zu einem herzhaften Skandal führen sollte, der die Abhängigkeit Hindenburgs vom ostpreussischen Junkertum belegen sollte. Im selben Jahr wurde auch der Hindenburg-Damm eingeweiht, der noch heute die Insel Sylt mit dem Festland verbindet.

Am 6. Oktober wurde im Konstanzer Gemeinderat über das lokale Ergebnis der Sammlung berichtet. Offensichtlich bewegt von der anhaltenden Medienberichterstattung zum Thema Hindenburg in lokalen und überregionalen Zeitungen fühlte sich Stadtrat Ludwig Stump von der Deutschnationalen Volkspartei (DNVP), der Partei, deren gemäßigter Flügel Hindenburg nahestand, berufen, ehrende Worte anlässlich des seit vier Tagen bereits verstrichenen Geburtstags des Präsidenten zu sprechen und ganz formell einen Antrag einzureichen, der folgenden Wortlaut enthielt:

»Dem Wunsche einer überwiegenden Mehrheit unserer Mitbürger aus allen Schichten dürfte es entsprechen, wenn auch unsere Stadt, dem Beispiel anderer Städte folgend, dem Reichspräsidenten ihre Ehrung zuteil werden liesse. Dies könnte geschehen durch die Benennung eines der Bedeutung des Mannes entsprechenden Platzes oder einer Strasse mit seinem Namen.«⁷⁰

Oberbürgermeister Otto Moerike, Mitglied der liberalen Deutschen Demokratischen Partei (DDP), schickte Stumps Antrag an Altstadtrat Strauß mit der Bitte um Stellungnahme. Dabei wurde das Ersuchen mit dem handschriftlichen Zusatz ergänzt, man möge doch gleichzeitig auch über eine Ebertstraße nachdenken.

Aber nicht nur Stadtrat Strauß, sondern auch das städtische Vermessungsamt als zuständige Behörde wurde um eine Stellungnahme gebeten, die nach knapp einer Woche vorlag. Darin führten die Verwaltungsangestellten aus:

»In der kurzen Zeit seit Ausbau des Fürstenbergweges haben wir schon wiederholt festgestellt, dass immer wieder Verwechslungen zwischen Fürstenbergweg und Fürstenbergstrasse und Fürstenberg

auf Gemarkung Wollmatingen stattfinden. Wenn nun die Häuser am Fürstenbergweg bezogen werden entstehen in der Bezeichnung sicher große Verwirrungen. Der Einzelne wird zwischen Fürstenbergweg und Fürstenbergstrasse nie unterscheiden können. Wir empfehlen daher noch vor Bezug der Wohnungen hier eine Änderung herbeizuführen.«⁷¹

Und ab hier wird die Stellungnahme gewissermaßen zum Beleg ihrer eigenen These:

»Dabei schlagen wir vor, für die von der Reichenaustrasse nach dem Fürstenberg ziehende Strasse die Bezeichnung Fürstenbergsstrasse bestehen zu lassen, dagegen der bisherigen Fürstenbergstrasse einen anderen Namen zu geben und zwar würden wir hier zu Ehren des ersten Reichspräsidenten »Ebertstrasse« vorschlagen.«

Das war natürlich verkehrt, denn die von der Reichenaustrasse abgehende hieß ja nicht Fürstenbergstraße sondern Fürstenbergweg oder volkstümlich Fürstenbergallee. Eine handschriftliche Randnotiz versuchte die Verwirrung etwas zu lösen und präziserte: »also statt seither: ›Fürstenbergweg‹ bzw. ›-allee‹ in Zukunft: Fürstenbergstrasse«. Als ob man das Chaos noch steigern wollte, schickte sich das Vermessungsamt an, auch noch einen unmittelbar angrenzenden Problemfall zu lösen: »Zugleich empfehlen wir den Teil der Petershauserstrasse welcher Petershauser-Ring genannt wurde in Hindenburgstrasse umzunennen. Hierdurch würden auch hier die zwei gleichlautenden Benennungen Petershauserstrasse und Petershauser Ring wegfallen. Es gäbe alsdann nur noch eine Petershauserstrasse. Will man aber den Petershauser-Ring bei der Petershauserstrasse belassen, dann könnte man längs der Eisenbahn von der Mainaustrasse bis zur Moltkestrasse vorgesehene Strasse Hindenburgstrasse [Randnotiz: oder ›-ring‹] nennen.«⁷²

Die Verwirrung, die Ludwig Leiner im Jahr 1899 geahnt hatte, war also tatsächlich eingetreten. Das hatte sich schon in der Vorlage des Wohnbauprojektes für den Bürgerrausschuss vom 18. März 1926 gezeigt, deren Betreff lautete: »Wohnungsbauten an der Markgrafen und Fürstenbergstrasse« (und nicht Fürstenbergweg).

Altstadtrat Strauß also beschied in einer umfangreichen Stellungnahme Folgendes, und eine ausführlichere Zitation lohnt sich, weil dabei einige Argumente jüngerer Straßenbenennungsdebatten bereits auftauchen:

»Einer Änderung des Namens Fürstenbergstraße, die vor 28 Jahren besiedelt wurde, stehen gewichtige Bedenken gegenüber.

Sie ist allgemein bekannt und von etwa 60 Familien bewohnt. Eine Umbenennung würde sicherlich auf starken Widerspruch der vielen Anwohner stoßen, denen ohne Zweifel mancherlei Unannehmlichkeiten dadurch erwachsen. Ich weise nur darauf hin, welche große Unstimmigkeit in der Postbestellung, welche große Arbeit durch Umbuchungen im Grundbuche, in den Namens- und Kirchenregistern entstanden.

Dagegen wäre eine Umbenennung des Fürstenbergweges, an dem nur zwei gewerbliche Betriebe und noch keine bezogenen Wohnbauten stehen, viel einfacher. Da nun gleichzeitig der Stadtrat eine Hindenburgkehrung vornehmen will, wäre hier eine passende Gelegenheit geboten. Die Straße wird als Verbindungsstraße zwischen hier u. Wollmatingen immer mehr Bedeutung gewinnen, wird stark be-

siedelt und zu einer unserer größten und volkreichsten werden. Damit wäre der Begriff einer würdigen Ehrung unseres 2ten Reichspräsidenten erfüllt. Ich würde empfehlen, ihr den Namen Hindenburgstraße zu geben.

Da gleichzeitig eine Benennung nach unserem verdienten, so früh verstorbenen ersten Reichspräsidenten erfolgen soll, möchte ich vorschlagen den bisher unbenannten Platz von dem Spanier-, Reichenau-, Petershauser- und Gebhardstraße ausstrahlen, den Namen ›Ebertplatz‹ zu geben.«⁷³

Strauß nahm sich auch gleich des anderen Problemfalls an:

»Das städtische Vermessungsamt weist in seinem Schreiben vom 17ten Oktober darauf hin, daß nach Bebauung des Petershauser Rings Verwechslungen mit der Petershauser Straße vorkommen müssen. Das ist sicherlich richtig und ich möchte deshalb, da wir nun doch schon mal an der Umbenennung sind, vorschlagen, den schon oft vorgetragenen Wunsch des Turnvereins zu erfüllen und den Petershauser Ring in Jahnstraße umzutauften.

Der Name des großen Volksmannes, des von so vielen Deutschen seit über 100 Jahren hochverehrten Turnvaters Jahn, würde sich sehr gut in der Nähe der Straßen der anderen großen Männer (Stein – Gneisenau, Hardenberg und Scharnhorst) aus den Befreiungskriegen ausmachen, die den Wiederaufstieg Preußens und damit Deutschlands aus der Napoleonischen Knechtschaft vorbereiteten. Darunter fehlte Jahn bisher.«

Der Stadtrat votierte gegen Strauß, nämlich dafür, dass doch »die seitherige Fürstenbergstraße eher umbenannt werden könne als der Fürstenbergweg. Der Fürstenbergweg ziehe in fast gerader Linie von der Reichenaustraße zum Fürstenberg, woher er seinen Namen habe, während die Fürstenbergstraße nicht nur seither weniger bekannt sei als der Fürstenbergweg, sondern auch ihre Bezeichnung seinerzeit nicht gerade glücklich gewählt worden sei. An der Fürstenbergstraße seien zudem kaum Geschäfte, nur etwa 9 Wohnhäuser; für solche sei eine Namensänderung nicht besonders unangenehm.«⁷⁴

Darauf erwiderte Strauß etwas pikiert, er glaube seine Argumente bereits hinreichend dargelegt zu haben, betonte aber, dass er weiterhin die Umbenennung des alten Fürstenbergwegs plädiere, »die jetzige entfernt davon gelegene Fürstenbergstraße kann dagegen ihr bisheriges bescheidenes Dasein ruhig weiterführen.«⁷⁵

Über sie schrieb Strauß weiter: »Ihr, der nur einseitig mit Häusern bestandenen, den Namen Ebertstraße zu geben, halte ich für eine Beleidigung des zu ehrenden. Wir verdanken diesem Manne nicht weniger als die Erhaltung unseres staatlichen Daseins nach dem Umsturz! Eine eines Hindenburg würdige bestehende Straße, die man umtaufen könnte, zu finden, ist mir trotz eifrigen Suchens nicht gelungen. Da wir die Hindenburgstraße doch anknüpfend an seinen 80ten Geburtstag taufen wollen, halte ich den Vorschlag des Vermessungsamtes, die im Plan vorgesehene Straße längs der Bahnlinie (Mainau)straße-Moltkestraße) nach ihm zu taufen, für zu ferne Zukunftsmusik. Wer weiß, wann wir dann mal den Straßenschild anbringen könnten! [Diese Straße heißt heute »Robert-Gerwig Straße«, F.C.] Dagegen wäre der große, immer wichtiger werdende Fürstenbergweg als Hindenburgstraße eine Ehrung, die dem Ansehen unseres von den meisten Deutschen geschätzten jetzigen Reichspräsidenten entspräche.«⁷⁶

So abschließend Altstadtrat Strauß, der in der Einschätzung der Bedeutung dieser Straße zu einem etwas anderen Schluss kam als knapp 30 Jahre zuvor Ludwig Leiner, der den Fürstenbergweg ja schon dem Niedergang geweiht währte.

Dem Straußschen Votum schloss sich auch der Stadtrat an, der am 17.11.1927 befand: »Der seitherige Fürstenbergweg wird zu Ehren des derzeitigen Reichspräsidenten Hindenburgstrasse benannt, der Gebhardsplatz wird zu Ehren des 1. Reichspräsidenten Ebertplatz benannt und der seitherige Petershauser Ring in Zukunft Jahnstrasse.«⁷⁷

So also kam die Hindenburgstraße zu ihrem Namen, der bis Ende der fünfziger Jahre auch für den nördlich der Bahnlinie gelegenen Teil galt. Als nämlich die Firma Funkstrahl, später Pintsch-Elektro, später Telefunken usw. ihr Betriebsgelände erheblich erweiterte, wurde dieser nördliche Teil vom südlich der Bahnlinie verlaufenden Teil abgehängt und der Bücklestraße zugeschlagen.⁷⁸

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Benennung der Hindenburgstraße im Jahr 1927 durch die Stadt Konstanz alles andere war als eine Kampfansage an die Weimarer Republik, zu deren Totengräber Hindenburg einst werden sollte. Die Benennung fand vielmehr im Zeichen einer allgemeinen Hindenburg-Hausse statt, der sich auch Vertreter der Weimarer Koalition nur schwer entziehen konnten. Immerhin aber gelang es, neben Hindenburg zeitgleich auch dessen SPD-Vorgänger straßennamentlich zu ehren, was keineswegs im Sinne des Antragstellers der DNVP gewesen sein dürfte.

Mehr aber noch zeigt die Diskussion, dass bei der Beratung über die Umbenennung seitens der Beteiligten weniger nationaler Chauvinismus, als vielmehr die Pragmatik einer guten Verwaltung die Argumente gewogen hatte. Die Verbindung zwischen pragmatischem Verwaltungshandeln und einer Politik der Symbole wird in dieser Diskussion ebenso anschaulich wie die für kommunalhistorische Phänomene besonders reizvolle Verknüpfung von lokalen und überregionalen Zeitläuften. Dies gilt hier insbesondere für die Frage nach der Denkmalswürde Hindenburgs, die nicht nur lokale und nationale Relevanz im Jahr 1927 entfaltete, sondern epochen- und generationenübergreifend heute in neuer Aktualität auftaucht.

V. SCHLUSS

Die vorigen Teile dieses Beitrags laufen auf die Frage hinaus, wofür ein personaler Straßennamen steht und aus welchem erinnerungskulturellen Grund er bestehen bleiben soll. Wie gezeigt wurde, bedarf es eines gewissen Aufwands, um die doppelte Historie des Straßennamens zu enthüllen, in diesem Fall die Geschichte der Straße und ihrer Benennung einerseits sowie die Geschichte Hindenburgs andererseits. Nicht, dass es sich dabei um arkanes Wissen weniger Historiker handelt. Über Hindenburg gibt es zahlreiche Publikationen und die Geschichte der Straße ist im Stadtarchiv sowie durch lokalhistorische Studien gut greifbar. Aber dem interessierten Passanten teilt sie sich

keinesfalls mit, da würden auch nicht jene kurzen Zusatzinformationen auf den Straßenschildern helfen, die schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Konstanz üblich wurden. Welchem Zweck dient also die Benennung von Straßen nach lebenden Personen? Sind sie Archive, die berühmte Namen sammeln, bewahren und ausstellen? Dann bräuchte man sich über Umbenennungen nie mehr zu unterhalten, dann sind sie aber auch keine Denkmäler mehr und überfordern die Idee der Straßenbenennung. Denn dann wäre mit ihnen weder eine wertebezogene Aussage verknüpft, noch ein eigenständiges Narrativ, wie es in den Kontextualisierungen einer Museumsausstellung geleistet werden kann. Manch einer mag sich an den Debatten und historischen Hintergründen delectieren, die aufscheinen, wenn spätere Generationen eine andere Lesart der Vita des Geehrten etablieren. Die gezielte Verlegung erinnerungskultureller Tretminen ist dadurch indes kaum zu verantworten. Wenn also personale Straßennamen als Denkmäler für überzeitliche Werte fungieren, dann muss jederzeit expliziert werden können, für welche Werte beispielsweise eine Hindenburgstraße heute noch stehen soll und was man anhand dieses Namens einer jungen oder späteren Generation mit auf den Weg geben will. Können Straßen auch Mahnmale sein, also die negativen oder tragischen Aspekte der Geschichte wach halten? Das wäre denkbar, wie beispielsweise bei der Straße des 17. Juni, entspricht aber kaum den verbreiteten Usancen der Straßenbenennungspolitik in Wohngebieten bzw. der Erwartung der Anwohner an ihre Heimatadresse. Oder sollen sie eine frühere Form der Erinnerungskultur bewahren und damit auch historiographische Irrwege der Vorfahren konservieren? Wenn sie aber als Museum der Heroen nicht taugen, ist wenig plausibel, warum sie dann als Museum historischen Unfugs erhalten sollen, zumal das Problem der geringen Erzähltiefe auch dann weiter besteht.

Die entscheidende Frage hat Tobias Engelsing in seinem Buch über Konstanzer Straßennamen⁷⁹ schon vor nahezu zwei Jahrzehnten gestellt, nämlich die, ob die Verehrung von Personen der Zeitgeschichte durch Straßennamen nicht grundsätzlich problematisch und zu überdenken ist. Zwar folgt sie dem Bedürfnis, der Geschichte Gesichter und Namen zu verleihen, läuft aber stets Gefahr, durch historische Neubewertungen und Forschungszuwächse in Frage gestellt und als obrigkeitliche Geschichtsverordnung *ad absurdum* geführt zu werden. Straßen sind 150 Jahre nach Ludwig Leiner vielleicht doch keine ganz so brauchbaren Geschichtsbücher, wie sie der gelehrte Stadtrat einst erträumte.

Anschrift des Verfassers:

Dr. des. Fabio Crivellari, Universität Konstanz, Fachbereich Geschichte und Soziologie,

D-78457 Konstanz

Fabio.Crivellari@uni-konstanz.de

ANMERKUNGEN

- 1 Vgl. KESSLER, Malolo: Jahnstraße in der Sackgasse, Tagblatt online, 22. Oktober 2010, <http://www.tagblatt.ch/ostschweiz/stgallen/stadtstgallen/tb-st/Jahnstrasse-in-der-Sackgasse;art186,1627804>, Stand 03.12.2012 (alle URL in diesem Beitrag mit diesem Stand).
- 2 Ebd.
- 3 Vgl. LÜNSTROTH, Michael: Aus Von-Emmich-wird-Georges-Ferber-Straße, Südkurier online, 11.04.2012, <http://www.suedkurier.de/region/kreis-konstanz/konstanz/Aus-Von-Emmich-wird-Georges-Ferber-Strasse;art372448,5457235>.
- 4 ARNING, Anja: Diskussion um Lettow-Vorbeck-Straße, Südkurier online, 13.03.2012, <http://www.suedkurier.de/region/kreis-konstanz/radolfzell/Diskussion-um-Lettow-Vorbeck-Strasse;art372455,5414945>; dies.: Schüler gehen historischen Skandalen auf die Spur, Südkurier online, 30.06.2012, <http://www.suedkurier.de/region/kreis-konstanz/radolfzell/Schueler-gehen-historischen-Skandalen-auf-die-Spur;art372455,4970480>.
- 5 RINDT, Claudia: Neue Chance für von-Emmich, Südkurier online, 26.05.2012, <http://www.suedkurier.de/region/kreis-konstanz/radolfzell/Schueler-gehen-historischen-Skandalen-auf-die-Spur;art372455,4970480>.
- 6 Vgl. dazu BACHMANN-MEDICK, Doris: Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften, Reinbek bei Hamburg 2006.
- 7 SCHLÖGEL, Karl: Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik, München/Wien 2003. Als Einstieg und Überblick vgl. SANDL, Marcus: Geschichtswissenschaft, in: Günzel, Stephan (Hg.): Raumwissenschaften, Frankfurt/M. 2009, S. 159–174; MAURER, Michael (Hg.): Räume, Stuttgart 2001.
- 8 SANDL (wie Anm. 7) S. 159.
- 9 Vgl. STACHEL, Peter: Stadtpläne als politische Zeichensysteme. Symbolische Einschreibungen in den öffentlichen Raum, in: Jaworski, Rudolph / Stachel, Peter (Hg.): Die Besetzung des öffentlichen Raumes. Politische Plätze, Denkmäler und Straßennamen im europäischen Vergleich, Berlin 2007, S. 13–59.
- 10 Zur Forschungsgeschichte, die lange Zeit vornehmlich aus onomastischer bzw. denkmalpflegerischer Perspektive agierte, vgl. SÄNGER, Johanna: Heldenkult und Heimatliebe. Straßen- und Ehrennamen im offiziellen Gedächtnis der DDR, Berlin 2006, S. 14–44; übergreifend vgl. MARTENS, Matthias: Straßennamen – Lesezeichen im kulturellen Gedächtnis, in: Horn, Sabine / Sauer, Michael (Hg.): Geschichte und Öffentlichkeit. Orte-Medien-Institutionen, Göttingen 2009; MAURER, Michael: Kulturgeschichte. Eine Einführung, Köln u.a. 2008, S. 63–66; PÖPPINGHEGE, Rainer: Wege des Erinnerens. Was Straßennamen über das deutsche Geschichtsbewusstsein ausagen, Münster 2007; ders.: Geschichte mit Füßen getreten. Straßennamen und Gedächtniskultur in Deutschland, Paderborn 2005.
- 11 GERSMANN, Gudrun: Der Streit um die Straßennamen. Städtische Gedenkpolitik zwischen Französischer Revolution und III. Republik, in: dies. / Kohle, Hubertus (Hg.): Frankreich 1848–1870. Die Französische Revolution in der Erinnerungskultur des Zweiten Kaiserreiches, Stuttgart 1998, S. 43–58, bes. S. 45 ff.
- 12 Vgl. PÖPPINGHEGE (wie Anm. 10) S. 29 ff.
- 13 WELSCH, Wolfgang: »Wirklich«. Bedeutungsvarianten – Modelle – Wirklichkeit und Virtualität, in: Krämer, Sybille: Medien, Computer, Realität. Wirklichkeitsvorstellungen und Neue Medien, Frankfurt/M. 1998, S. 196–212, bes. S. 208 ff. Vgl. auch HÜTHER, Jürgen / PODEHL, Bernd: Geschichte der Medienpädagogik, in: Hüther, Jürgen / Schorb, Bernd (Hg.): Grundbegriffe Medienpädagogik, 4. vollst. neu konzipierte Aufl., München 2005, S. 116–127.
- 14 McLuhan, Marshall: Die magischen Kanäle, Dresden/Basel 1994, S. 44 ff., (Orig. Understanding Media. The Extensions of Man, NY 1964).
- 15 PYTA, Wolfram: Hindenburg. Herrschaft zwischen Hohenzollern und Hitler, Berlin 2007. Hans-Ulrich Wehler nannte das Buch »ein großartiges Beispiel moderner Zeitgeschichte«, ZEIT 46/2007.
- 16 <http://www.spiegel.de/panorama/muenster-hindenburgplatz-heisst-wieder-schlossplatz-a-856140.html>; s. auch <https://www.welt.de/geschichte/zweiter-weltkrieg/article113369030/Deutschlands-Staedte-entsorgen-Paul-von-Hindenburg.html>
- 17 http://www.cdu-mainz-neustadt.de/cms/index.php?option=com_content&task=view&id=23&Itemid=55.
- 18 Vgl. KENKMANN, Alfons: Der anstößige Krieger, ZEIT 47/1997, http://www.zeit.de/1997/47/Der_anstoessige_Krieger.

- 19 Die Pressemitteilung des ZDF unter <http://www.presseportal.de/pm/7840/1358997/zdf>.
- 20 Direktive Nr. 30: Beseitigung deutscher Denkmäler und Museen militärischen und nationalsozialistischen Charakters, abgedruckt im Amtsblatt des Alliierten Kontrollrates in Deutschland Nr. 7/1946, S. 154 f. Vgl. dazu NAWYN, Kathleen J.: »Ausrottung des ›kämpferischen Geistes‹«. Zur Beseitigung militaristischer Denkmäler im amerikanisch besetzten Württemberg-Baden, in: Thomas, Tanja / Virchow, Fabian (Hg.): Banal Militarism. Zur Veralltäglichen des Militärischen im Zivilen, Berlin 2006, S. 129–147.
- 21 HINDENBURG, Paul von: Aus meinem Leben. Illustrierte Volksausgabe, Leipzig 1933, S. 25.
- 22 Aus der Fülle entsprechender Studien vgl. VERHEY, Jeff: Der »Geist von 1914« und die Erfindung der Volksgemeinschaft, Hamburg 2000; ULLRICH, Volker: Vom Augusterlebnis zur Oktoberrevolution. Beiträge zur Sozialgeschichte Hamburgs und Norddeutschlands im Ersten Weltkrieg, Bremen 1999; GEINITZ, Christian: Kriegsfurcht und Kampfbereitschaft. Das Augusterlebnis in Freiburg. Eine Studie zum Kriegsbeginn 1914, Essen 1998.
- 23 PYTA (wie Anm. 15) S. 42.
- 24 Vgl. PÖHLMANN, Markus: Tod in Masuren. Tannenbergländ, 23. bis 31. August 1914, in: Förster, Stig / Pöhlmann, Markus / Walter, Dierk (Hg.): Schlachten der Weltgeschichte. Von Salamis bis Sinai, München 2003, S. 279–293. Dort weiterführende Literatur, die sich durchaus in Grenzen hält.
- 25 Hier und im Folgenden vgl. VON HOEGEN, Jesko: Der Held von Tannenberg. Genese und Funktion des Hindenburg-Mythos, Köln / Weimar / Wien 2007, S. 36 ff.
- 26 Zit. nach VON HOEGEN (wie Anm. 25) S. 37.
- 27 Ebd.
- 28 PYTA (wie Anm. 15) S. 54 f. mit Verweis auf eine entsprechende Mitteilung Hindenburgs. VON HOEGEN (wie Anm. 25) S. 40 f. dokumentiert das Echo dieser Aktion in der damaligen Presse, ohne allerdings Hindenburg als Urheber zu nennen.
- 29 Dazu GERWARTH, Robert: Der Bismarck-Mythos. Die Deutschen und der Eiserne Kanzler, München 2007.
- 30 Zit. nach VON HOEGEN (wie Anm. 25) S. 85.
- 31 Dazu ausführlich PYTA (wie Anm. 15) S. 115 ff.
- 32 Ebd., S. 48.
- 33 Ebd., S. 151.
- 34 Dazu nach wie vor grundlegend DEIST, Wilhelm: Voraussetzungen innenpolitischen Handelns des Militärs im Ersten Weltkrieg (1970), in: ders.: Militär, Staat und Gesellschaft, München 1991, S. 103–152, bes. S. 138 ff.
- 35 Dazu grundlegend BARTH, Boris: Dolchstoßlegenden und politische Desintegration. Das Trauma der deutschen Niederlage im Ersten Weltkrieg 1914–1933, Düsseldorf 2003.
- 36 VON DER GOLTZ, Anna: Hindenburg. Power, Myth and the Rise of the Nazis, Oxford (N.Y.) 2009.
- 37 Die Schweiz und Hindenburg, in: DIE WELTBÜHNE 32/1927, S. 211.
- 38 Zu diesem »Desintegrationsprozess« vgl. KOLB, Eberhard: Die Weimarer Republik, 6. überarb. u. erw. Aufl., München 2002, S. 130 ff.
- 39 PYTA (wie Anm. 15) S. 561, Anm. 21: Herkunft ungeklärt.
- 40 Ebd., S. 565, was nicht bedeutet, dass Hindenburg keine Sympathie für dessen politische Vorstellungen empfand. Nur gingen diese eben nicht auf die Einflüsterungen Einzelner zurück.
- 41 Ebd., S. 560 ff.
- 42 Zit. nach ebd., S. 634.
- 43 BLECHNER, Gernot: Ein »Drumlin« namens Fürstenberg. Vom biedermeierischen Vergnügungsort zum »Naturpark«, in: Delphin-Kreis (Hg.): Konstanzer Beiträge zu Geschichte und Gegenwart, Konstanz 2003, Bd. 7, S. 10–62; ders.: Chronik des Gasthauses »zum Fürstenberg«, in: Die Kulturgemeinde. Monatsblatt der Volksbühne Konstanz e.V. (1979) 9, S. 2–3.
- 44 Zu Leiners Museumsaktivitäten und biographischem Hintergrund vgl. SFEDU, Tatjana: Museumsgründung und bürgerliches Selbstverständnis. Die Familie Leiner und das Rosgartenmuseum in Konstanz, Konstanz 2006, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:352-opus-22602>.
- 45 Die Pläne von 1873 waren drei Jahre später offenbar nicht mehr auffindbar, beklagte Leiner in seiner Denkschrift von 1876, StAKN, S II 12451. Zu dem Projekt von 1876 vgl. KUTHE, Michael: Die Konstanzer Straßennamen ab 1876. Neubenennungen durch Stadtrat Ludwig Leiner, in: Die Kulturgemeinde. Monatsblatt der Volksbühne Konstanz e.V. (1979) 3, S. 4–6.
- 46 Denkschrift Leiner 1876, StAKN, S II 12451.
- 47 Brief v. 09.12.1898, ebd.
- 48 Dazu gehört auch das Verfahren nach so genannten »Taufbezirken«, wie es Stadtrat Wilhelm Strauß

- 1920 beschreiben sollte: »Es ist eine langjährige Übung in unserer Stadt bei Neubenennungen dies im Rahmen sog. Taufbezirke vorzunehmen, die Namen somit einheitlichen Gebieten zu entnehmen. Also Dichter-, Staatsmänner-, Chronisten-, Musiker-, Pflanzen-, Baum-, Tier- usw. viertel zu schaffen.« (Schreiben v. 28.11.1920, StA KN SII 4162).
- 49 Brief v. 28.11.1899, StA KN SII 12451.
- 50 Ebd.
- 51 Die bis heute gültige Zusammenschreibung der nach Orten benannten Straßen erfolgte erst auf Ratsbeschluss vom 09.10.1913, StA KN SII 4162.
- 52 Zur Geschichte der Siedlung vgl. MESCHENMOSER, Rainer: Der Königsbau und seine Umgebung. Streifzüge durch einen rechtsrheinischen Stadtteil von Konstanz, in: Delphin-Kreis (Hg.): Konstanzer Beiträge zu Geschichte und Gegenwart, Bd. 3, Konstanz 1989, S. 130–160, S. 136 f.
- 53 Schreiben Maurer, StA KN SII 4162.
- 54 SCHOTT, Dieter: Von der Novemberrevolution bis zum Krisenjahr 1923, in: Burchardt, Lothar / Schott, Dieter / Trapp, Werner: Konstanz im 20. Jahrhundert. Die Jahre 1914 bis 1945, Konstanz 1990, S. 67–144, hier S. 166.
- 55 Bürgerausschussvorlage (8/1926) v. 09. April 1926, StA KN SII 13729, dort Hinweis auf den Ratsbeschluss vom 25.11.1925.
- 56 Zur Situation im Reich vgl. KOLB, Eberhard: Die Weimarer Republik, München ⁶2002, S. 104 f.; KLUGE, Ulrich: Die Weimarer Republik, Paderborn 2006, S. 238ff.; KÄHLER, Gerd: Geschichte des Wohnens, Bd. 4: 1918–1945. Reform – Reaktion – Zerstörung, Stuttgart 1996. Zur lokalen Situation vgl. KLÖCKLER, Jürgen: Die Entwicklung und das Wachstum der Stadt Konstanz zwischen 1920 und 1960, in: Stadt Konstanz Rosgartenmuseum (Hg.): Mager und Knapp. Alltagswelten in der Grenzstadt Konstanz 1920–1960, Konstanz 2002, S. 40–48, S. 45 f.; SCHOTT (wie Anm. 54) S. 93 ff.
- 57 StA KN SII 13729.
- 58 Dabei werden im selben Dokument allerdings unterschiedliche Zahlen (236 und 276) als Gesamtplanung genannt, was vermutlich auf einen Schreibfehler zurückzuführen ist.
- 59 Schreiben v. 13.04.1926, StA KN SII 13729.
- 60 Es waren dies die Architekten Gradmann, Kayser, Kohlhammer, Motz, Raach, Schmidt, Dreher und Dahme.
- 61 StA KN SII 13729.
- 62 Schreiben v. 26.05.1926, StA KN SII 13729.
- 63 Beschluss v. 29.05.1926, ebd.
- 64 Vergabemitteilung v. 17.02.1927, ebd.
- 65 StA KN SII 4162.
- 66 Schreiben v. 28.11.1920, ebd.
- 67 Den Abschluss der trapezförmigen Grundfläche bildete das bestehende Anwesen der Bäckerei Gottmann, das im Zuge der Baumaßnahmen in Mitleidenschaft gezogen wurde.
- 68 Mitteilung des Stadtrentamts v. 19.11.1927, StA KN SII 13729.
- 69 Ebd.
- 70 StAKN SII 4162. Ludwig Stump war im Übrigen eifriger Verfechter eines autoritären Staatsgedankens und profilierte sich später gegen Bürgermeister Fritz Arnold (SPD). Die NSDAP dankte es ihm: Im März 1933, nach Verabschiedung des Ermächtigungsgesetzes, wurde Stump von Gauleiter Wagner zu einem von vier Kommissaren ernannt, die die Konstanzer Stadtspitze zu überwachen hatten. Vgl. dazu weiter: KLÖCKLER, Jürgen: Selbstbehauptung durch Selbstgleichschaltung. Die Konstanzer Stadtverwaltung im Nationalsozialismus, Ostfildern 2012, S. 105 f. sowie S. 131 ff.
- 71 Schreiben vom 17.10.1927, StA KN SII 4162.
- 72 Ebd.
- 73 Die Stellungnahme befindet sich auf der Rückseite des Schreibens vom Vermessungsamt.
- 74 Beschluss v. 27.10.1927, StA KN SII 4162.
- 75 Schreiben v. 09.11.1927, ebd.
- 76 Ebd.
- 77 Ebd.
- 78 Vgl. MESCHENMOSER, Rainer: Der Wilde Westen von Konstanz. Streifzüge durch die gemiedenen Gewerbequartiere der Stadt, in: Delphin-Kreis (Hg.): Geschichte und Geschichten aus Konstanz und von den Schweizer Nachbarn, Konstanzer Beiträge zu Geschichte und Gegenwart, NF Bd. 4, Konstanz 1995, S. 147–188, hier S. 156 f.
- 79 ENGELSING, Tobias: Straßen und Namen in Konstanz. Emaillierte Politik in biographischen Skizzen, Konstanz 1983, ohne Paginierung.

Oskar Keller

DIE GEOLOGISCHE GESCHICHTE DES BODENSEES

KURZFASSUNG

Der heutige Bodensee ist im Zusammenhang mit dem Abschmelzen der Eiszeitgletscher entstanden. Vor 24 000 Jahren, im Maximum der letzten Eiszeit, erfüllte der bis 1200 m mächtige Rhein-Vorlandgletscher den gesamten Bodenseeraum zwischen Isny und Schaffhausen. Im Bodenseegebiet und im Rheintal schürfte der Gletscher den Felsboden bis unter den Meeresspiegel aus, fortsetzend, was die Eisströme früherer Eiszeiten begonnen hatten.

Während dem ersten bedeutenden Rückschmelz-Stadial von Stein am Rhein vor 19 000 Jahren entstand in einem eisfrei gewordenen Zungenbecken bei Hemishofen als kleiner Zungenbeckensee der Ur-Bodensee. Dem weiter zurückweichenden Rheingletscher folgte in direktem Kontakt der laufend ausgedehnter werdende See. Ein weiterer bedeutender Rückschmelzhalt stellte sich vor 18 000 Jahren bei Konstanz ein. Hier sind die Frontmoränen und ihr Vorfeld für die Seeteilung in Obersee und Untersee verantwortlich.

Im Obersee und anschliessend im Rheintal erfolgte das Abschmelzen sehr rasch. Um 16 500 v.h. war das Alpenrheintal bis Reichenau westlich Chur eisfrei und wurde vom Bodensee eingenommen. Dieser erreichte damit seine grösste Ausdehnung mit mehr als der doppelten Fläche gegenüber heute.

Von den abtauenden Gletschern hinterlassener Schutt wurde von den Fliessgewässern in gewaltigen Mengen in den Riesensee verfrachtet, insbesondere weil damals eine vor Erosion schützende Vegetationsdecke noch weitgehend fehlte. Bereits um 16 000 trennte der Ill-Schuttfächer einen Rheintalsee vom Bodensee ab. Ähnliches vollbrachten Landquart und Seez kurz danach, sodass sich um 15 000 eine Phase mit vier Seen im Rheintal-Seezgebiet einstellte: Bodensee, Rheintalsee, Churer See, Walensee. Die Rheintalseen wurden bis 8000 v.h. vollständig zugeschüttet. Einzig der Walensee überdauerte dank grosser Tiefe bis heute sowie, nicht zu vergessen, der Bodensee.

Bis zur Römerzeit hatte sich die Rheintalebene bis Rheineck (Ad Rhenum) – Höchst – Bregenz (Brigantium) vorgeschoben. Seither entstanden zuerst das Rohrspez-

Delta, ab 900 n.Chr. dasjenige des Rheinspitz bei Altenrhein. Der im Jahr 1900 mit dem Fussacher Durchstich direkt in den Bodensee geleitete Rhein begann umgehend in der untiefen Bucht ein neues Delta zu bilden. Um die Verlandung zu verhindern, wurden die Rheindämme um die jüngste Jahrhundertwende bis zum Abfall in das tiefe, zentrale Seebecken vorgebaut.

Trotzdem geht die Zuschüttung des Bodensees unaufhaltsam weiter. Gemäss groben Berechnungen dauert es mindestens 40 000 Jahre bis der Obersee bis Konstanz verfüllt sein wird. Zudem muss parallel zur Aufschüttung das gesamte Rheintal um rund 70 m aufgelandet werden, damit der Rhein bis Konstanz fließen kann.

Die Schlussgedanken zur Zukunft des Bodensees betreffen zwei gegensätzliche Visionen:

1. Es geht gemäss der Periodizität der Eiszeiten einer nächsten Grossvergletscherung entgegen. In diesem Fall wird der Bodensee durch den Rhein-Vorlandgletscher ausgelöscht.

2. Umgekehrt wird bei weiterer Klimaerwärmung um prognostizierte 4 °C keine Eiszeit mehr eintreten, was dann zur vollständigen Verfüllung des Bodensees führen wird.

1 EINLEITUNG

UNSERE REGION OHNE BODENSEE, NICHT AUSZUDENKEN!

Er ist das einzigartige Kernstück einer ausgedehnten Landschaft, die von allen Seiten auf ihn ausgerichtet ist. Das zeigen etwa bedeutende, in den See mündende Flüsse, aber auch zu ihm führende breite Talungen. Seine Ufer säumen viele, teils grosse Siedlungen. Als mächtiges stehendes Gewässer ist er ein wichtiges Wasserreservoir für die Versorgung der Bevölkerung in weitem Umkreis. Er ist ein von zahlreichen Schiffslinien erschlossener See und ein zentraler Anziehungsraum für Tourismus, für Freizeit-Aktivitäten und für Naherholung. Kurz, der Bodensee ist in jeder Beziehung das Herz einer von ihm nachhaltig beeinflussten Region. Berechtigt ist daher sehr wohl die Frage nach seiner Geschichte, seiner Herkunft und seiner Zukunft.

Beeindruckt durch seine Ausstrahlungskraft haben sich seit über 100 Jahren Erdwissenschaftler immer wieder mit seiner geologischen Vergangenheit auseinander gesetzt. Treffend hat Georg Wagner (WAGNER 1962) als Geologe, als Lehrer und als Forscher den Bodensee beschrieben: »Man sucht dort Erholung, freut sich an seiner Schönheit und bewundert das Farbenspiel seiner Wasserfläche. Aber nur wenige [...] sehen in ihm etwas Gewordenes und sich Wandelndes, erkennen, dass auch er eine Geschichte hat, die nur in anderen Zeitmassen verläuft als die der Menschen. [...] Es ist daher eine reizvolle Aufgabe für den Geologen [...] aus zuverlässigen Beobachtungen und mit kritisch gezügelter Fantasie seinen Werdegang zu erfassen.« (Abb. 1).



Abb. 1: Der Bodensee beeindruckt uns Menschen immer wieder durch seine grosse Weite, seine vielgestaltigen Küsten, durch das Wellenspiel seines Wassers und die oft wechselnden Stimmungen.
Foto: O. Keller

Die Worte Wagners im Gedächtnis behaltend wird unter Einbezug jüngster Erkenntnisse die geologische Geschichte des Bodensees geschildert, erklärt und begründet. Der See ist untrennbar mit der letzten Eiszeit verknüpft. Zwar existierte höchst wahrscheinlich schon davor ein Bodensee (KELLER 1994), aber die Gletscher der jüngsten Eiszeit haben ihn mit ihren Eismassen überfahren und ausgelöscht. Erst mit dem Abschmelzen der letzteiszeitlichen Gletscher konnte der heutige Bodensee entstehen.

Zahlreiche in den Text eingefügte Daten dienen einerseits der zeitlichen Fixierung der Entwicklungsprozesse und andererseits helfen sie dem Leser, sich ein Bild über die Zeiträume des Geschehens zu machen. Die Zeitangaben basieren grösstenteils auf ^{14}C -Altersbestimmungen an organischem Material. Sie sind kalibriert angegeben, das heisst auf konventionelle Kalenderjahre umgerechnet.

2 DIE EISÜBERFLUTUNG DES BODENSEERAUMS IN DER LETZTEN EISZEIT

Vor 30 000 Jahren war die letzte Eiszeit »Würm« schon mehr als 50 000 Jahre im Gange, wies aber im mittleren Abschnitt eine klimagünstigere Periode auf, das sogenannte Mittelwürm-Interstadial (Abb. 2). Das Innere der Alpen war auch damals in Höhenlagen weitgehend vergletschert. Der Rheingletscher dürfte westlich Chur bei Domat-Ems gestirnt haben (KELLER & KRAYSS 1991, 1993, 2005). Die Alpenrandgebirge, wie Alpstein (Säntisgebirge), Churfirten und Bregenzerwaldberge trugen selbständige Eiskappen. Die Voralpen und das Mittelland hingegen waren eisfrei, wobei auch an das kühle Klima angepasste Wälder, vor allem Nadelwälder, aufkommen konnten.

Ab etwa 30 000 Jahre vor heute setzte bei hocheiszeitlich werdendem Klima der gewaltige Vormarsch der Alpengletscher ein (Abb. 3). Die Front des Rheingletschers war um 28 000 Jahre v.h. bereits bis ins untere Rheintal vorgerückt und begann sich über das Becken des späteren Bodensee-Obersee auszubreiten. Schliesslich erreichte das Eis um 24 000 v.h. seine Maximalausdehnung, bei der es sich von Isny über Schussenried und Schaffhausen bis Winterthur erstreckte (Abb. 4). Wie eine Halbellipse breitete sich der Vorlandgletscher über das gesamte Bodenseebecken aus; alles versank unter einem bis 1200 m mächtigen Eispanzer. Im Toggenburg, im Appenzellerland und im Bregenzerwald entwickelte sich eine durchgehende Eisdecke, vor allem aufgebaut durch lokale Gletscher aus den Alpenrandgebirgen (Abb. 5).

Dieser Bodensee-Vorlandgletscher bedeckte inklusive Randalpen eine Fläche von rund 8 000 km², was $\frac{1}{5}$ der Fläche der Schweiz entspricht. Er war damit nebst dem Rhone-Gletscher der ausgedehnteste Vorlandgletscher der Alpen. Im mittleren Rheintal

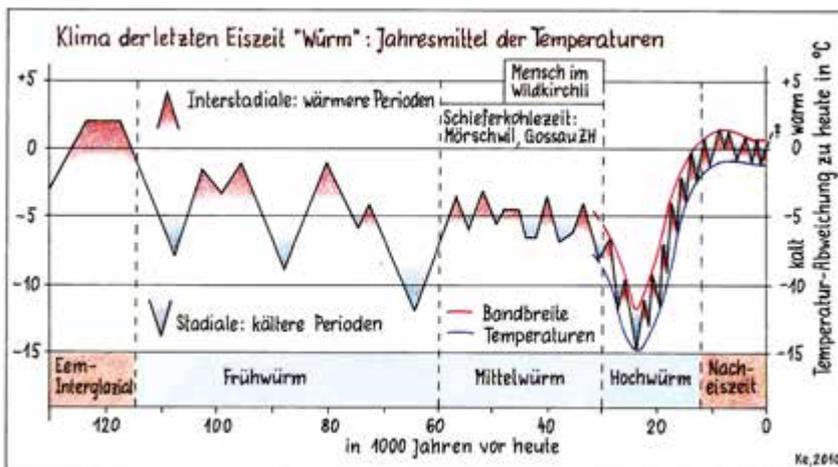


Abb. 2: Das Klima der letzten Eiszeit ist durch das Auf und Ab des Temperaturverlaufs charakterisiert. Eine erste glaziale Kälteperiode stellte sich vor gut 60 000 Jahren ein. Nach einer mitteleiszeitlichen Erholungsphase fielen die Temperaturen auf rund 15° C tiefere Mittelwerte gegenüber heute. Danach erreichte das Klima in nur etwas mehr als 10 000 Jahren nacheiszeitliche Wärme.

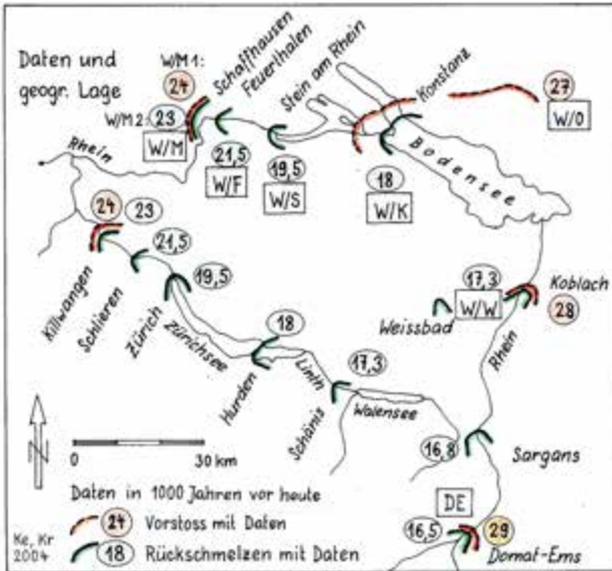


Abb. 3: Eine Reihe 14C-Daten ermöglicht die Rekonstruktion des Vorstosses und das Abschmelzen der eiszeitlichen Vergletscherung. In der geologisch kurzen Zeit von 12½ Jahrtausenden sind die riesigen Eismassen auf- und wieder abgebaut worden.

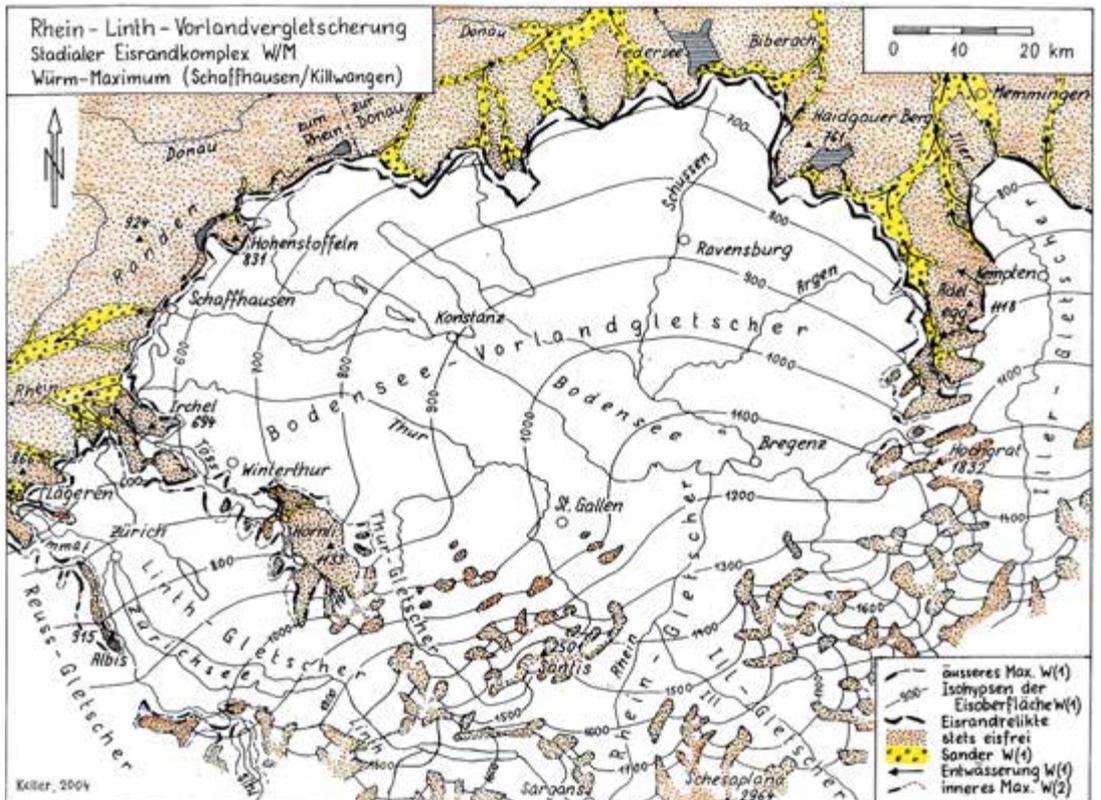


Abb. 4: Während der maximalen Vergletscherung vor 24 000 Jahren breitete sich der Vorlandgletscher bis Schaffhausen und bis gegen die Donau aus. Über dem oberen Bodensee stieg die Eisoberfläche bis auf 1100 m ü. M. an. Selbst der Pfannen und der Rorschacherberg versanken unter dem Eispanzer. Rhein- und Illgletscher waren die Haupteisströme aus den Alpen heraus.



Abb. 5: Im Alpeninneren und in den Randgebirgen ragten nur die höchsten Felskämme als Nunatakker (Eisinseln) aus dem alles überziehenden Eisstromnetz heraus. Dieses Bild aus Grönland vermittelt einen Eindruck, wie es in der letzten Eiszeit im Alpenraum aussah. Foto: Archiv O. Keller

im Raum Sargans wuchs der aus den Alpen heraus drängende Eisstrom auf nahezu eine Mächtigkeit von 2 000 m an. Damals sanken die Temperaturen auf eiszeitliche Tiefstwerte, die im Jahresdurchschnitt um 15°C gegenüber heute abgesenkt waren (Abb.2). Das damalige Klima war vergleichsweise so wie dasjenige, das heute auf Spitzbergen in 80° nördlicher Breite herrscht (KELLER & KRAYSS 2005, KELLER 2012).

Um ca. 23 000 Jahre v.h. setzte das Abschmelzen des gewaltigen Vorlandgletschers ein (Abb. 3). Allerdings ging dies nicht gleichmässig vor sich, sondern es kam zu Stillständen oder auch zu kleineren Wiedervorstössen, ausgelöst durch zeitlich begrenzte Klimaverschlechterungen. Solche auch in der Landschaft erkennbare Eisrandlagen bilden »stadiale Eisrandkomplexe« mit mehreren, nahe beieinander liegenden Eisrandzeugen (Abb. 6). Dieses »Etappenspiel« hat für die Gestaltung und das Wachstum des Bodensees eine grosse Bedeutung, waren doch wachsender Bodensee und zurückschmelzender Rheingletscher in dauerndem Kontakt.

Besonders deutlich zeichnet sich im Gelände rund um den Bodensee der »Eisrandkomplex Stein am Rhein« ab, der auch als »Innere Jugendmoräne« bekannt ist. Er ist deutlich dreiteilig, das heisst er weist drei Stände auf: aussen »Stand Staffel W6«, den »Hauptstand Etwilen W7« und den inneren »Stand Stein am Rhein W8« im engeren Sinn (Abb. 7). Diese Periode kann im Mittel auf 19 500 Jahre v.h. datiert werden.

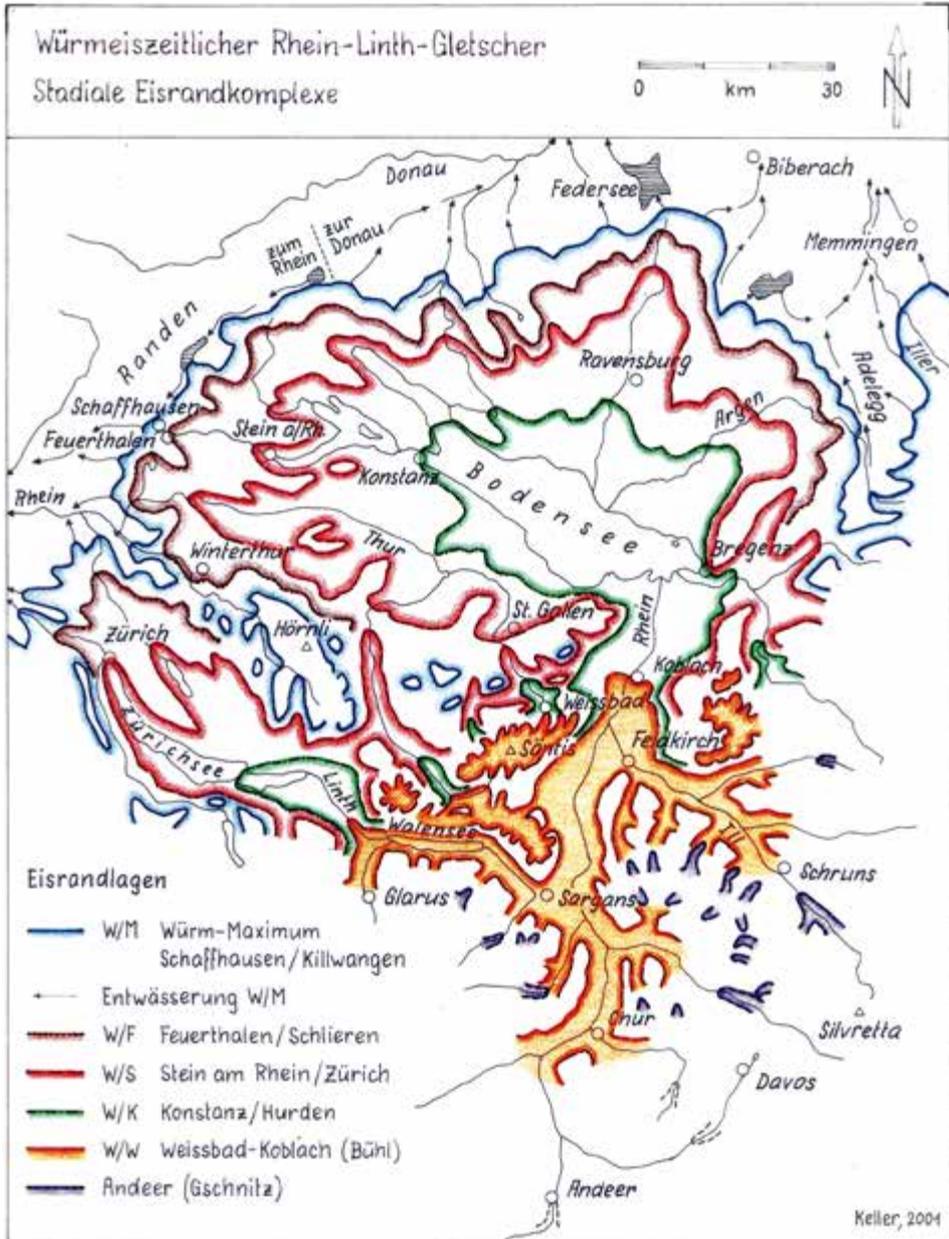


Abb. 6: Beim Zurückschmelzen führten Klima-Rückschläge zu einem etappenweisen Zurückweichen des Bodensee-Rheingletschers mit begrenzten Wiedervorstößen, was aus den Geländeformen der Eisrand-Komplexe abgeleitet werden kann.

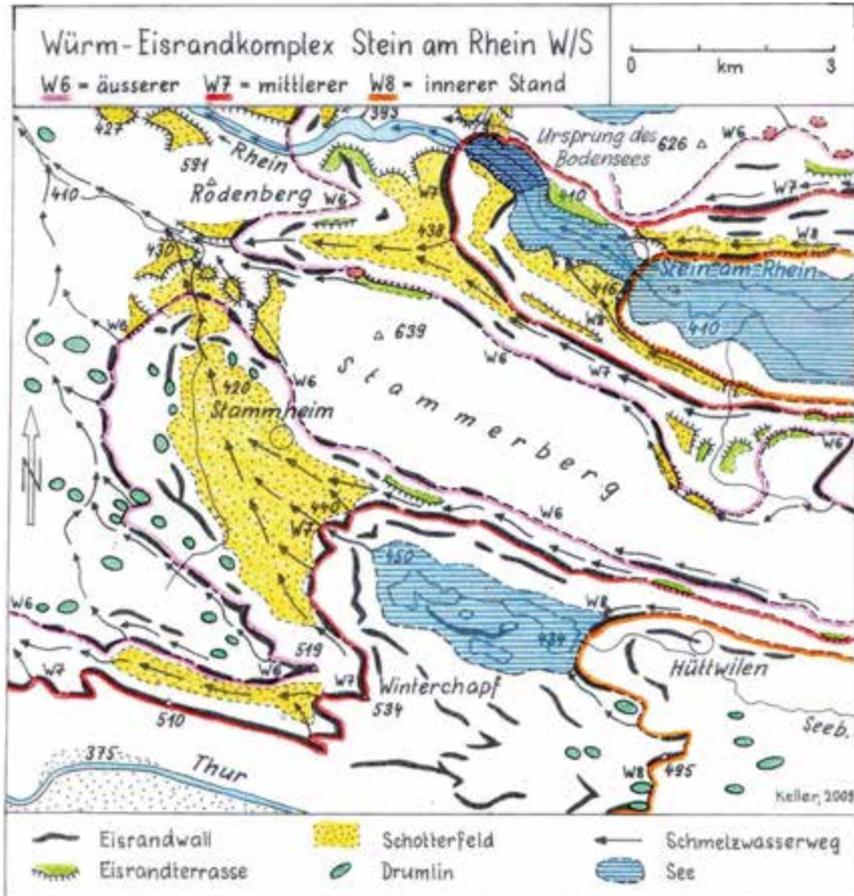


Abb. 7: Der Eisrand-Komplex Stein am Rhein weist drei Stände auf, die im Raum Stein am Rhein und im Thurtal-Stammheim durch reihenweise auftretende Moränenwälle deutlich in Erscheinung treten. Im Zungenbecken des mittleren Standes Etwilen entstand beim Eisrückzug um 19 000 Jahre v. h. der anfangs noch winzige Bodensee.

3 »GEBURTSSTUNDE« DES BODENSEES UND DER ZURÜCKSCHMELZENDE BODENSEE-GLETSCHER

Es war im August 19 003 v.h. oder 18 998 v.h. – das Jahr ist nicht so genau bekannt, niemand hat es aufgeschrieben, aber sicher ereignete es sich im Sommer – da schmolz während einer längeren Wärmeperiode das Eis am grossen Gletschertor des Rheingletschers bei Hemishofen (3 km unterhalb Stein am Rhein) in kurzer Zeit etliche hundert Meter zurück. Dabei wurden der Moränenwall und die Eisrandterrasse von Etwilen W7, der Hauptstand des Stein am Rhein-Eisrandkomplexes (Abb. 7 und 8), vom Eis verlassen. Die Gletscherfront sank ins Zungenbecken von Wagenhausen-Stein am Rhein zurück und kam damit tiefer zu liegen als das verlassene Gletschertor bei Hemishofen. Vor dieser neuen Eisfront staute sich das Schmelzwasser als kleiner See, bevor es als Rhein

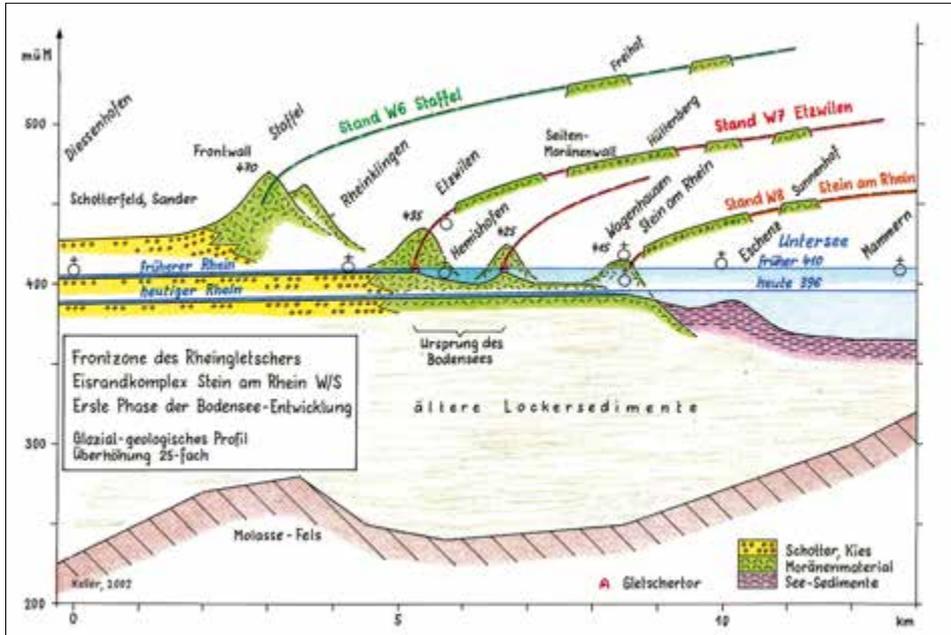


Abb. 8: Im Profil der Eisränder um Stein am Rhein ist der Ursprung des Bodensees als kleines Seelein innerhalb des mittleren Standes Etwilen gut zu erkennen. Damals spiegelte der See noch auf 410 m ü. M.



Abb. 9: Flugaufnahme vom Ende des Untersees mit dem abfließenden Rhein. Die Fluss-Ausweitung unterhalb Stein am Rhein war der Ursprung des Bodensees. Er wurde durch die Moränen und Terrassen von Etwilen-Hemishofen aufgestaut. Foto: Archäologie TG.

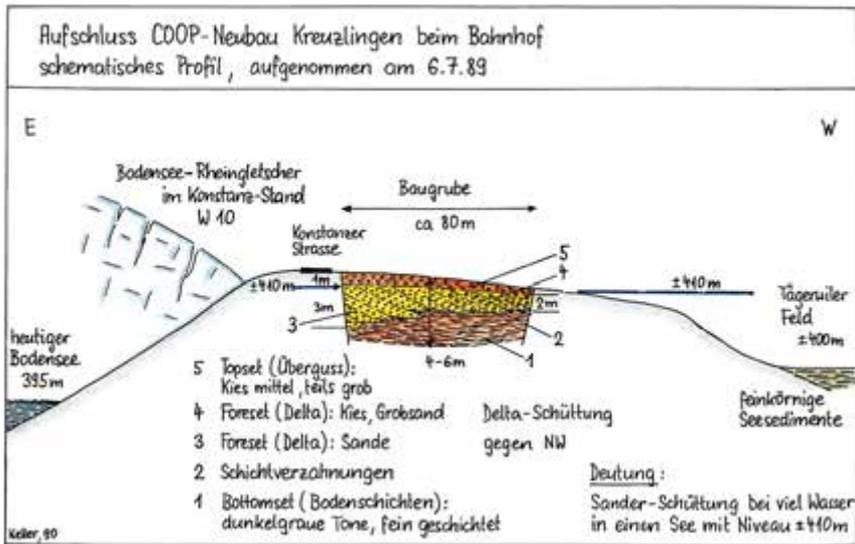


Abb. 10: Als der Rheingletscher bei Konstanz-Kreuzlingen stirnte, schütteten die Schmelzwässer beim Bahnhof Kreuzlingen ein Delta in den noch auf 410 m ü. M. stehenden Untersee.

über die Schwelle von Hemishofen überlaufen konnte: **Geburtsstunde des Bodensees!** (Abb. 9). Dieser noch kleine, zaghaft gebildete Zungenbeckensee war also der Anfang des werdenden Bodensee-Untersees vor rund 19 000 Jahren (Abb. 7 und 8). Er wies ein noch 15 m höheres Niveau auf als der heutige See (KELLER 1994).

Beim nächsten Abschmelzunterbruch erzeugte der Bodensee-Rheingletscher bei Kirche und Rathaus Stein am Rhein und auf der anderen Rheinseite bei Wagenhausen den inneren Moränenkranz Stein am Rhein W8. Dieser schliesst heute den Untersee ab (Abb. 7 Karte W/S, und 8 Profil Stein a/Rh). In der Folge gab der abtauende und zurückweichende Rheingletscher sukzessive den Steiner Arm des Untersees frei, dann den Zeller See und den Gnadensee sowie dazwischen die Insel Reichenau. Schliesslich stirnte der Vorlandgletscher vor etwa 18 000 Jahren gerade im Bereich der Konstanzer Altstadt. Jetzt breitete sich der gesamte Untersee als eisfreies stehendes Gewässer vor dem Gletscher aus, während die Eismassen das Becken des Obersees noch vollständig eindeckten. An der Front des Vorlandgletschers wurde der Moränenwall, der sich im Nordosten von Konstanz auf dem Landsporn von Staad über Petershausen gegen die Rheinbrücke hinzieht, aufgeschüttet. In der Konstanzer Altstadt steht das Münster exakt auf diesem Moränenwall, der südwärts durch Kreuzlingen über das Kloster weiter verläuft. Damals spiegelte der Untersee noch immer auf 410 m ü. M., wie verschiedene ehemalige Uferterrassen belegen, z. B. die Kirche Ermatingen oder die Terrasse von Mittelzell auf der Insel Reichenau. Ein Delta, das südlich des Bahnhofs Emmishofen (Hauptbahnhof) in einer Baugrube aufgeschlossen war, setzte ebenfalls auf 410 m ü. M. an (Abb. 10).

4 BODENSEEBECKEN UND RHEINTAL SIND »GLAZIAL ÜBERTIEFT«

Von Bächen und Flüssen ist bekannt, dass sie linienhaft eingeschnittene Täler erodieren, sogenannte V-Täler, manchmal auch Schluchten. Anders wirken die Gletscher. Sie schürfen ihre Fliesswege in die Breite und in die Tiefe aus. Es entstehen im Gebirge bei resistenteren Gesteinen steilwandige U- oder Trogtäler, im hügeligen Vorland mit »weicherem« Molasse-Untergrund weite Becken und breite Talzüge. Besonders auffällig ist dabei die Fähigkeit des fließenden Eises in die Tiefe zu wirken. Diese glaziale Exaration ist vor allem dort sehr kräftig, wo die fließenden Eismassen seitlich eingeeengt sind, wie in den grossen, aus den Alpen heraus führenden Tälern oder entlang der Hauptstromlinien in den Zungenbecken des Vorlandes. Der Felsuntergrund wird dabei in viel grössere Tiefen hinunter ausgekratzt als dies die Schmelzwasserflüsse in den von den Gletschern wegführenden Tälern vermögen.

Die Exaration in den Auslasstälern aus den Alpen sowie in den Becken und Haupttalachsen des Vorlandes erfolgte insbesondere während den Vorstoss- und Hochstandperioden der Eiszeitgletscher. Während den späteiszeitlichen Abschmelzphasen hingegen wurden in den Tiefzonen wieder glaziale Sedimente abgesetzt.

Diese Mechanismen können im Bodensee-Rheintalraum, wo sie mustergültig in Erscheinung treten, gut nachvollzogen werden (Abb. 11). Im Rheintal reicht der Felsboden bereits bei Sargans bis unter Meereshöhe hinab und liegt im unteren Rheintal sogar mindestens 200 m unter dem Meeresspiegel (WILDI 1984, KELLER 1990, 2009, OBERHAUSER 1998). Die tiefsten Tröge finden sich in den Talweitungen des Rheintals, wo der Eisstrom besser in die Tiefe schürfen konnte (Abb. 12). Der Felsuntergrund des Bodensee-Obersee ist von der Rheinmündung bis Meersburg bis unter 0 m ü. M. ausgekolkt, wobei die grösste Beckentiefe von rund 150 m unter Meeresniveau vor der Mündung des Alten Rheins ausgemacht worden ist (WILDI 1984, SCHREINER et al. 1991, KELLER & KRAYSS 1994). Das Tiefschürfen ist nicht nur der letzten Eiszeit anzulasten, sondern wurde bereits durch die Gletscher früherer Eiszeiten vorbereitet. Interessant ist die rinnenartige Tiefzone im Bodenseebecken, die zwischen Arbon und Langenargen beginnt, sich durch den ganzen Überlinger See fortsetzt und dabei im Obersee und wieder im Überlinger See unter Meereshöhe hinunter reicht. Diese Tiefenrinne liegt in der mittleren Vorstossachse des Rhein-Vorlandgletschers. Derartige schmale Rinnen treten in den übertieften Vorlandbecken öfters auf.

Bei Schaffhausen hingegen fliesst der Rhein in +390 m Meereshöhe direkt auf Felsboden über Jurakalke der Randen-Ausläufer und stürzt anschliessend über den Rheinfeld in ein altes Rheintal hinunter (Abb. 11). An diesen resistenten Jurakalken endet das Rheintal-Bodensee-Felsbecken in nahezu 400 m ü. M. Die durch glaziale Exaration ausgeschürfte, maximale Übertiefung beträgt somit erstaunliche 600 m. Zur Veran-

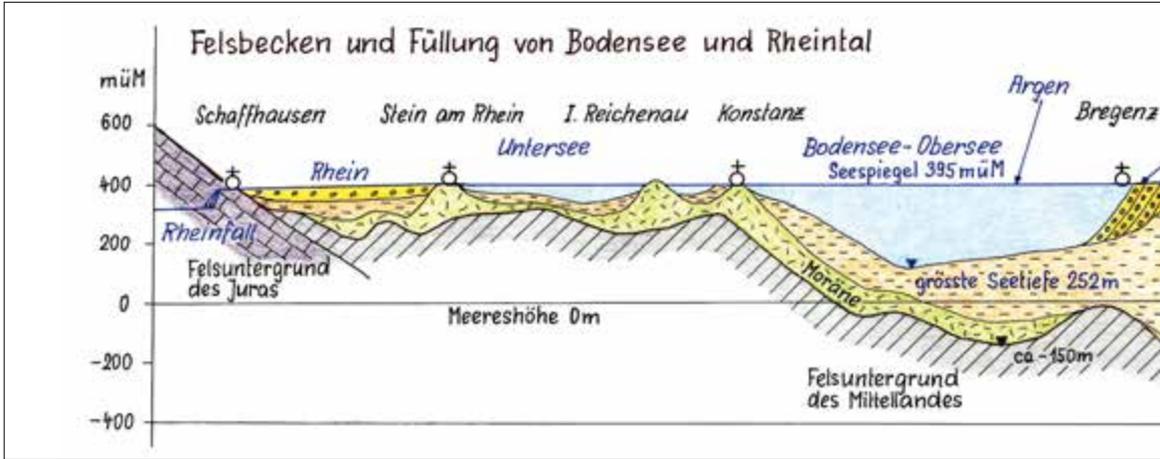
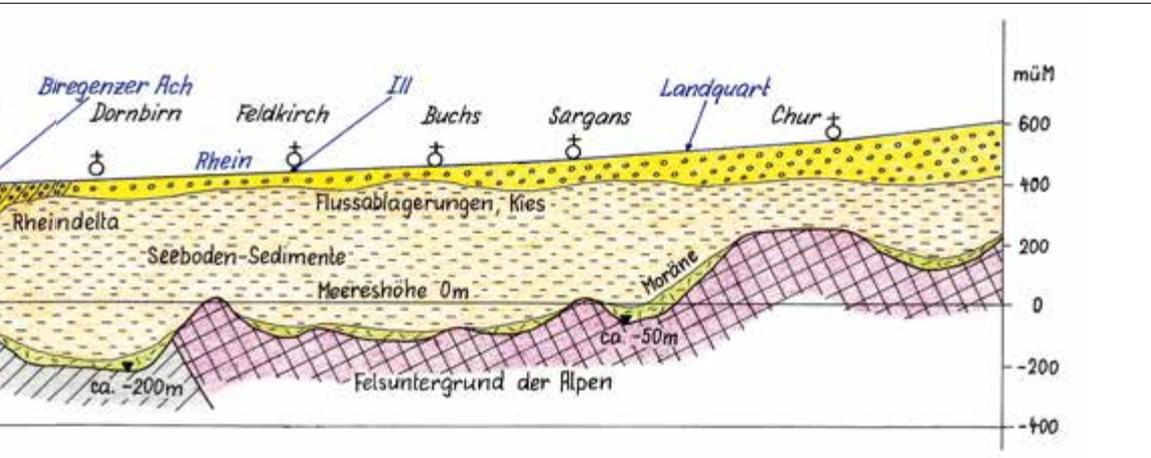


Abb. 11: Das Tiefenprofil durch den Bodensee und das Rheintal lässt den Verlauf des Felsbodens erkennen, der durch die Ausschürfung des Rheingletschers entstanden ist. Er steht unter dem oberen Bodensee bei 150 m, im unteren Rheintal bei 200 m unter dem Meeresspiegel an. Das übertiefte Becken endet bei Schaffhausen, wo der Rhein im Rheinfall über den Felsriegel des Randes hinunterstürzt.



Abb. 12: Vom Hohen Kasten herunter zeigt sich das Rheintal als tief in die Alpen eingelassenes eiszeitliches Trogtal. Zudem liegt der Felsboden noch weitere 500 m in der Tiefe unter der Talfüllung. Foto: O. Keller



schaulichung: Der Pfänder oder der Rorschacherberg erheben sich ebenso hoch über den Bodensee wie der Rheintaltrug in die Tiefe reicht.

5 DER KONSTANZ-GLETSCHERSTAND, ZEIT DER SEEN

Als der Rheingletscher um 18 000 v.h. bei Konstanz stirnte (Abb. 13), war der Obersee noch nicht vorhanden, breitete sich doch der Rheingletscher über das gesamte innere Bodenseebecken aus (KELLER & KRAYSS 1994, KELLER 2005). Aber rund um den klein gewordenen Vorlandgletscher bildeten sich zahlreiche Seen. Das Eis verbaute nämlich die dem Bodensee zustrebenden Täler, sodass Eisstauseen entstanden. Hinter Bregenz verstopfte der Rheingletscher den Ausgang des Bregenzer Ach-Tals, wodurch ein riesiger, fingerartig in die Täler des Bregenzerwaldes eingreifender See hochgestaut wurde (Abb. 14), der nordwärts über Weiler zur Oberen Argen überfloss (KELLER 1995). Diese ihrerseits wurde bei Wangen dem Eisrand entlang ins Schussental umgelenkt, wo ein Eisstausee sich nordwärts weit über Ravensburg hinaus erstreckte (KELLER & KRAYSS 1988). Der Abfluss dieses Gewässers, also die Schussen, bahnte sich einen Weg entlang des Eisrandes nach Westen über Markdorf in den nächsten, in den Linzgau-Eisstausee. Weiter dem Eisrand folgend mündete der bereits mächtige Schmelzwasserfluss in den kleineren See von Grasbeuren, um sich schliesslich in den Überlinger See zu ergiessen. Dieser Eisrandfluss muss eine gewaltige Wasserführung aufgewiesen haben, denn in ihm summierten sich Bregenzer Ach, Argen, Schussen und Linzgauer Ach auf. Nicht zu vergessen ist, dass mindestens im Sommer noch direkt Schmelzwasser vom Nordteil des Obersee-Vorlandgletschers dazukam. Der durch den Vorlandgletscher aufgestaute Überlinger See konnte um die Konstanz Eiszunge herum direkt in den damals noch wesentlich grösseren Untersee entwässern. Schliesslich führte der Rhein ab Stein am Rhein

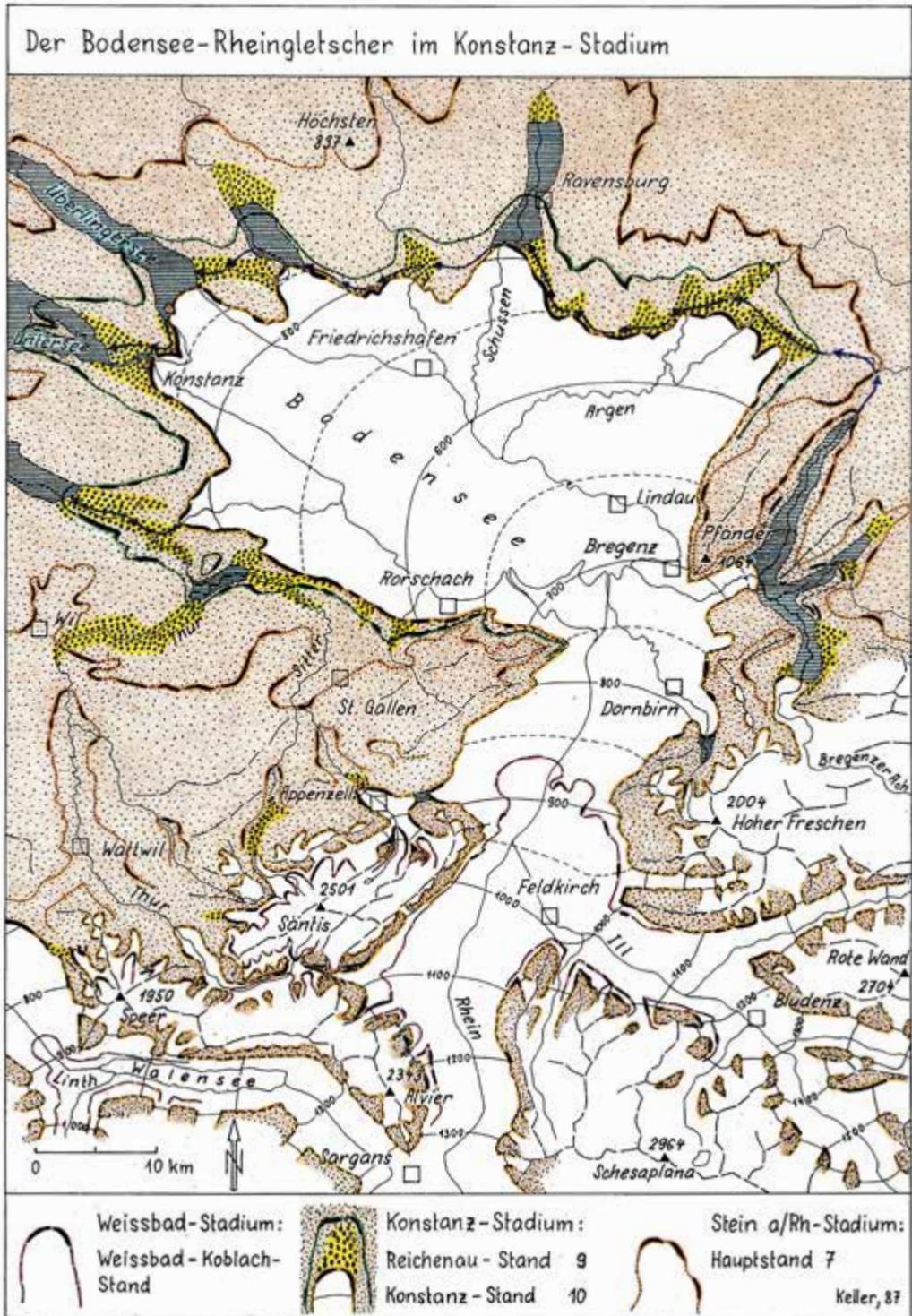


Abb. 13: Im Konstanz-Stadial vor 18 000 Jahren war das Becken des Bodensee-Obersees noch vollständig unter dem Eiskuchen begraben. Zahlreiche durch Gletscherzungen gestaute Seen säumten rundum den Gletscher. Eingezeichnet ist auch der Eisrand des Stein am Rhein-Stadials vor rund 19 000 Jahren. Nach dem Zurückschmelzen von Konstanz endete der Rheingletscher vor gut 17 000 Jahren bei Koblach nördlich Feldkirch.

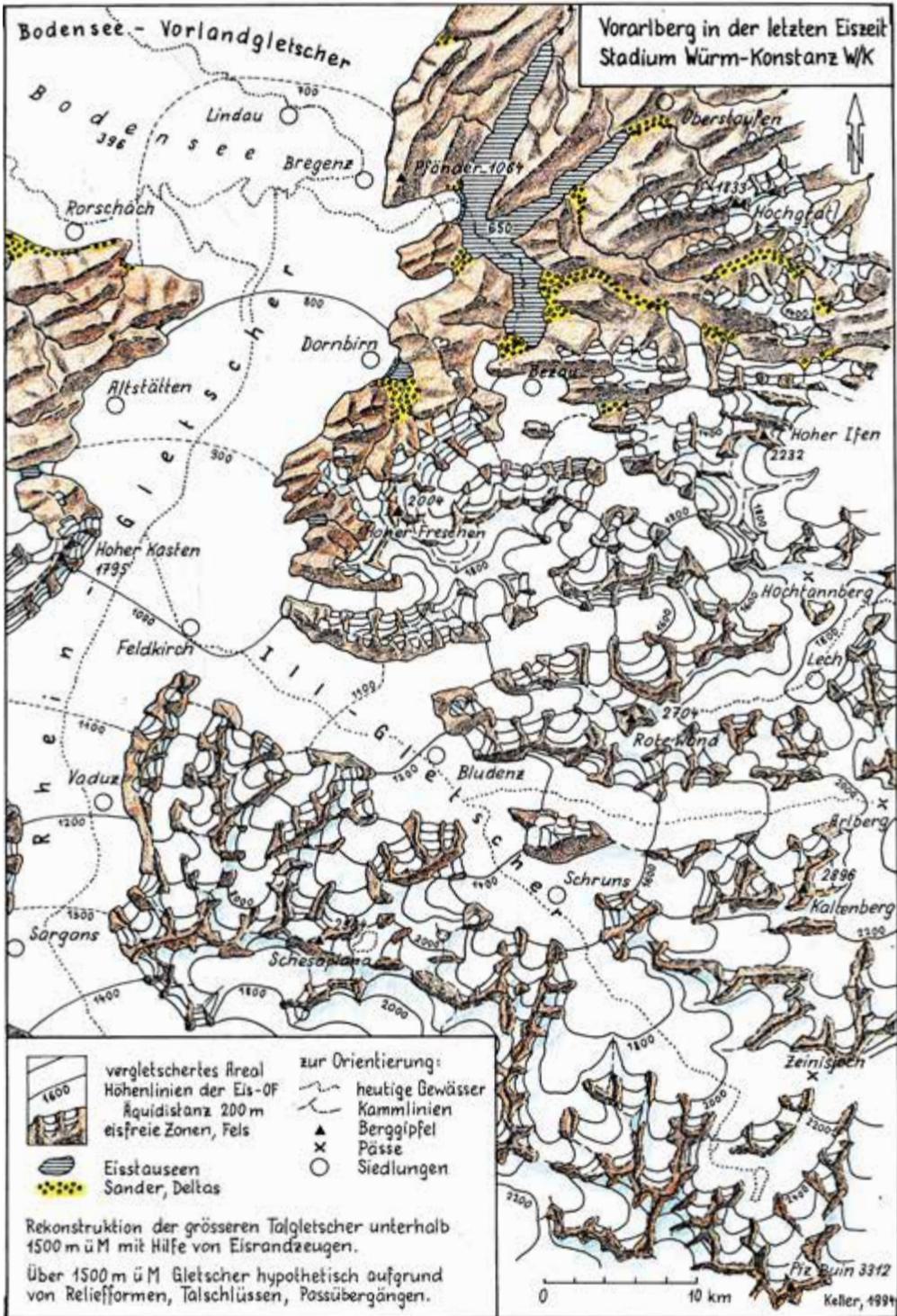


Abb. 14: Während dem Konstanz-Stadial war das Vorarlberg noch weitgehend vergletschert. Im nördlichen Landesteil jedoch waren die unteren Täler bereits eisfrei. Ein ausgedehnter, fingerförmiger Eisstausee bildete sich vor der Sperre des Rheingletschers im untersten Tal der Bregenzer Ach. Sein Abfluss erfolgte um den Pfänder herum nach Norden zur Argon.



Abb. 15: Der zurückschmelzende Rheingletscher stürzte im Bodensee, der stets unmittelbar der Eisfront folgte. Das Bild stammt aus Grönland, wo ein Gletscher in einem Fjord endet. Es soll die einstige Situation am Rheingletscher-Bodensee vergleichsweise zeigen. Foto: Archiv O. Keller

das Wasser der ganzen Seenkette ab. Vor der Gletscherfront von Konstanz begannen die Schmelzwässer den Untersee mit ihrer Schuttfracht sukzessive aufzufüllen, woraus die Vorfeldebene von Tägerwilen und Wollmatingen hervor gingen. Sie und der Moränenwall von Konstanz-Kreuzlingen erklären, warum der Bodensee bei Konstanz zweigeteilt ist (Abb. 25).

Eine nachfolgende, offenbar markante Klimaerwärmung (KELLER 1988, KELLER & KRAYSS 2005) liess den Konstanz-stadialen Gletscher rasch abschmelzen, der Vorlandgletscher löste sich auf und das Eis schmolz ins Rheintal zurück. Dies bewirkte das Auslaufen der Eisstauseen, da jetzt die Eisbarrieren verschwanden. Erhalten blieben der tiefe Überlinger See und der Untersee als letzter der Seenkette. Dafür aber erschien der Bodensee-Obersee als Neuschöpfung im zentralen Becken, das er in seiner ganzen Weite ausfüllte. Der ins Rheintal zurückweichenden Eisfront folgend, wuchs er rasch an und dehnte sich südwärts aus (Abb. 15).

6 DER ÜBERLINGER SEE IST EIN SONDERLING

Wie ein neugieriger Elefantenrüssel streckt sich der Überlinger See als Anhängsel des Bodensees weit gegen Nordwesten in die Landschaft hinaus. Besser würde man von einem Mammutrüssel reden, denn die Mammuts haben das Werden des Überlinger Sees noch miterlebt, und es ist anzunehmen, dass sie an seinem Ufer gierig das eisgekühlte Wasser aufgesogen haben. Wie dem auch sei, schon ein erster Blick auf eine Karte zeigt die Eigentümlichkeiten dieses Gewässers auf. Es ist genau genommen kein eigenständiger See, sondern eine lang geratene Bucht des Bodensees. Im Weiteren muss erstaunen, dass der Rhein den See bei Konstanz verlässt und nicht am äussersten Seeende, wie es

regelkonform wäre, nämlich im Nordwesten des Überlinger Sees bei Bodman. Höchst auffällig ist auch der geradlinige und erst noch parallele Verlauf der Ufer. Ausserdem ist der See lang und schmal, wie ein riesiger mit Wasser gefüllter Graben. Betont wird dies durch die steilen, teils felsigen Ufer, indem die Hochplateaus des Sipplinger Berges und des Bodanrücks abrupt in den See abfallen (Abb. 16). Das Ganze hinterlässt den Eindruck eines kleinen Gegenstücks zum Roten Meer oder zur Oberrheinischen Tiefebene, die beide tektonische Grabenbrüche sind.

Diese doch vorerst oberflächlichen Feststellungen bedürfen der vertieften Erklärungen. Bereits PENCK (1909) stellte sich die Frage nach der Entstehung des Überlinger Sees, den er als Tal des Rheingletschers betrachtete. Später wurde diese Vorstellung verworfen und der Überlinger See als tektonischer Grabenbruch angesehen, der im Zusammenhang mit dem Hegau-Vulkanismus entstanden wäre. Diese tektonisch sehr aktive Phase liegt mehr als 7 Mio. Jahre zurück, und seither ist geologisch Vieles und Umwälzendes geschehen. Effektiv ist das Gebiet des Sipplinger Berges und auch des Bodanrücks von etlichen Störungen durchzogen, wobei Richtungen parallel, aber auch quer zum Überlinger See vorkommen. Diese müssten ein Absacken des Seebodens um mindestens 700 m verursacht haben, liegt doch der Felsuntergrund stellenweise unter

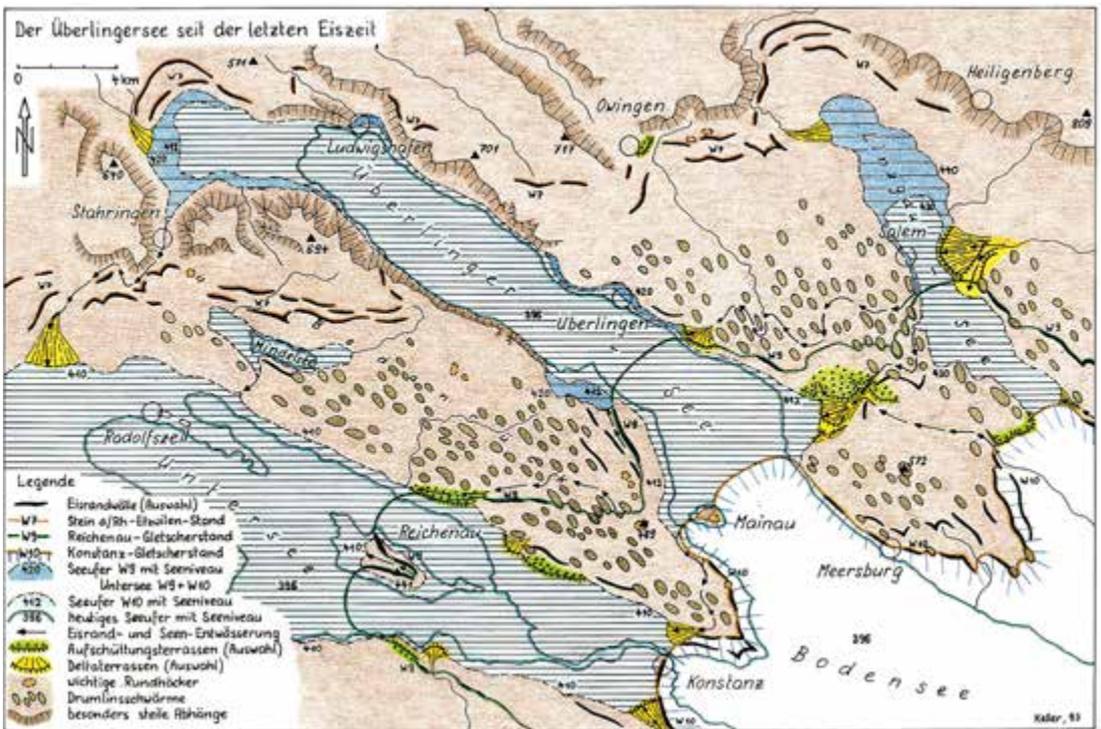


Abb. 16: Der Überlinger See ist beim Zurückschmelzen des Vorlandgletschers vom Stein am Rhein-Stadial zum Konstanz-Stadial zwischen 19 000 und 18 000 Jahren v. h. entstanden. Zuerst entwässerte er bei einem Seespiegel von 420 m ü. M. durch das Stahringertal. Im Konstanz-Stadial fand das Wasser einen neuen Abfluss bei einer Spiegelhöhe von 412 m ü. M. aus der Gegend der Mainau direkt nach Konstanz in den Untersee

o m Meereshöhe. Neuere geologische und seismische Untersuchungen weisen aber nur Sprunghöhen der Verwerfungen von höchstens Dekametern und nicht Hunderte Meter aus. Zudem überlagern die sogenannten Deckenschotter, deren Alter kaum mehr als eine Mio. Jahre beträgt, auf den Höhen beidseits des Sees flächig die Störungen. Als Zeugen von einstigen Flüssen quer zum Überlinger See müssen sie demzufolge auch über dem heutigen See abgesetzt worden sein (SCHREINER 1975, 2000).

Aus diesen Gründen ist die Genese anders zu erklären. Die Störungen und Brüche haben ohne Zweifel den Felssockel im Gebiet des Überlinger Sees zerrüttet und damit erosionsanfällig gemacht. Deshalb hatten die Gletscher der jüngeren Eiszeiten, die auf die Deckenschotter-Eiszeiten folgten, leichtes Spiel entlang dieser Leitlinien durch Exaration in die Tiefe zu schürfen. Zudem war hier die Tiefenerosion besonders ausgeprägt, weil die Achse des Überlinger Sees genau in der Verlängerung der Hauptstossrichtung des Bodensee-Rheingletschers liegt. Dieses Prinzip wurde bereits im Kapitel über »glazial übertiefte Becken« erläutert (Abb. 17).

Interessanterweise beginnt die »Lebensgeschichte« des Überlinger Sees (Abb. 16) wie diejenige des Untersees in Verbindung mit dem Stein am Rhein-Stadial – also Zwilingsgeburt zweier Seen! Die auch bei der Überlinger-Gletscherzunge sehr markanten Eisrandwälle des Stein am Rhein-Komplexes verbauen das Tal der Stockacher Aach zwischen Wahlwies und Stockach. Als hier, vor eben 19 000 Jahren, der Abschmelzprozess einsetzte, zog sich die Eisfront im Tal des Überlinger Sees wie beim Untersee schrittweise Richtung Konstanz zurück. Dabei wurde zuerst das tief eingeschnittene Stahringer Tal eisfrei, sodass der sich vor der Gletscherfront bildende Überlinger See hier einen



Abb. 17: Der langgezogene, schmale Überlinger See wird von steil ansteigenden, waldbedeckten Bergrücken flankiert. Die den Hochflächen aufsitzenden Deckenschotter belegen, dass das Trogtal des Sees erst in den jüngeren Eiszeiten ausgeschürft worden ist. Foto: O. Keller

Abfluss fand, eine Art »nördlicher Rhein«. Dieser lag auf 420 m ü. M., weshalb sich der Seespiegel vorerst auf dieser Höhe einspielte (Abb. 16). Auf der Höhe von Dingelsdorf-Nussdorf (drei km südöstlich Überlingen) stagnierte der Gletscher einige Zeit, belegt durch Moränenwälle bei Dingelsdorf und ein fossiles Delta bei Nussdorf auf eben 420 m ü. M. Zur gleichen Zeit endete die Untersee-Zunge auf der Insel Reichenau, weshalb vom Reichenau-Stand gesprochen wird (KRAYSS & KELLER 1996, Kartenbeilage).

Als der Rheingletscher vor 18 000 Jahren bis Konstanz zurückgeschmolzen war, verlief die nordwestliche Eisfront aufschwimmend im Überlinger See von der Insel Mainau hinüber nach Unter Uhldingen. In dieser Situation wurde die äusserste Konstanzer Ecke des Bodanrücks auf einer Höhe eisfrei, die tiefer lag als die Stahringer Rinne. In diesem dramatischen Moment verlagerte der »nördliche Rhein« seinen Lauf umgehend hierher und entwässerte den Überlinger See neu durch die Rinne von Petershausen nördlich an Konstanz vorbei direkt in den Untersee. Das zugehörige Schmelzwassertal ist noch heute in eindrücklicher Form, aber flusslos erhalten. Aus seiner Höhenlage ist abzuleiten, dass der Spiegel des Überlinger Sees in kürzester Zeit von 420 m auf etwa 412 m absackte und sich auf das damalige Niveau des Untersees ausrichtete.

7 DIE SPÄTEISZEITLICHE GLETSCHERSCHMELZE UND DER BODENSEE-RHEINTALSEE

Vielfach wird angenommen, dass die Gletscher am Ende der Eiszeit kollapsartig rasch abgetaut und rasant in die Alpen zurückgeschmolzen seien. In der Tat verlief das Schwinden der Vorlandgletscher nach dem Konstanz-Stage um 18 000 v.h. schnell, denn um 17 300 v.h. stürzte der Rheingletscher bereits im mittleren Rheintal bei Koblach nahe Götzis. Nach einer kurzen Stabilisierung von wenigen Jahrhunderten (KELLER 1988) zog er sich, nochmals einen kurzen Halt bei Sargans einschaltend (Abb. 18), weiterhin schnell in die inneren Alpentäler Graubündens zurück (JORDI 1986). Die Berechnungen zeigen nun aber, dass der jährliche Eisschwund damals zwar ähnlich rasch wie das Abschmelzen der heutigen Alpengletscher erfolgte, von einem Kollaps jedoch trotz der riesigen Rückzugsdistanzen nicht die Rede sein kann (KELLER & KRAYSS 2005).

In gleichem Mass wie der Rheingletscher zurückschmolz, folgte ihm der Bodensee ins Rheintal hinein, dauernd mit der Eisfront, die im See kalbend Eisberge erzeugte, Kontakt haltend. Schliesslich wich der Rheingletscher sich aufteilend um 16 000 v.h. einerseits ins Vorderrheintal, anderseits ins Hinterrheintal zurück (KELLER & KRAYSS 2005, KELLER 2005), womit das Rheintal bis Reichenau westlich Chur eisfrei wurde. Das Churer Rheintal ist aufgrund von Seismik-Profilen ein tiefes Trogtal, dessen Felsboden etwa auf Meereshöhe anzunehmen ist und das mit mehr als 500 m mächtigen Lockersedimenten verfüllt ist (SCHÄLLI 2012, in Vorbereitung). Daraus kann abgeleitet werden, dass der Bodensee um etwa 16 500 v.h. bis über Chur hinaus gereicht hat (KELLER

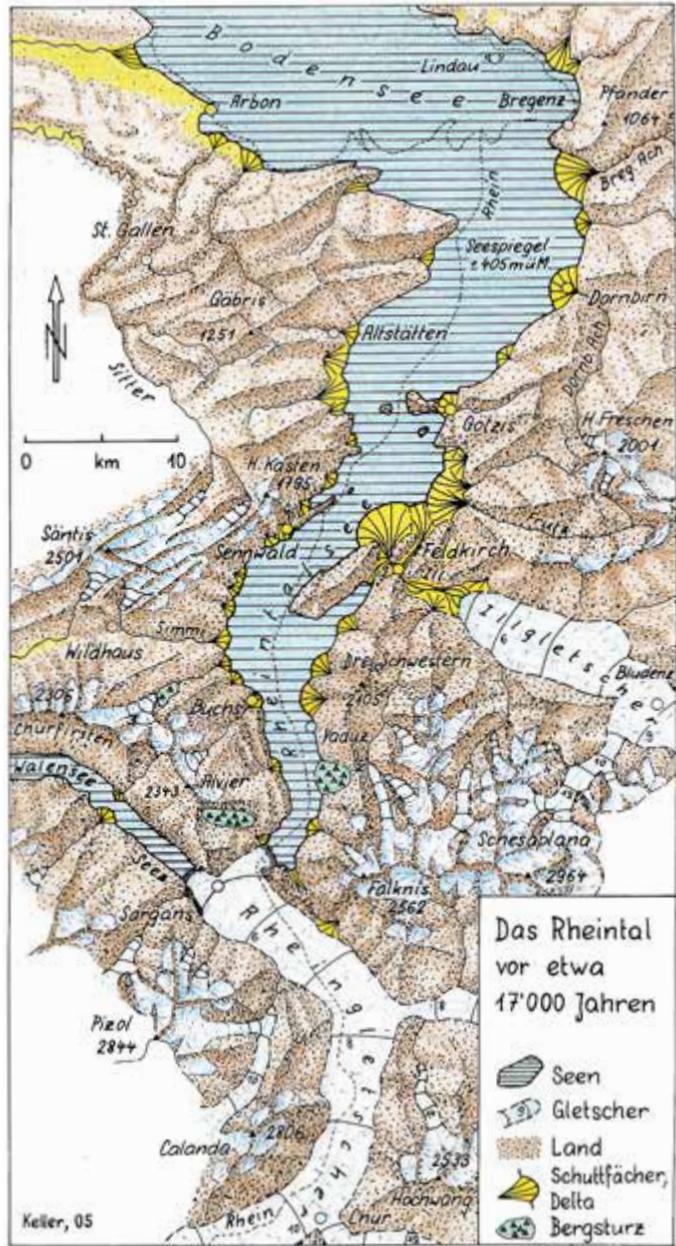


Abb. 18: Beim Rückschmelzen schaltete der Rheingletscher um 17'000 v. h. bei Sargans eine »Verschnaupause« ein. Der Rheintalsee und der Walensee reichten bis an das Zungenende heran. Bei Feldkirch begann die Ill ein Delta in den See vorzutreiben.

2009b). In dieser Zeit erreichte er seine grösste Ausdehnung mit mehr als der doppelten Fläche gegenüber heute (Abb. 19).

Jüngste Kernbohrungen im Raum Sargans-Mels, die in der Tiefe auf Seesedimente stiessen, lassen die Frage aufkommen, ob dieser See sogar via Walensee mit dem Zürichsee in Verbindung gestanden habe. Wenn ja, so wäre ein nahezu dreimal grösserer Bodensee als heute entstanden. In beiden Fällen war dies der gewaltigste aller je existierenden Alpenrandseen (Abb. 19).

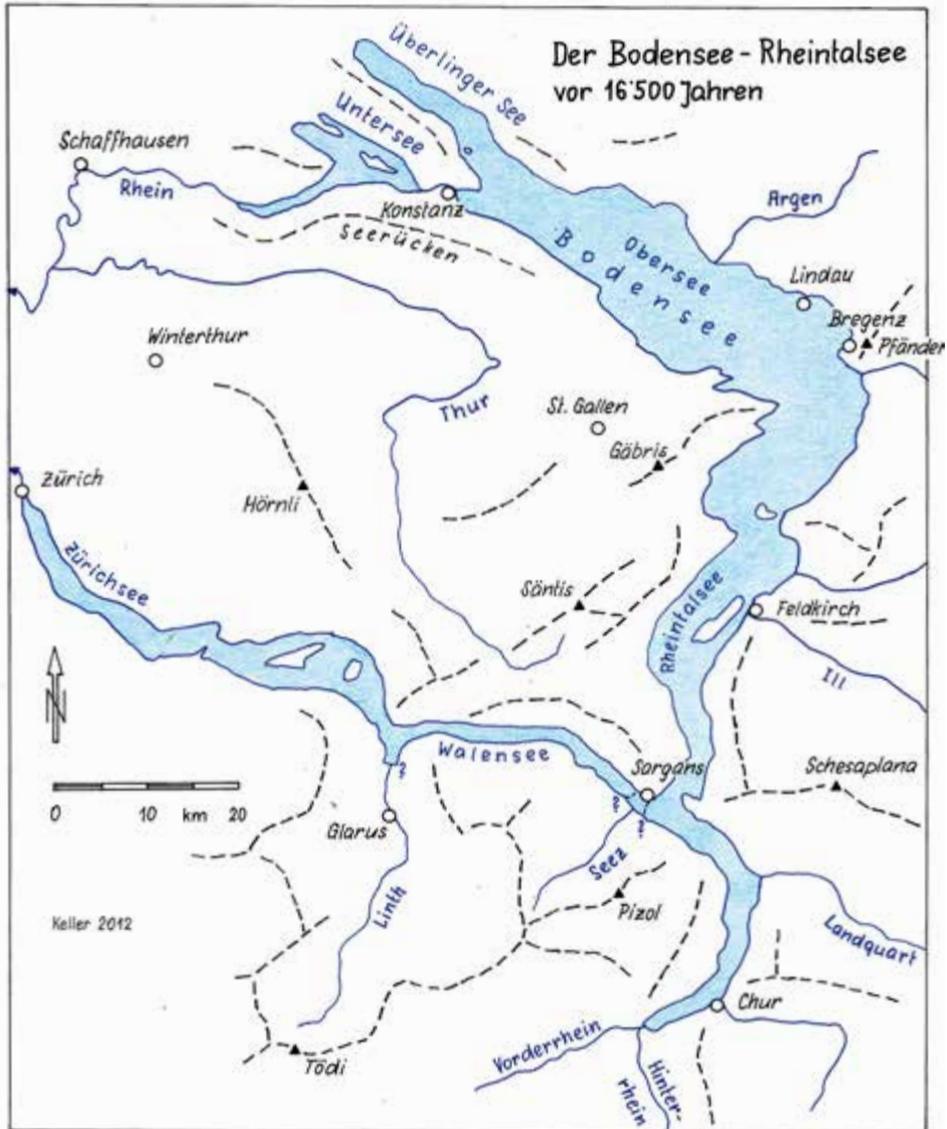


Abb. 19: Um 16 500 Jahre v. h. hatten sich alle Gletscher aus dem Rheintal und dem Walenseetal zurückgezogen. Es bildete sich ein Bodensee-Rheintalsee, der wie ein Fjord weit ins Gebirge hineingriff. Mit einer Gesamtlänge von rund 150 km war dies der grösste See, der je im Alpenraum sich ausbreitete. Unsicher ist, ob dieser See sogar noch mit dem Walensee-Zürichsee zusammenhing.

8 DIE RHEINTALSEEN UND IHR UNTERGANG

Die Lebensdauer des Riesensees war allerdings äusserst kurz. Zurück ins Rheintal ins Gebiet von Feldkirch. Zur gleichen Zeit wie der Rheingletscher nach Sargans zurückwich, schmolz auch der Illgletscher im Walgau rasch ab. Die schuttbeladenen Schmelzwässer von Ill und Frutz (aus dem Latenser Tal) begannen mächtige Schwemmfächer

in den Bodensee-Rheintalsee vorzutreiben (Abb. 18). Bereits um etwa 16 000 v.h. dürfte die Illschüttung die Gegenseite des Rheintals beim Hirschenprung-Oberriet erreicht und so einen Rheintalsee vom Bodensee abgeschnürt haben (Abb. 20). Ein Indiz für die sehr frühe Zweiteilung ergibt sich aus der Tatsache, dass die abschmelzenden Gletscher immense Schuttmengen hinterliessen und zudem noch kaum eine schützende Pflanzendecke den massenhaften Abtransport durch Flüsse und Bäche verhinderte. Erst ab 15 000 v.h. setzte mit dem Bölling-Interstadial zuerst noch zaghaft die nacheiszeitliche Wiederbewaldung im rheinischen Alpenraum ein (KELLER 2010), was die Schuttverfrachtung stark drosselte. Aus Untersuchungen von Bodensee-Sedimenten durch WESSELS (1995) geht hervor, dass ab ca. 16 500 v.h. von Eisbergen transportierte Gerölle (dropstones) ausbleiben. Daraus lässt sich folgern, dass im Rheintalsee treibende Eisberge nicht mehr in den Bodensee gelangen konnten, da der Ill-Schutfächer bereits eine Seeenge geschaffen und etwas später die Seen getrennt hatte.

Inzwischen hatte der Rhein beim Verlassen des Untersees sich vom Niveau 410 m auf etwa 400 m eingetieft, womit der gesamte Bodensee bis ins Rheintal auf dieses Niveau absank.

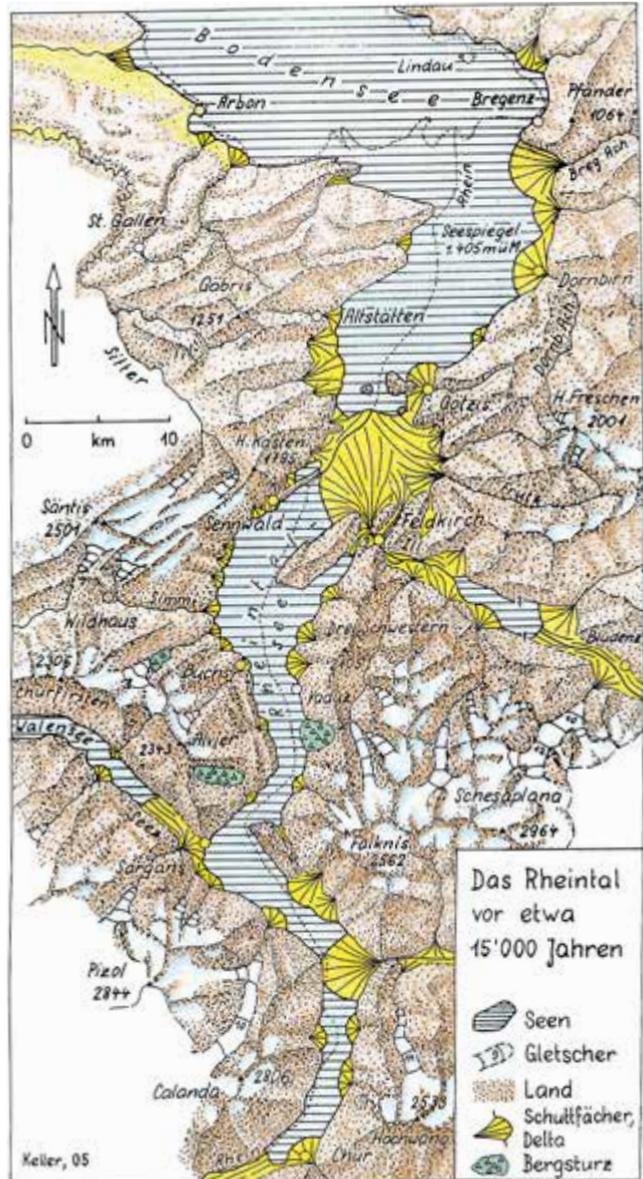


Abb. 20: Vor 15 000 Jahren hatten die Schutfächer der grössten Zuflüsse den riesigen See im Rheintal und Seetzal bereits unterteilt. Damals existierten gleichzeitig vier Seen: Bodensee, Rheintalsee, Churersee und Walensee. Im Walgau wurde der letzte Rest eines Illsees aufgefüllt.



Abb. 21: Thunersee (vorne) und Brienersee sind durch den Schuttflächer der Lutschine bei Interlaken in die zwei Seen unterteilt. Das Bild dient als Vergleich für die einstigen Seeteilungen im Rheintal durch Ill, Landquart und Seez. Foto: Archiv O. Keller

Der Bodensee-Rheintalsee wurde also bereits um 16 000 v.h. zweigeteilt, was prinzipiell als Prozess mit der Trennung von Briener und Thuner See bei Interlaken verglichen werden kann (Abb. 21). Wie beim Briener See hatte die Teilung einen Hochstau des Rheintalsees zur Folge. Aus zahlreichen Bohrungen, in denen die Grenze zwischen Deltaschichten und überlagernden horizontalen Fluss-Ablagerungen des Rheins erkennbar ist (EBERLE 1987), muss der Spiegel des Rheintalsees auf 420 m gelegen haben (KELLER 1990, 2005). Da dieses Niveau auch im Seeztal vorhanden ist, kann angenommen werden, dass der Rheintalsee via Sargans mit dem Walensee zusammenhing, der seinerseits durch die Linth-Aufschüttungen vom Zürichsee abgetrennt worden war. Wie ein datierter Holzfund in rund 40 m Tiefe des Seez-Schuttkegels bei Mels belegt (MÜLLER 1995), wurde dieser Rheintal-Walensee aber bereits vor etwa 15 000 Jahren wieder unterteilt.

Im Churer Rheintal liegt der Übergang zwischen Deltaschichten und Flussakkumulationen auf 440 m, was bedeutet, dass die Landquart vor etwa 15 500 Jahren das wiederholt hat, was wenig vorher die Ill vollbracht hat, indem sie einen Churer See vom Rheintalsee abschnitt. So existierten schliesslich um 15 000 Jahre v.h. im Rheintal-Seezgebiet zu gleicher Zeit vier Seen: der Churer See, der Rheintalsee, der Walensee und der Bodensee (Abb. 20).

Der Churer See wurde zuerst und rasch verfüllt, was schätzungsweise um 14 500 v.h. eintrat. Dann folgte die Zuschüttung des Rheintalsees, der um 12 000 v.h. nur noch bis Buchs reichte (Abb. 22), was aufgrund der Aufschüttungsgeschwindigkeit und ^{14}C -Daten berechnet wurde (KELLER 1990). In einer Bohrung bei Ragaz waren nämlich in

26 m Tiefe unter Rheinkiesen Hölzer gefunden worden, die auf rund 12 000 Kalenderjahre vor heute datiert worden sind (HANTKE 1980). Von Buchs aus ging der Vorschub der Zuschüttung langsamer voran, da das Seebecken von Buchs bis Rüthi (Seeende) tiefer und doppelt so breit war, als der südliche bereits verfüllte Teil. Zudem verringerte ab etwa 12 000 v.h. dichtere Waldvegetation die Schutzzufuhr deutlich. Daraus darf geschlossen werden, dass um 7 000–8 000 v.h. der Rheintalsee endgültig verschwand. Abgesichert wird diese Extrapolation durch das Katastrophenereignis des Bergsturzes von Salez-Sennwald, der in den letzten Rest des Rheintalsees niederfuhr. Die Sturzmassen liegen am Talrand auf Seesedimenten, in der Rheintalmitte aber bereits auf Kiesen des Rheindeltas (KELLER 1990, KOBEL 1990). Aufgrund einer Pollenanalyse in einem kleinen Moor zwischen den Bergsturzhängeln (KELLER P. 1929) muss der Sturz einiges älter sein als die frühe Tannenzeit vor 6 000–7 000 Jahren. Im Weiteren finden sich ab weniger als 8 000 Jahre v.h. in den Bodensee-Sedimenten erstmals solche, die aus dem alpinen Rheingebiet stammen (Wessels 1995). Dies bestätigt den Zeitpunkt des Verschwindens des Rheintalsees, indem jetzt der Rhein seine Fracht direkt im Bodensee absetzen konnte.

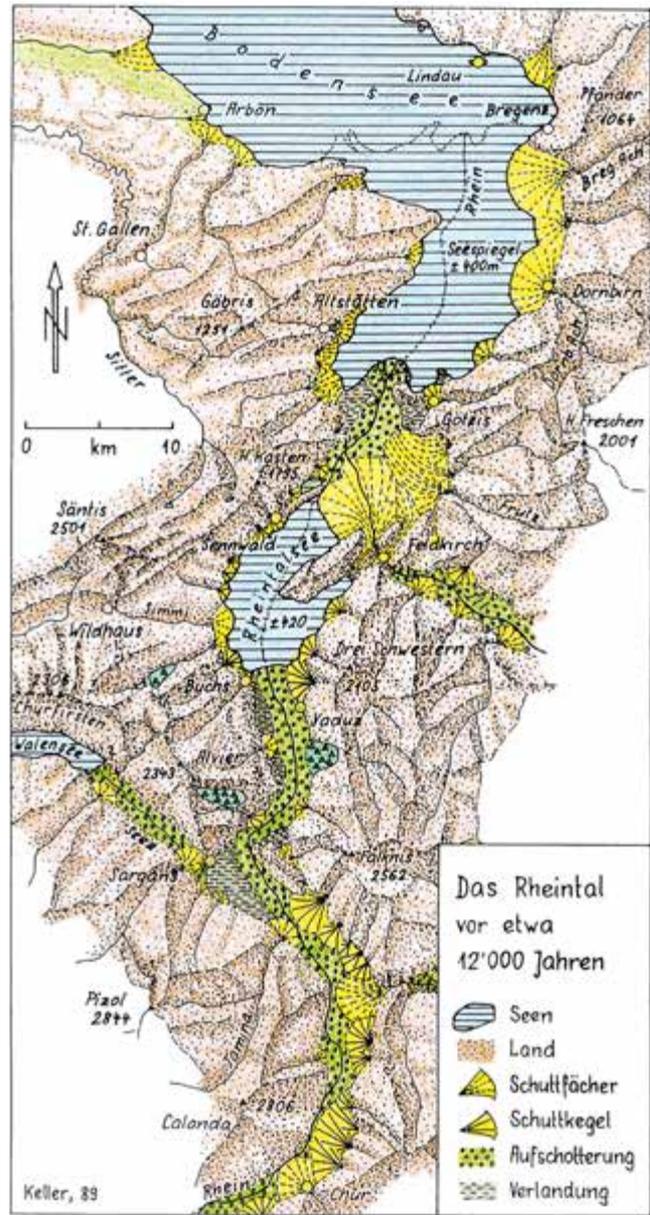


Abb. 22: Aufgrund verschiedener Indizien war der Rheintalsee vor 12 000 Jahren bereits durch den Rhein bis Buchs verfüllt. Gestaut wurde er durch den mächtigen Schuttfächer der III, die zusammen mit der Frutz im mittleren Rheintal ihr Delta im Bodensee bis Kriessern zwischen Altstätten und Götzis vorgetrieben hatten.

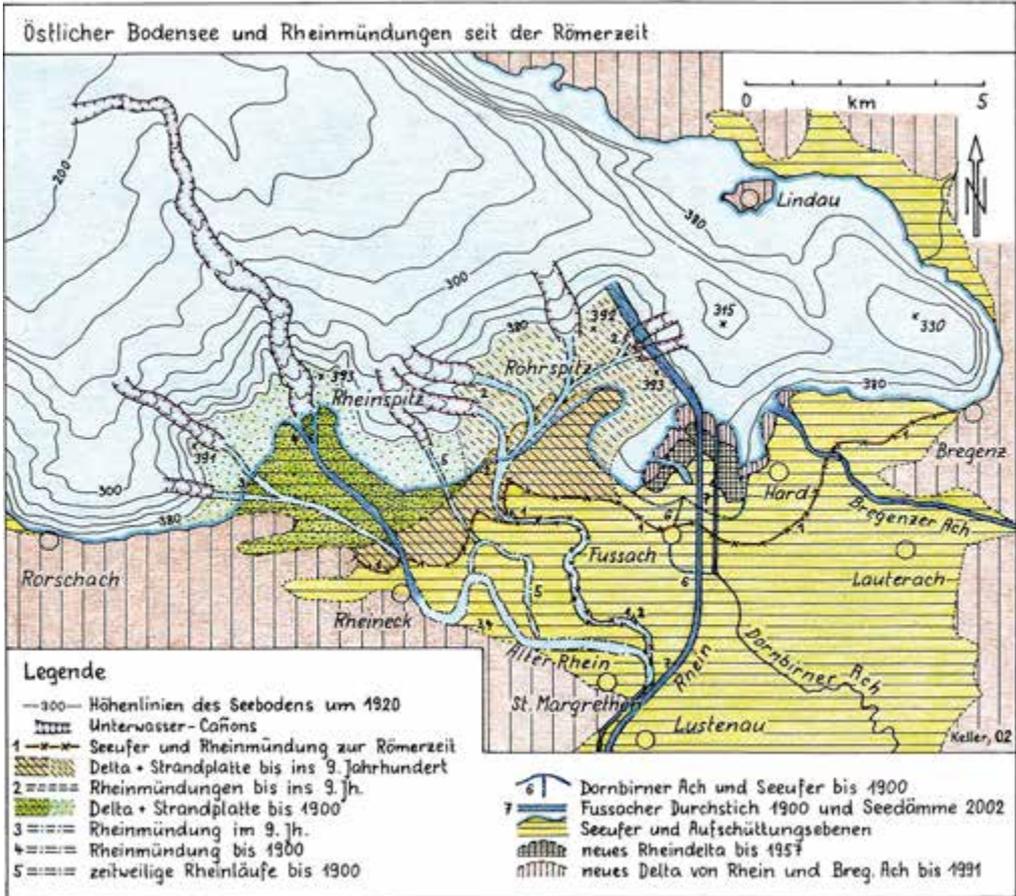


Abb. 23: Das jüngere Rheindelta weist eine vielfältige Entwicklung auf. In der Römerzeit vor 2000 Jahren verlief das Seeufer von Rheineck über Fussach nach Bregenz. Bis ins 9. Jahrhundert schüttete der Rhein das Rohrspitz-Delta auf, danach dasjenige des Rheinspitz. Ab 1900, mit dem künstlichen Durchstich von Fussach, begann die Auffüllung der Harder Bucht. Durch die Dammvorbauten geleitet wird heute der viel Schutt führende Rhein direkt zum tiefen Seebecken geleitet.

Im unteren Rheintal arbeiteten ab dem Eisfreierwerden vor rund 17 000 Jahren vorerst einmal Ill und Frutz, aber auch Dornbirner und Bregenzer Ach an der Verfüllung des Bodensees. Aus etlichen ^{14}C -Datierungen (Eberle 1987) ergibt sich, dass das Ill-Frutz-Delta um 12 000 v.h. sich bis Kiessern vorgeschoben hatte (Abb. 22). Nach 8000 v.h. kam nach dem Verschwinden des Rheintalsees auch der Rhein als Schuttlieferant dazu, weshalb jetzt die Auffüllung rascher voranschritt. Um etwa 4000 v.h. hatte sich das Rheindelta bis in die Gegend von Lustenau vorgeschoben.

Zur Römerzeit vor 2000 Jahren verlief die Bodenseeküste von Rheineck (Ad Rhenum) über Fussach nach Bregenz (Brigantium), was Siedlungsnamen, Strassenreste und Münzenfunde belegen (Abb. 23). Nach der Römerzeit baute der Rhein sein Delta bis ins 9. Jahrhundert im Rohrspitz auf, worauf er seinen Lauf weiter nach Westen verlegte und hier das Altenrhein-Delta vortrieb. Im 19. Jahrhundert griff der Mensch tiefgreifend ein, indem er durch Abkürzen der Flussläufe die Gefahr von Überschwem-



Abb. 24: Im Vordergrund breitet sich die Aufschüttungsebene mit dem Rohrspitz aus. Links neben diesem ist der See nur wenige Meter tief. Hier wurde das Delta durch die Wellenbrandung zerstört, der letzte Rest ist der Rohrspitz. Wegen der untiefen Strandplatte mussten die Rheindämme (Bildmitte) weit über den Rohrspitz hinaus vorgestreckt werden. Foto: O. Keller

mungen, die immer zahlreicher sich ereigneten, zu bannen versuchte. Mit dem Fussacher Durchstich wurde der Rhein um 1900 direkt in den See geleitet. Als man erkannte, dass die untiefe Fussacher Bucht in Kürze verfüllt sein würde, wurden in den letzten Jahrzehnten Dämme über die Strandplatte des Rohrspitzes hinaus vorgebaut. Die Materialfracht des Rheins gelangt so in das tiefe Hauptbecken des Bodensees, wo die Auffüllung noch lange ohne erkennbare Auswirkungen auf die Uferzone erfolgen kann (Abb. 24).

9 DIE ZUKUNFT DES BODENSEES

9.1 SZENARIEN ZUM ABSEHBAREN ENDE DES BODENSEE-OBERSEE

Wohl jedermann ist sich bewusst, dass der Bodensee unaufhörlich kleiner wird. So stellt sich die Frage nach der Lebenszeit, die er noch vor sich hat. Dazu einige einfache Szenarien.

Vorstehend wurde dargelegt, dass der Bodensee-Rheintalsee vor rund 16 000 Jahren mehr als die doppelte Fläche aufwies als heute. Wird nur der Obersee bis Konstanz in Betracht gezogen, so war der Rheintalsee bis Chur 1,5 mal so gross wie der Bodensee-



Abb. 25: Konstanz zwischen dem Obersee (vorne) und dem Untersee liegt auf den Aufschüttungen des Rheingletschers im Konstanz-Stadial vor 18 000 Jahren. Sie sind die Ursache der Zweiteilung des Bodensees. – Von den heutigen Mündungen her füllen der Rhein und die Nebenflüsse den Bodensee langsam zu. So fragt es sich, wann die Auffüllung des Obersees Konstanz erreicht. Dies dürfte gemäss Modellrechnungen erst in etwa 40 000 Jahren eintreten. Foto: Archäologie TG

Obersee. Nun liegt es auf der Hand zu folgern, dass der Obersee in rund 10 000 Jahren bis Konstanz verfüllt und damit verschwunden sein wird (Abb. 25).

Ein anderes einfaches Szenarium: Seit 1900 schüttete der umgelenkte Rhein zwischen Fussach und Höchst ein neues Delta in den See. Messungen seines Wachstums zwischen 1920 und 1957 ergaben einen Vorschub der Mündung von 0,6 km, was im Jahr 16 m ausmacht. Diesen Vortrieb als Grundlage nehmend, wäre bei gleich schnellem Längenwachstum die Mündung in 300 Jahren drüben in Lindau. In dieser Weise hätte die Aufschüttung in nur 2500 Jahren Konstanz erreicht. Bereits ums Jahr 4500 n. Chr. wäre damit der Obersee verfüllt und ausgelöscht.

Ein drittes Szenarium: Hier führt der Weg über eine Berechnung mit Hilfe des Eintrags von Lockermaterial (Abb. 26). Der Rhein und die übrigen Zuflüsse des Bodensees brachten in den vergangenen Jahrzehnten $3,6 \cdot 10^6$ m³/Jahr Feststoffe in den See. Infolge weiter fortschreitender Schutzbauten dürfte sich die Materialzufuhr auf rund $3 \cdot 10^6$ m³/Jahr Feststoffe reduzieren. Der Bodensee-Obersee hat ein Volumen von 41,5 km³. Um den See bis Konstanz zum Verschwinden zu bringen, muss der Wasserinhalt durch das Lockermaterial der Lieferanten ersetzt werden, was zur Rechnung führt: »Volumen : jährliche Zufuhr = Anzahl Jahre«. Demzufolge würde die Verfüllung $41,5 \text{ km}^3 : 3 \cdot 10^6 \text{ m}^3 = 13\,800$ Jahre dauern. Nach dieser Rechnung wäre das Ende des

Obersees nach rund 14 000 Jahren zu erwarten.

Welches Datum des Verschwindens stimmt jetzt, 2500 Jahre, 10 000 Jahre oder 14 000 Jahre? Die Resultate sind derart verschieden, dass Fehlschlüsse oder Unterlassungen vorliegen dürften. Bei allen drei Überlegungen und Rechnereien sind wichtige geologische Prozesse nicht oder nicht angemessen berücksichtigt worden.

9.2 EIN NEUER ANSATZ ZUR LEBENSDAUER DES BODENSEES

Das zweite der vorherigen Szenarien zum Ende des Bodensees nach nur 2500 Jahren ist ein Trugschluss. Es wurde nämlich nicht beachtet, dass ein Delta nicht linear nach vorne wächst, sondern flächig (quadratisch) auch in die Breite. Was vorne angelandet wird, muss auch seitlich angeschüttet werden, was heisst, dass bei gleich bleibender Vorschubstrecke die Deltafläche um ein Mehrfaches wachsen muss. Um das Tempo des Vormarsches konstant halten zu können, müsste jährlich immer mehr Material bei exponentieller Zunahme angeliefert werden, was in diesem Fall nicht denkbar ist. Zudem erfolgte die Deltabildung von 1920 bis 1957 in der nur wenige Meter tiefen Fussacher Bucht, die viel schneller bis auf Seespiegelhöhe verfüllt ist als die immerhin 70 m tiefe Bregenzer Bucht oder gar das 250 m tiefe Hauptbecken. Folgerung: 2500 Jahre sind für die Seeverlandung eine gewaltig zu kurze Zeitspanne.

Die erste Überlegung ergab für die Auffüllung des Bodensee-Obersees rund 10 000 Jahre, was aus den Zahlenwerten im Kapitel »Rheintalseen« hergeleitet wurde. In diesem Fall wurde nicht einbezogen, dass die hauptsächliche Verfüllung der Seen direkt im Vorfeld der abschmelzenden Gletscher vonstatten ging, die Unmengen an Moränenschutt hinterliessen. Ausserdem wurde nicht beachtet, dass in der damaligen Späteiszeit keine



Abb. 26: Eingeengt durch weit in den Bodensee vorgebaute Dämme führt der Rhein dem Bodensee jährlich rund 3 Millionen m³ Kies und Sand sowie eine bedeutende Menge Flusstrübe zu (Bild), was im Laufe riesiger Zeiträume den See gänzlich zum Verschwinden bringen wird. Foto: N. Wächter

oder höchstens eine geringe vor Abtrag schützende Pflanzendecke vorhanden war. Wie Datierungen an Holzfunden aus Bohrkernen belegen, befand sich die Deltaspitze von Ill und Frutz vor 10 000 Jahren bei Kriessern im mittleren Rheintal. 10 000 Jahre waren also nötig, um das von Bregenzer Ach und Dornbirner Ach bereits teilweise zugeschüttete untere Rheintal dem See zu entreissen. Folgerung: Selbst 10 000 Jahre sind eine viel zu kurz bemessene Verfüllungszeit.

Im dritten Szenarium stecken grosse Unterlassungsünden.

Die erste Unterlassung betrifft den Rhein als Fliessgewässer gegenüber dem See als stehendes Gewässer. Wenn der See von Bregenz bis Konstanz zur Aufschüttungsebene werden soll, so muss der Rhein bis Konstanz fließen, um Material transportieren und ablagern zu können. Das ist nur möglich, wenn der Rhein bei der heutigen Mündung in den See wenigstens 50 m höher zu liegen kommt als heute. Das heisst, er muss von Konstanz zurück bis Bregenz eine schiefe Ebene aufbauen (Abb. 27). Diese wird ohne Zweifel seitwärts weit über das heutige Seeufer hinaus auch ausgedehnte Areale des Küstenlandes überdecken. All dies benötigt bereits mindestens das doppelte Schuttvolumen als das Seebecken allein.

Die zweite Unterlassung betrifft das Rheintal und seine grossen Nebentäler. Wenn sich die Aufschüttungsebene bei Bregenz bis 70 m über dem Seeniveau ausbreiten muss, dann muss das ganze Rheintal höher zu liegen kommen. Die Konstruktion (Abb. 27)

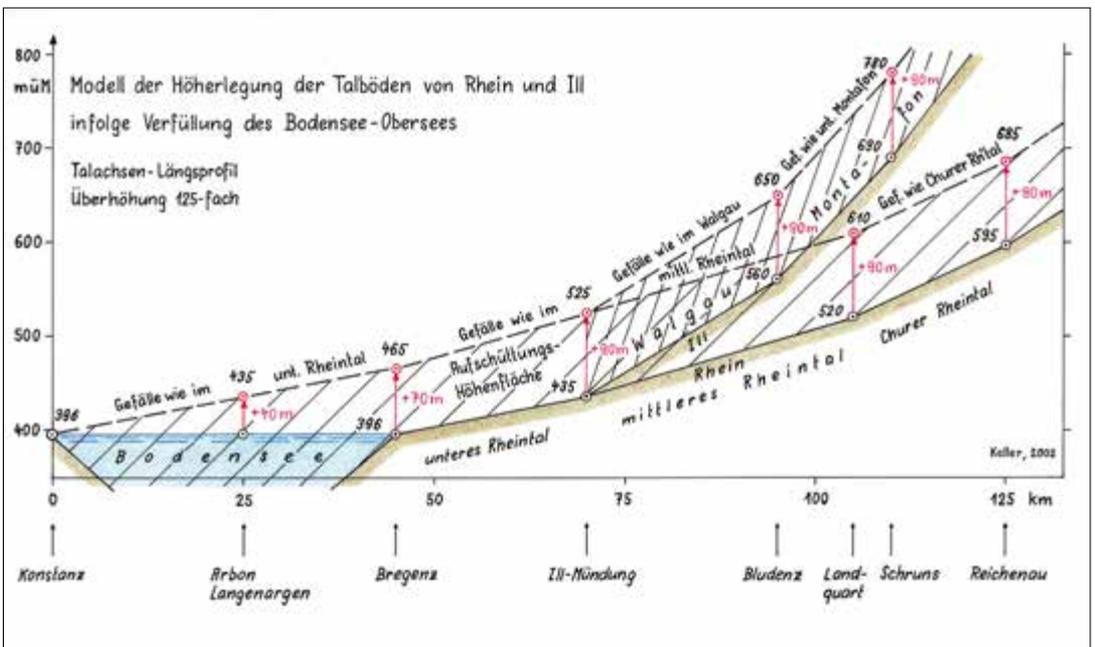


Abb. 27: Der Rhein und die Nebenflüsse füllen unaufhaltsam das Bodenseebecken mit Geröll, Sand und Feinmaterial auf. Dabei muss der Rhein, damit er fließen kann, bedeutend mehr als das eigentliche Seebecken aufschütten. Um den ganzen Obersee bis Konstanz eindecken zu können, muss er eine schiefe Ebene aufbauen, die das gesamte Rheintal und die unteren Nebentäler um 70 bis 90 m erhöhen wird.

basiert auf den Gefällsverhältnissen, die auch heute im natürlich gewachsenen Rheintal festzustellen sind, wobei alles von Bregenz nach Konstanz vorgeschoben wurde. Diese Aufschüttung zieht das Rheintal hinauf und wirkt sich bis Thusis aus, aber logischerweise auch bis ins Montafon hinein. Weitere Seitentäler, die flach ins Haupttal einmünden, werden ebenfalls durch Aufschüttung höher gelegt, wie Prättigau, Klostertal, unterstes Tal der Bregenzer Ach. Alles aufsummiert ergibt sich, dass das Aufschüttungsvolumen im Rheintalraum ein Mehrfaches der reinen Seeverfüllung ausmacht. Ausgehend von den 14 000 Jahren der Seeverfüllung ist daher mit einer etwa 3-fachen Dauer zu rechnen, bis der Obersee in der Konstanzer Bucht verschwindet und der Alpenrhein direkt in den Seerhein übergeht. Es werden deshalb bis zum »Verlöschen« des Bodensee-Obersees mindestens 40 000 Jahre verstreichen.

9.3 UNTERSEE UND ÜBERLINGER SEE – ZWEI SEHR VERSCHIEDENE SCHICKSALE

Beim Ausscheiden des Obersees als stehendes Gewässer nach rund 40 000 Jahren werden Untersee und Überlinger See noch immer existieren. Zwar wird der in weiten Teilen untefe Untersee durch die lokalen Bäche zu einem grösseren Teil verfüllt sein, aber die letzten Seereste bis Stein am Rhein werden dem Rhein vorbehalten bleiben. Sei-



Abb. 28: Entlang dem grossenteils wenig tiefen Untersee zeigen die zahlreichen Deltas der zufließenden Bäche, dass der See langsam, aber unaufhaltsam kleiner wird. Aber erst, wenn der Obersee verfüllt sein wird, beginnt die endgültige Zuschüttung durch den Rhein. So dürfte der Untersee erst in 50–60 000 Jahren völlig verschwinden. Foto: Archäologie TG

ne Auflandungsarbeit muss auch wieder, was nicht vergessen werden darf, Auswirkungen bis weit ins Rheintal zurück haben. Bis zur Endverfüllung des Untersees bis Stein am Rhein sind nochmals weitere 10 000 bis sogar 20 000 Jahre zu veranschlagen (Abb. 28).

Und was steht nach den 40 000 Jahren der Zuschüttung des Obersees dem Überlinger See bevor? Weil er noch heute mit 150 m sehr tief ist, wird er die lokale Materialzufuhr seiner Bäche über diese Zeit hinaus gut verkraften. Der Rhein, der dann über den verfüllten Obersee hinweg zum Untersee gerichtet ist, wird wenig zur Verfüllung beitragen. Im Gegenteil, der Überlinger See wird noch hoch gestaut, da der Rhein ja auch über dem Untersee eine schiefe Ebene aufbauen muss. Der verfüllte Untersee bedingt bei Konstanz schätzungsweise ein Niveau der Rheinebene von 420–430 m ü.M. So dürfte der Überlinger See 70 000 Jahre überstehen und, wer weiss, beim Aufstauen vielleicht von Neuem die Stahringer Rinne (vergleiche Kap. zum Überlinger See) als Abfluss benutzen wie damals vor 19 000 Jahren.

10 SCHLUSSGEDANKEN – ZWEI ZUKUNFTSVISIONEN

Das dargelegte, dem Bodensee bevorstehende Ende ist trotz Einbezug geologischer Mechanismen nur eine rechnerische Extrapolation. Sie könnte sich annähernd bewahrheiten, sofern die zugrunde gelegten landschaftsformenden Prozess weiterhin und in gleicher Intensität anhalten. Gerade dies ist jedoch in höchstem Mass fraglich. Verschiedene, alles Bisherige vollständig umwerfende Veränderungen sind denkbar. Zwei einander diametral gegenüberstehende Visionen sollen deshalb noch kurz angesprochen werden.

10.1 PERIODIZITÄT DER EISZEITEN

Die Erforschung des Eiszeitalters hat seit Mitte 20. Jahrhundert gewaltige Fortschritte gemacht. Insbesondere konnte immer klarer herausgearbeitet werden, dass innerhalb der letzten gut 2 Mio. Jahre Eiszeiten in grösserer Zahl als bisher angenommen vorgekommen sind. Sie traten auffällig periodisch und mit ähnlichen Klimaausschlägen auf. Der Rhythmus liegt bei den jüngeren Eiszeiten bei rund 100 000 Jahren, wobei darin die Warmzeiten jeweils nur etwa 10 000 Jahre ausmachen. Der Übergang von einer Warmzeit in die nächst folgende Eiszeit ist schleichend, dauert es doch, unterbrochen von ersten Kaltphasen, um die 80 000 Jahre bis zum glazialen Kälte-Maximum. Anschliessend führt eine rasche Erwärmungszeit zum nächsten Interglazial.

Von diesen Erkenntnissen ausgehend kann angenommen werden, dass die gegenwärtige Warmzeit auch ein Interglazial ist, das bereits mehr als 10 000 Jahre andauert. Ab »jetzt« müsste daher der Übergang zur nächsten Eiszeit fast unmerklich einsetzen (Abb. 29). In etwa 40 000 Jahren würden mit den ersten hochglazialen Käl-

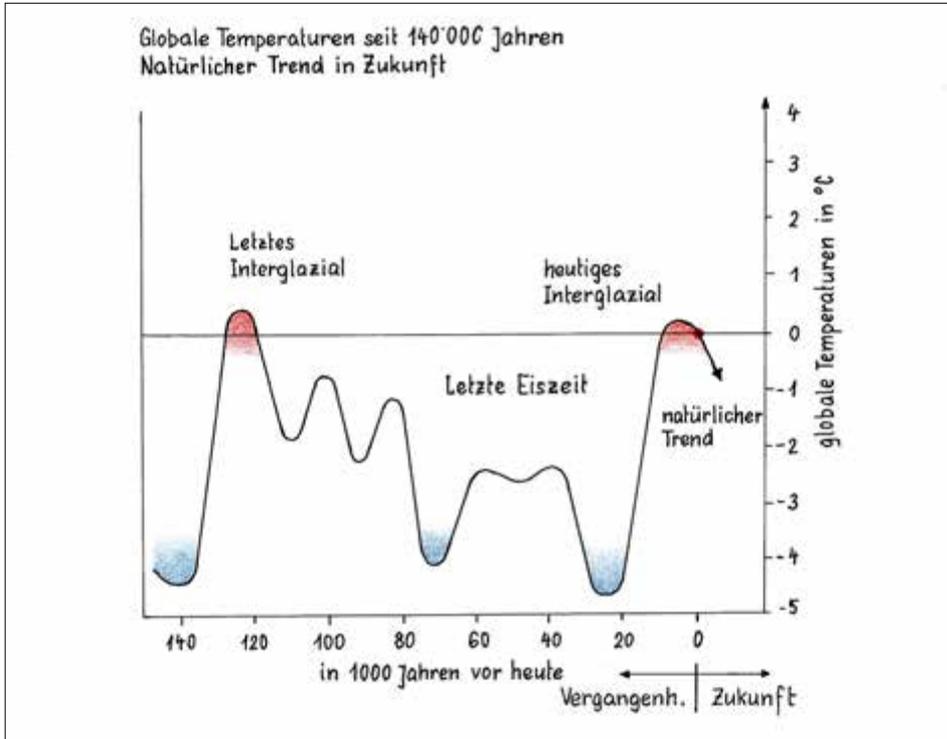


Abb. 29: Gemäss dem Temperaturverlauf der letzten Eiszeit ist anzunehmen, dass das heutige Interglazial langsam zu Ende geht und das Klima auf die nächste Eiszeit zustrebt. Ihre Gletscher würden den Bodensee lange vor der endgültigen Verfüllung wiederum unter Eis begraben.

teperioden die Gletscher aus den Alpen heraus bis ins Mittelland vorstossen. Der Rheingletscher würde dann den Bodensee, den Untersee und den Überlinger See unter einem gewaltigen Eispanzer begraben, noch kurz bevor der Obersee völlig verlandet ist.

10.2 ANTHROPOGEN AUSGELÖSTE KLIMAÄNDERUNG

Im gesamten Verlauf der Erdgeschichte haben Lebewesen und Klima sich stets gegenseitig beeinflusst. Tiefgreifende Umstellungen sind nach bisherigen Erkenntnissen immer von abrupten Klimaänderungen ausgelöst worden, welche in der Biosphäre zu Auslöschphänomenen und zu Neuorientierungen geführt haben. Noch nie aber ging umgekehrt von Lebewesen eine so starke Einflussnahme auf Atmosphäre, Land und Ozeane aus, dass dadurch geologisch »plötzlich« unabsehbare Prozesse in Gang gesetzt worden wären.

Gerade dies auszulösen, scheint der Mensch in jüngster Zeit im Begriff zu sein. Er könnte die Umwelt durch seine Beeinflussung aus dem sehr labilen Gleichgewicht werfen. Anzeichen dafür meint man allenthalben feststellen zu können. Bis Ende 21. Jahrhundert wird eine weltweite Temperaturzunahme um 4°C prognostiziert, was ein

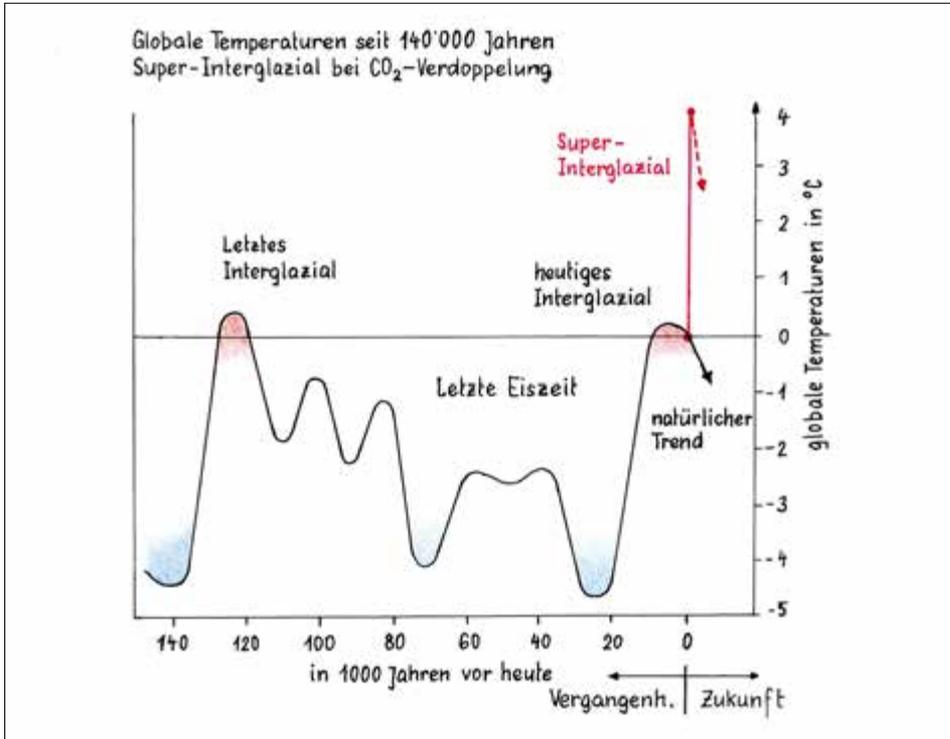


Abb. 30: Wenn für das laufende 21. Jahrhundert die Klimaerwärmung aufgrund der Modellrechnungen anhält, so ist bis 2100 eine um 4° C erhöhte Temperatur, ein Super-Interglazial, zu erwarten. Damit würde es keine nächste Eiszeit mehr geben und der gesamte Bodensee würde durch den Materialeintrag der Zuflüsse schliesslich vollständig verfüllt.

»Super-Interglazial« zur Folge haben könnte, welches eine nächste Eiszeit verhindern würde (Abb. 30). Für den Bodensee und sein Umfeld wäre dies von höchster Bedeutung, denn damit würde der Bodensee doch dem Verfüllungstod zugeführt. Im Weiteren könnten Klimaänderung, Schadstoffbelastung der Atmosphäre und der Böden die Vegetation und im Besonderen die Wälder im Gebirge so stark in Mitleidenschaft ziehen, dass ihre Schutzfunktion gegenüber Erosion weitgehend verloren ginge. Hochwasser-Katastrophen und gewaltige zu Tal beförderte Schuttmassen würden dann den Bodensee tatsächlich schon nach 10.000–20.000 Jahren auslöschen.

Dies sind Visionen. Sie könnten eintreten. Aber das zukünftige Geschehen kann auch völlig anders verlaufen. Wie auch immer – die Erde ist äusserst dynamisch und so werden stets geologische Prozesse wirksam sein, welche die Landschaft umgestalten und den Lebenslauf des Bodensees irgendwie und irgendwann einmal abschliessen (Abb. 31).



Abb. 31: Im menschlichen Zeitmass wird der Bodensee für die kommenden Generationen weiterhin das Wahrzeichen im nördlichen Alpenvorland sein. Er wird weiterhin die ihn aufsuchenden Menschen durch seine naturgegebene Schönheit und seine (hoffentlich erhaltenen) naturnahen Landschaftsabschnitte erfreuen. Foto: O. Keller

ZITIERTE LITERATUR

- EBERLE, M. (1987): Zur Lockergesteinsfüllung des St. Galler und des Liechtensteiner Rheintals. *Eclogae geologicae Helvetiae* 80/1: 193–206; Basel.
- HANTKE, R. (1980): Eiszeitalter, Band 2: 703 S.; Ott, Thun.
- JORDI, U. (1986): Glazialmorphologische und gletschergeschichtliche Untersuchungen im Taminatal und im Rheintalabschnitt zwischen Flims und Feldkirch. *Geographica Bernensis* G. 27, Bern.
- KELLER, O. (1988): Ältere spätwürmzeitliche Gletschervorstösse und Zerfall des Eisstromnetzes in den nördlichen Rheinalpen (Weissbad/Bühl-Stadium). *Physische Geographie* 27A: 241 S. und 27B: 291 S., Zürich.
- (1989): Geologie und Landschaftsgeschichte der Werdenberger Alpen. *Werdenberger Jahrbuch*: 27–32; Buchs SG.
 - (1990): Die geologische Entwicklung des Alpenrheintals. *Werdenberger Jahrbuch*: 12–19; Buchs SG.
 - (1994): Entstehung und Entwicklung des Bodensees – ein geologischer Lebenslauf. In: MAURER, H. (Hrsg.): *Umweltwandel am Bodensee*: 33–92; UVK, St. Gallen.
 - (1995): *Kleine Geologie und Landschaftsgeschichte Vorarlbergs*: 35 S.; Vigi-Druck, Dornbirn.
 - (2005): Letzte Eiszeit und Landschaftsformung am Hochrhein und am Alpenrhein. In: *Der Rhein – Lebensader einer Region*. *Neujahrsblatt der Natf. Ges. in Zürich*: 54–74, Zürich.
 - (2009a): Als der Alpenrhein sich von der Donau zum Oberrhein wandte. *Schrr VG Bodensee* 127: 193–208; Friedrichshafen.
 - (2009b): Geologische Geschichte des Alpenrheintals. In: BROGGI, M.F. (Hrsg.): *Natur und Landschaft im Alpenrheintal*. *Liechtenstein Politische Schriften* 45: 9–50; Liechtensteinische Akademische Ges., Schaan.
 - (2010): *Gewässer der Nordostschweiz – ihre Natur und Ihr Umfeld*. *Swissregiobank*: 64 S.; Gossau SG.
 - (2012): *Die Eiszeiten*. *Aktuell* 3/2012: 36 S., Lehrmittelzentrale Kanton St. Gallen, Rorschach.

- KELLER, O. & KRAYSS, E. (1988): Eisrandkomplexe im nördlichen Bodenseeraum. Führer zur Quartärexkursion der Universitäten Stuttgart-Hohenheim und Zürich-Irchel; Zürich.
- (1991): Geologie und Landschaftsgeschichte des voralpinen Appenzellerlandes. Das Land Appenzell 21/22: 115 S.; Herisau.
- (1993): The Rhine-Linth-Glacier in the Upper Würm: A model of the last alpine Glaciation. Quaternary International 18: 15–27; INQUA/Pergamon Press Ltd., Oxford, New York.
- (1994): Die Bodensee-Vorlandvereisung des Rheingletschers im Konstanz-Stadium der letzten Eiszeit. Berichte St. Gall. Natw. Ges. 87: 31–40; St. Gallen.
- (2005): Der Rhein-Linth-Gletscher im letzten Hochglazial. Vierteljahresschrift Natf. Ges. in Zürich 150 (1–2): 19–32 und (3–4): 69–85; Zürich.
- KELLER, P. (1929): Pollenanalytische Untersuchungen an Schweizer Mooren und ihre florensgeschichtliche Deutung. Jahrbuch St. Gall. Natw. Ges. 64; St. Gallen.
- KRAYSS, E. & KELLER, O. (1996): Hydrographie des Bodenseeraums während der letzten Vorlandvereisung. Schr. des Vereins für Gesch. des Bodensees und seiner Umgebung 114: 111–123; Friedrichshafen.
- KOBEL, M. (1990): Die hydrologischen Verhältnisse in der Talebene des Werdenbergs. Werdenberger Jahrbuch; Buchs SG.
- MÜLLER, B.U. (1995): Das Walensee-/Seeztal – eine Typusregion alpiner Talgenese. Diss. Geol. Inst. Univ. Bern: 227 S.; Bern.
- OBERHAUSER, R. (1998): Geologisch-tektonische Übersichtskarte von Vorarlberg 1:200 000 mit Erläuterungen: 42 S.; Geologische Bundesanstalt Wien.
- PENCK, A. & BRÜCKNER, E. (1909): Die Alpen im Eiszeitalter. 3 Bände: 1999 S. Tauchnitz, Leipzig.
- SCHREINER, A. (1975): Zur Frage der tektonischen oder glazigen-fluviatilen Entstehung des Bodensees. Jber. Mitt. Oberrhein. Geol. Verein, N.F. 57: 61–75; Stuttgart.
- (2000): Über die Entstehung des Bodenseebeckens (SW-Deutschland). Zool. Geol. Paläontol. Teil 1/3–4: 495–466; Stuttgart.
- SCHREINER, A., OBERHAUSER, R., OTT, G. & ZITZMANN, A. (1991): Geologische Übersichtskarte 1:200 000, Blatt CC 8718 Konstanz. Bundesanstalt für Geowissenschaften und Rohstoffe; Hannover.
- WAGNER, G. (1962): Zur Geschichte des Bodensees. Jahrbuch des Ver. zum Schutz der Alpenpflanzen und -tiere, Bd. 27; München.
- WESSELS, M. (1995): Bodensee-Sedimente als Abbild von Umweltveränderungen im Spät- und Postglazial. Göttinger Arbeiten zur Geologie und Paläontologie 66: 109 S.; Göttingen.
- WILDI, W. (1984): Isohypsen-Karte der quartären Felstäler in der Nord- und Ostschweiz mit Erläuterungen. Eclogae geologicae Helvetiae 77/3; Basel.

Anschrift des Verfassers:

Priv.-Doz. Dr. Oskar Keller, Falzigenweg 1. 22, CH-9450 Lüchingen

o.keller@paus.ch

BUCHBESPRECHUNGEN

Vita sancti Galli vetustissima. Die älteste Lebensbeschreibung des heiligen Gallus. Lateinisch/Deutsch. Hg. von der Stiftsbibliothek St. Gallen, 63 Seiten, Verlag am Klosterhof, St. Gallen 2012, sFr 38,-

Der Bodensee-Geschichtsverein hat den kompletten 130. Band der Vereinsschriften im Jahr 2012 dem Gallusjubiläum gewidmet. Auch die Stiftsbibliothek St. Gallen möchte nicht zurückstehen und hat gegen Ende des Gallusjahres ein hochwertig ausgestattetes Faksimile samt kritischer Edition der ältesten erhaltenen Lebensbeschreibung des Mönches und Einsiedlers Gallus herausgegeben. Unter der Signatur Codex Sangallensis 2106 ist diese älteste Lebensbeschreibung des Gallus, so Stiftsbibliothekar Ernst Tremp im Vorwort (S. 6), erst im April 2006 im Rahmen der Beilegung eines lange schwelenden Kulturgüterstreits von Zürich nach St. Gallen zurückgelangt.

In der Einleitung berichtet Ernst Tremp über die Entstehungs- und Überlieferungsgeschichte des auf insgesamt zwei Blättern erhaltenen, wohl spätestens um die Mitte des 9. Jahrhunderts niedergeschriebenen Geschichtszeugnisses, das ursprünglich lediglich Teil einer umfangreichen Sammlung von Heiligenviten war. Die Fragmente wurde erst 1895 vom Zürcher Staatsarchivar Paul Schweizer entdeckt und aus Bucheinbänden herausgelöst. Der Text selbst wurde 1902 in der *Monumenta Germaniae Historica* veröffentlicht. Zudem edierte und kommentierte 1972 der Benediktinerpater Iso Müller die *Vetustissima*. Das Dokument ist für die quellenarme Zeit des 7. Jahrhunderts »eine Hauptquelle für die Kirchen-, Siedlungs- und Kulturgeschichte« (S. 10). Der Kommentator kommt zu dem Schluß, daß die *Vetustissima* »auf gesicherten Nachrichten beruht« (S. 13) und somit Gallus »als historische Gestalt fassbar«

werde (S. 17). Den unbekanntem Verfasser verortet er als den wohl ersten lateinischen Autor der alemannischen Frühzeit. An der Diskussion um die Herkunft des Gallus beteiligt sich Ernst Tremp hingegen nicht.

Das Faksimile selbst ist qualitativ sehr hochwertig und befindet sich – das ist der Clou – auch in dem aufklappbaren Umschlag komplett abgedruckt. An der Erstellung des transkribierten Textes, der Übersetzung ins Deutsche und dem kritischen Kommentar – alles wie gewohnt wissenschaftlich gediegen und tadellos – beteiligten sich neben Ernst Tremp insbesondere Clemens Müller, Cornel Dora und Franziska Schnoor. Ein Register der Personen- und Ortsnamen, insgesamt 14 an der Zahl, beschließt den herausragend bibliophil und hochwertig aufgemachten Band.

Jürgen Klöckler

Chronik des Konstanzer Konzils 1414–1418 von Ulrich Richental, eingeleitet und herausgegeben von Thomas Martin Buck (Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen, 41) 250 Seiten, Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern 2010 (2. um einen Stadtplan erweiterte Auflage 2011) € 29,90

Die neue Textedition der berühmten Konzilschronik Ulrich Richentals erfüllt ein dringendes Desiderat: Die Ausgabe von Michael Richard Buck (Tübingen 1882) entspricht nicht mehr den modernen Anforderungen an eine Textedition; die Ausgabe von Otto Feger (Starnberg, Konstanz 1964) berücksichtigt nur die Konstanzer Handschrift und ist nicht mehr ohne weiteres zu beschaffen. Die Neuedition, die Thomas Martin Buck als gründlichster Kenner dieser Chronik und ihrer Überlieferung vorlegt, ist nicht nur im Hinblick auf das anstehende Konzilsjubiläum zu begrüßen. Der herausragende Wert dieser Quelle stand

nie in Frage: Es handelt sich um die einzige deutschsprachige Konzilschronik des Mittelalters; und speziell die repräsentative Konstanzer Handschrift formte das Selbstverständnis der Stadt Konstanz als »Konzilstadt« seit dem späten 15. Jahrhundert – mit Konsequenzen bis in die Gegenwart.

Die Einleitung des Herausgebers orientiert über die bisherige wissenschaftliche Erschließung der Richentalchronik (mit einer Bibliographie der wichtigsten diesbezüglichen Literatur) und erläutert die Zielsetzung der Edition, was angesichts ihres selektiven Charakters erforderlich ist. So ist die Vorlage ihrer Anlage nach eine Chronik (bzw. Bilderchronik), eine Sammlung von Listen der Konzilsteilnehmer und ein Wappenbuch. Die Edition verzichtet auf die Bilder und die Wappen; die Namenlisten sind nur transkribiert, ohne dass eine Identifikation der Genannten versucht würde. Der Verzicht auf die Bilder und Wappen – oder positiv gewendet: die Konzentration auf den Text – ist angesichts der »Bildlastigkeit« der bisherigen Forschung und einer in Aussicht stehenden gesonderten Edition gerechtfertigt. Die Einschränkung bei den Namenlisten ist nur eine scheinbare: Eine vollständige Identifikation der mehreren tausend Namen, so wünschenswert sie als Fernziel bleibt, übersteigt die Möglichkeiten eines Einzelnen ohnehin; die vorliegende Edition bietet erstmals eine solide Grundlage für so ein Vorhaben, weil die in den Anmerkungsapparat aufgenommenen Varianten zur Auflösung unklarer Namen beitragen werden.

Die Textedition ist durch das grundsätzliche Problem belastet, daß es drei wesentliche Überlieferungsklassen gibt; die beiden wichtigeren unterscheiden sich neben etlichen Details darin, dass entweder Richental selbst als Ich-Erzähler berichtet oder aber ein distanzierter objektivierter Stil (»ehrbare Leute berichten«) gewählt wird. Über den Entstehungskontext der Chronik – der immerhin rund vierzig Jahre vor den ältesten erhaltenen Textzeugen liegt – weiß man praktisch nichts und ist deshalb gut beraten, aus der Überlieferung keinen verbindlichen Urtext erschließen zu wollen. Der neuen Edition liegt – wie schon der Ausgabe von 1882 – die (heute in der New York Public Library befindliche) Aulendorfer Handschrift von etwa 1460 zugrunde, die eine frühe Stufe der Textentwicklung repräsentiert und besonders viel Material enthält; der textkritische Apparat mit Verbesserungen und Ergänzungen ist aus der übrigen handschriftlichen Überlieferung und den Frühdrucken gewonnen. Th. M. Buck schreibt in der

Einleitung davon, keine historisch-kritische Edition vorlegen zu wollen. Bereits ein stichprobenartiger Vergleich mit der Konstanzer Handschrift zeigt, dass eine solche angesichts einer Unzahl von Abweichungen im Wortlaut praktisch nicht durchführbar wäre. Vielmehr sei das Buch »nur« als »kritische Leseausgabe« aufzufassen. Diese genügt allerdings allen denkbaren Anforderungen in der Forschung und darüber hinaus. Erfreulich knappe Sachanmerkungen, ein Glossar und drei Register (Orte, Personen, Konstanzer Häuser) erschließen den Text. Der moderate Preis wird hoffentlich zur weiten Verbreitung beitragen, die dieses gelungene Buch verdient.

Harald Derschka

Zwischen Himmel und Erde. Klöster und Pflēghöfe in Esslingen. Hg. von Kirsten Fast und Joachim J. Halbekann, 373 Seiten mit zahlreichen Illustrationen, Michael Imhof Verlag, Petersberg 2009, € 20,-

Der anzuzeigende Band entstand als Begleitpublikation zu einer Ausstellung der städtischen Museen und des Stadtarchivs Esslingen am Neckar, die in der Esslinger Franziskanerkirche in den Jahren 2009/10 gezeigt wurde. Das Thema ist glücklich gewählt: Wie in vielen evangelischen Reichsstädten trat auch in Esslingen das Bewusstsein um die spezifisch klösterliche vorreformatorische Geschichte ein wenig in den Hintergrund. Das war in diesem Fall besonders misslich; denn in Esslingen kam es in einer Phase des beschleunigten städtischen Wachstums im 13. und frühen 14. Jahrhundert zu einer Gründungswelle von männlichen wie weiblichen Bettelordensklöstern, die einer Bischofsstadt würdig gewesen wäre. Die 36 Beiträge teils namhafter Autoren gehen weit über den lokalgeschichtlichen Horizont hinaus, z. B. M. Untermann über die mittelalterliche Architektur der Dominikaner und Franziskaner oder I. W. Frank über die Bettelordenklöster in Südwestdeutschland. Die enger auf die Esslinger Klöster bezogenen Kapitel untersuchen deren ökonomische, frömmigkeits- und bildungsgeschichtliche oder künstlerische Bezüge. Ein gesonderter Teil ist der Geschichte und Baugeschichte der einzelnen Klöster und Pflēghöfe in Esslingen gewidmet. Damit ist auch ein Bezug zum Bodensee hergestellt: Das Zisterzienserkloster Salem unterhielt seit dem 13. Jahrhundert, das Konstanzer Domkapitel seit spätestens dem 14. Jahrhundert jeweils einen Pflēghof in Esslingen, von dem aus die Güter des Klosters bzw. Kapitels im Umland

verwaltet wurden; beide Gebäude sind erhalten und überliefern alten, im Fall des Salemer Pflughofes vielleicht bis in die Gründungszeit zurückreichenden Baubestand.

Dem inhaltlichen Wert entspricht die hohe formale Qualität dieses stattlichen, im Michael Imhof Verlag erschienenen Bandes, der eine Fülle von einwandfreien Abbildungen enthält. Das Buch ist nicht über den Buchhandel, sondern über das Stadtarchiv Esslingen zu beziehen (Georg Christian von Kessler-Platz 10, 73728 Esslingen).

Harald Derschka

Uli Führe/Stefan Pflaum: Woni sing un stand. Ein grenzüberschreitendes alemannisches Liederbuch. Hg. von der Muettersproch-Gsellschaft und dem Landesverein Badische Heimat e. V. (Schriftenreihe des Landesvereins Badische Heimat 3) 261 Seiten mit Noten, Illustrationen und Abbildungen, G. Braun Buchverlag, Karlsruhe 2012, € 24,90/sFR 43,70

Nach vierjährigen Recherchen in Archiven, Bibliotheken, auch im Internet und intensiven Kontakten zur Mundart-Liedermacher-Szene ist es Stefan Pflaum, einem mehrfach ausgezeichneten Autor, und Uli Führe, Lehrbeauftragter an der Musikhochschule Freiburg und Komponist, nun gelungen, ihr alemannisches Liederbuch zu publizieren. Herausgeber ist die Muettersproch-Gesellschaft und der Landesverein Badische Heimat, in dessen Schriftenreihe nach dem Alemannischen Wörterbuch nun als dritter Band das Liederbuch aufgenommen wurde.

Die 261 Seiten umfassende Publikation ist »grenzüberschreitend«, »konzentriert sich aber auf die geografische Nähe und Anbindung zum Rhein«. Berücksichtigt werden dabei der alemannische Teil von Baden, das Elsass, die deutschsprachige Schweiz und das österreichische Bundesland Vorarlberg. »Die Lieder wollen als grenzüberschreitende, kulturelle Phänomene einer europäischen Landschaft begriffen werden« (S. 10 f.). Es ist nicht – wie es die Autoren für sich beanspruchen – der erste Versuch, die alemannischen Sprachregionen in einer Liedsammlung zusammenzuführen. Otto von Greyerz begrüßte bereits in den 1930er Jahren in seinem Vorwort zum »Alemannischen Liederbuch« (Druck: Breitkopf und Härtel in Leipzig) ähnliche Bestrebungen. Mit dem Konzept des Brückenschlags von Althergebrachtem zum zeitgenössischen Schaffen bewegen sich die Autoren aber auf neuem, spannendem Terrain.

Die von drucktechnischen und finanziellen Rahmenbestimmungen doch begrenzte Liedauswahl verbindet Alt und Neu, historische Fundstücke mit Schöpfungen von aktuellen Mundart-Liedermachern bis hin zum Mundart-Rap. Die Lieder »sind einerseits dem Zeitgeist unterworfen und spiegeln diesen in vielen Facetten wider, andererseits reichen sie Traditionen weiter und bewahren sie somit« (S. 11).

Eine kurze Einführung in die mundartlichen Sprachgegebenheiten der ausgewählten Regionen sowie Landkarten werden den einzelnen Liedern vorangestellt, Zeichnungen von Wolf Zuber untermalen die inhaltlichen Aussagen der einzelnen Liedbeiträge. Kurzbiografien, Literaturverzeichnis und Liedregister erschließen das Buch.

Bei genauer Betrachtung fällt die weite Verbreitung einzelner Lieder auf, die auf ihrer Wanderung erstaunliche Strecken zurücklegten und die somit als Bindeglied eines Kulturraumes gelten können. Bekannte Beispiele: »In Mueders Stübeli«, »Rita, rita, Rößle« und »Im Ärgäu sind zweu Liebi« – gesungen im Elsass, in der Schweiz und in Vorarlberg. Die interessante Verbreitungsliste ließe sich beliebig fortsetzen, wäre mehr Augenmerk auf die Angabe der Traditionsorte gelegt. Der Wissenschaftler vermisst hier einen Quellenkommentar der Lieder.

Als alemannisch-sprachige Region Österreichs ist Vorarlberg vertreten. Traditionelle anonyme Volkslieder (»Rita, rita, Rößle«, »I hea a Mändle gno«, »As reangalat, as schneialat«, »Morgo früoh, wenn d Sunno lacht«, »Mädle, magscht an Emser Buob«, »Gibele, Gäbele«), ältere und neuere Mundartlieder (»Gang rüef dia Chüehle« von Eugen Dobler/Wilhelm Fritz, »Uf da Berga« von Ludwig Seeger an der Lutz/Wunibald Briem) sind im Liederbuch ebenso zu finden wie Beiträge von aktuellen populären Liedermachern (»Kindsköpf« von Fleisch und Fleisch, »Cool« von Wolfgang Verocai). Ein kleiner Beitrag von Stefan Pflaum (»Fundstücke«) mit Zitaten aus der Literatur zur Situation des Volksliedes in Vorarlberg rundet die Darstellung ab.

Ein ansprechendes, mit viel Liebe gestaltetes Buch, das angereichert mit musikanalytischen und textlichen Kommentaren nicht nur einen Einblick in das alemannische Liedgut gibt, sondern darüber hinaus durch Notendruck und Akkordbeigaben auch zum begleiteten Singen anregt.

Annemarie Bösch-Niederer

Christoph Jäggin: »Was sollt' ich nicht mit ihnen singen«. Die Liedersammlung des Uedemer Volksschullehrers Franz Samans (1812–1861) (Schriftenreihe der Gemeinde Uedem 5) 218 Seiten mit 15 Abbildungen und Notenbeilagen, Gemeinde Uedem, Uedem 2012, € 15,-

Seit vielen Jahren beschäftigt sich der Schweizer Gitarrist, Gitarre- und Liedforscher Christoph Jäggin intensiv mit einer besonderen musikalischen Quelle: der Liedersammlung von Franz Samans (1812–1861). Das Archiv der Gemeinde Uedem am Niederrhein (Nordrhein-Westfalen) veröffentlicht nun im fünften Band seiner Schriftenreihe diese bemerkenswerten Forschungsergebnisse.

Zwanzig Jahre (von 1841 bis 1861) wirkte der in Kempen geborene Samans in Uedem als Lehrer an der katholischen Elementarschule. In seiner Freizeit sammelte er mit »großer Leidenschaft« (S. V) 1100 Lieder, versah diese mit einer einfachen Gitarrenbegleitung und sorgte mit der Herausgabe für eine weitläufige Verbreitung. Vom wachsenden Interesse an der Sammlung zeugen die zwischen 1838 und 1859 erschienenen sechs Auflagen der Liederhefte. Ausschlaggebend für den Erfolg waren dabei nicht nur Gesellschaftslieder, die breite soziale Schichten ansprachen, »das Klügste und Folgenreichste seiner Veröffentlichungen ist jedoch die integrierte Methode, die es jedermann ermöglichen sollte, sich selbst zu begleiten« (S. 26). Samans Erfahrung im Gitarre-Unterricht hatte ihn gelehrt, das Begleiten nicht nur mittels Noten zu erlernen. Um »die [...] Lust [...] zu heben« bringt er den »Singlustigen« bei, »Akkorde« zu greifen »die er auch leicht und sehr genau behielt, und ward auf diese Art doch noch ein sich und andern genügender Gitarrespieler« (S. 30).

Die »Praktische Gitarre-Schule« des Pädagogen war weit über dessen Wirkungskreis hinaus besonders rund um den Bodensee bekannt und beliebt, manche der darin enthaltenen Lieder wurden zu Schlagern der Zeit. Sie wurden in vielen persönlichen Liederbüchern handschriftlich festgehalten, in Lieddrucke aufgenommen und überdauerten mehrere Generationen im Volksgesang. Eine Sammlung, deren Einfluss auf das Liedverhalten weithin ihre Spuren zieht und sich besonders im älteren Schweizer, aber auch Vorarlberger Liederschatz bemerkbar macht.

1848 stößt man in Samans Sammlung »365 frühliche Gitarrelieder« auf das Lied »Sänger-Freiheit« eines unbekanntes Komponisten (Notensatz S. 109).

Die Melodie ist noch heute überaus populär, wir finden eine Variante im Bozener Bergsteigerlied mit neuem Text: »Wohl ist die Welt so groß und weit«. Kam die Melodie zu Samans oder trug er zu ihrer Verbreitung bei? Noch ist die Frage ungeklärt. Saman selbst gibt dazu keinen Hinweis. Christoph Jäggin begibt sich auf die schwierige Suche nach Samans Bezugsquellen, es ist jedoch ein Work in progress dessen aktuellen Stand er im Internet publiziert. (www.christophjaeggin.net/Schriften/s1.pdf und www.christophjaeggin.net/Schriften/s2.pdf).

Dem Autor gelingt es in seiner Darstellung, trotz spärlicher biografischer Quellen, das Leben Samans kurz nachzuzeichnen, er führt in das Liedverständnis der Zeit und die »Gitarre-Methode« ein, setzt aber den Schwerpunkt auf die von Samans herausgegebene Liedersammlung und deren Untersuchung. Ausgewählte Notenbeilagen, Orts- und Personenverzeichnis (von Archivar Franz-Josef Hetjens) schließen sich an.

Mit dieser Publikation steht der Liedforschung nicht nur ein informatives Nachschlagewerk zur weit umfassenden Frage der Identifizierung von volksmusikalischen Liedüberlieferungen zur Verfügung, sie ist auch ein bereichernder Beitrag zur Gitarrengeschichte.

Annemarie Bösch-Niederer

Die Bestände des Generallandesarchivs Karlsruhe. Teil 5. Nichtstaatliches Archivgut (69–70) Bearbeitet von Jutta Krimm-Beumann (Veröffentlichungen der staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg. Hg. vom Landesarchiv Baden-Württemberg Bd. 39/5) 388 Seiten, Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 2011, € 40,-/sFr 53,90

Zweifellos sind Bestände-führer auch im Zeitalter des Internets unverzichtbare Hilfsmittel für Archivare, Historiker und Heimatforscher. Daher ist es mehr als nur zu begrüßen, daß das Generallandesarchiv in Karlsruhe (heute Abteilung 4 des Landesarchivs Baden-Württemberg) eine Übersicht der Bestände des nichtstaatlichen Archivguts vorlegt hat. Die verdienstvolle Kärnerarbeit der Kompilation der beiden Beständegruppen 69 und 70 hat die Archivarin Jutta Krimm-Beumann geleistet. In der 1954 von Manfred Krebs vorgelegten Gesamtübersicht über die Bestände des GLA wurde beiden »keine große Beachtung geschenkt«, so Volker Rödel im Vorwort (S. 11). Nichtstaatliches Archivgut galt damals noch als randständig und unwichtig. Das hat sich gründlich geändert.

In der Beständegruppe 69 befinden sich 40 Adels- und sieben bürgerliche Familienarchive sowie zahlreiche Archive von Anstalten, Körperschaften und Stiftungen, wohingegen die Nachlässe bereits 1978/79 ausgeschieden und im Bestand N (Nachlässe von Politikern, Wissenschaftlern und Künstlern) zusammengefaßt wurden. Die Adelsarchive werden von der Bearbeiterin zutreffend als »im Kern kleine Staatsarchive« charakterisiert (S. 14). Dagegen bietet die Beständegruppe 70 insgesamt 91 Bestände mit kommunalem Schriftgut. Beide Beständegruppen können zur Erforschung der Geschichte des (westlichen) Bodenseeraums herangezogen werden. An Adelsarchiven ist dabei der Bestand 69 Bodman-Möggingen, 69 Herrschaft Langenrain und 69 Reischach hervorzuheben, bei den bürgerlichen Familienarchiven insbesondere der Bestand 69 Straub, der den Nachlaß des Stockacher Bürgermeisters Sebastian Straub (1810–1883) enthält. Zur Industriegeschichte dürfte sich der Bestand 69 Baumwoll-Spinn und Weberei Arlen mit 14,3 lfm. als ergiebig erweisen. Ganz besonderes Interesse sollte aber der Beständegruppe 70 gelten, die kommunales Archivgut umfaßt, das wiederum aus konservatorischen Gründen im späten 19. Jahrhundert im GLA hinterlegt wurde und sich heute nicht im Bestand 229 (Spezialakten badischer Ortschaften) befindet. Der Bestand 70 Pfullendorf enthält etwa das 1885 von der Gemeinde hinterlegte Archivgut von 1257 bis 1856, über 20 lfm. Archivalien. Aber auch kleinere Gemeinden sind zahlreich vertreten, so etwa Billafingen, Bonndorf bei Überlingen, Honstetten, Immendingen, Ittendorf, Kippenhausen, Kirchenhausen, Leipferdingen, Öhningen, Steißlingen oder Weiterdingen, um nur einige zu nennen. In diesen Beständen dürfte manche unentdeckte Bodensee-Perle zu finden sein.

Jürgen Klöckler

Tobias Engelsing/Anne-Katrin Reene: Schlösser am See. Burgen und Landsitze am westlichen Bodensee (Konstanzer Museumsjournal 2012) 168 Seiten mit zahlreichen Farb- und s/w Abbildungen, Selbstverlag Rosgartenmuseum, Konstanz 2012 € 15,50/sFr 19,-

Es gibt sie noch: Bücher, die ansprechend gestaltet sowie solide in Leinen gebunden sind und die sich auch haptisch angenehm präsentieren. Und das alles zu einem wohlfeilen Preis. Der zu besprechende Ausstellungskatalog, anlässlich der gleichnamigen Son-

derausstellung des Konstanzer Rosgartenmuseums (Juli bis Dezember 2012) erschienen, ist ein solches Buch. Einleitend beschreibt Museumschef Tobias Engelsing die Wiederentdeckung der unzähligen Burgen, Schlösser und Landsitze ab dem 19. Jahrhundert, als sie gleichsam »aus einem langen Dornröschenschlaf wachgeküßt« wurden. Die Aufmerksamkeit der kultur- und gesellschaftsgeschichtlich ausgerichteten Ausstellung gilt dem westlichen Teil des Bodenseeraums (ein auf Otto Feger zurückgehender Begriff), der eine erstaunliche Vielzahl an erhaltenen Objekten aufweisen kann. Sicherlich, im Schwaben- oder Schweizerkrieg von 1499, im Bauernkrieg um 1524/25, im Dreißigjährigen Krieg 1618/48 und auf Befehl Napoleons I. im Jahr 1800 wurden viele Burgen und Schlösser in der Region geschleift. Ihre weithin sichtbaren Ruinen wie etwa der Hohentwiel oder Alt-Bodman zeugen bis heute von diesen geschichtlichen Ereignissen. Doch vieles blieb auch mehr oder weniger intakt erhalten, wurde teilweise umgebaut oder auch umgenutzt. Der Zeitgeist des Historismus und die Burgenromantik selbst, beides Produkte des 19. Jahrhunderts, wurden mächtig befeuert von Schriftstellern wie etwa Gustav Schwab und enorm gesteigert durch den (auch durch die Eisenbahn und die Dampfschiffahrt) sich entwickelnden Tourismus. Entsprechend wurden die profanen Objekte künstlerisch vermarktet, sei es in Kupfer- oder Stahlstichen, in Gouachen oder ab den 1860er Jahren in Photographien oder Postkarten.

Ein klare Gliederung liegt dem lexikalisch aufgebauten Katalog zugrunde: Im Uhrzeigersinn beginnt die Darstellung der Burgen, Schlösser und Landsitze von Konstanz und Kreuzlingen aus über die schweizerische Seite des Untersees nach Stein am Rhein und schließlich bis nach Schaffhausen, dann ostwärts über die Höri, Radolfzell, die Reichenau, den Bodanrück bis in den Linzgau hinein. Natürlich ist die Auswahl nicht vollständig, sie kann es angesichts der neuesten Erkenntnisse der Burgenforschung auch gar nicht sein. Der westliche Bodenseeraum zählt hunderte nachgewiesener Burgen, Ruinen und Burgstellen, wie sie in den letzten Jahren etwa der Burgenforscher Michael Losse unermüdlich nachgewiesen hat. Doch die von den beiden Kuratoren Tobias Engelsing und Anne-Katrin Reene getroffene Auswahl spricht offensichtlich an, wie die Besucherzahlen belegen. Auf zwei bis drei Seiten werden rund 50 Objekte vor allem aus dem Blickwinkel der Besitz- und Eigentumsgeschichte vorgestellt, manche Begeben-

heit, soziale Zusammenhänge und auch Kuriosität der ehemaligen Bewohner wird berichtet. Alle Texte sind kurzweilig und flüssig geschrieben: Das macht Appetit auf eine Erkundung jenseits der attraktiv-informativen Ausstellung im Rosgartenmuseum.

Jürgen Klöckler

Christoph Hölz, Markus Traub (Fotografie): Weite Blicke. Landhäuser und Gärten am bayerischen Bodenseeufer. Mit Beiträgen von Marigret Brass-Kästl und Sunna Gailhofer, 253 Seiten mit zahlreichen farbigen und schwarzweißen Abbildungen, Deutscher Kunstverlag, Berlin München, 2. überarbeitete Auflage 2010, € 39,90

Lucrezia Hartmann: »Schau an der schönen Gärten Zier«. Historische Gartenanlagen und Villen in Lindau. Mit einem Beitrag von Maria Weininger. (Neujahrsblatt 50, herausgegeben vom Historischen Verein Lindau) 178 Seiten mit zahlreichen farbigen und schwarzweißen Abbildungen, 3. Auflage, Selbstverlag, Lindau 2010, € 20,00

Am Bodensee ist die »Villeggiatura« auf dem Festland gegenüber der Insel Lindau einzigartig. Nirgendwo sonst hat sich eine vergleichbare Villenlandschaft entwickelt. Auf sechs Kilometern Länge, das gesamte bayerische Ufer umfassend, reihen sich Villen und Landhäuser aneinander, zwischen ihnen der Solitär des Hotels Bad Schachen. Sie sind jeweils umgeben von großräumigen Gärten und Parks, zum See hin erweitert um Hafenanlagen, Boots- und Badehäuser. Bis auf wenige Ausnahmen ist dieses Ufer unzugänglich, die Schiffe gleiten daran vorüber, und auf der Landseite steht man vor Hecken und Toren: »splendid isolation«. Trotz dieser Unzugänglichkeit waren diese Villen schon bald nach ihrer Erbauung positive Argumente für den Lindauer Fremdenverkehr. Sie standen für ein aristokratisches Flair von Stadt und Gästen.

Dieser Aspekt gilt allerdings auch für andere Orte am See. Nach der Gründung der neuen Mittelstaaten Baden, Württemberg und Bayern dank der napoleonischen Flurbereinigung wurde Friedrichshafen zu einer neuen Stadtgemeinde und »allerliebster Sommeraufenthalt des württembergischen Herrscherhauses«, Lindau vor allem seit dem Bau der Villa Amsee durch Prinzregent Luitpold um 1850 Sommersitz der Wittelsbacher. Und auch Konstanz hatte einen geringen Anteil an dieser Entwicklung durch die Aufenthalte des badischen Großherzogs auf der

Mainau – am Bahnhof baute man ein Wartehäuschen für die hohen Gäste. Während die Friedrichshafener Neubauten – der Bahnhof, einige Villen – meist eine gewisse schwäbische Nüchternheit aufweisen, trug Bayern den Anspruch auf seinen Seeanteil mit allem Nachdruck und mit einer Reihe von Repräsentativbauten vor – dem Hafen mit dem monumentalen Löwen und Leuchtturm, dem Bahnhof mit Damm zum Festland, mit Denkmälern und dem Landtor als Inseleingang. Errichtet wurden sie zumeist im sogenannten Maximilianstil, der dann auch die Villenbauten der dem Prinzregenten Luitpold nachfolgenden Aristokraten – des Bayerischen Kämmerers Freiherr von Lotzbeck, der Prinzessin Theodolinde von Leuchtenberg und des Großherzogs von Toskana Ferdinand IV. – prägte.

Gegenstand der Forschung wurde die Lindauer Villenlandschaft erst in den 80er-Jahren des vorigen Jahrhunderts. Immer noch nützlich sind die Darstellungen des damaligen Konservators Martin Stankowski im Jahrbuch der bayerischen Denkmalpflege 1984 und ebenso als Überblick die erweiterte Denkmalliste der Reihe »Denkmäler in Bayern«. Bd. VII, Schwaben, München 1986. Und nun sind innerhalb von einem Jahr zwei Bücher, eines davon in zweiter, das andere in dritter Auflage, erschienen. Und beide führen die schiere Augenlust im Titel: Christoph Hölz, »Weite Blicke« und Lucrezia Hartmann, »Schau an der schönen Gärten Zier«. Doch beide setzen unterschiedliche Akzente: Während es der Kunsthistorikerin Lucrezia Hartmann vor allem um die Gartenkultur geht, ist Christoph Hölz in erster Linie Architekturhistoriker, der sich seit seiner Magisterarbeit über das Kurbad Schachen 1991 mit den Lindauer Villen beschäftigt.

In komprimierter Form zeichnet Christoph Hölz in seinem ersten Kapitel die Entwicklung der Lindauer Villenlandschaft zwischen 1840 und 1930 nach, beschreibt den historischen Hintergrund, die Verwandtschafts- und Freundschaftsbeziehungen der Bauherren, die sich dann in der Bevorzugung bestimmter Architekten äußerten, definiert die stilistische Abfolge als Resultat dreier Architektengenerationen und geht auch auf die Gartengestaltung ein. Anschließend werden detailreich Architektur, Bauherren, Architekten und Gärten in 28 Kapiteln, in ost-westlicher Richtung dem Ufer folgend, beschrieben.

Es zeigt sich: Aristokratische Lebensformen stehen nicht am Beginn dieser Baukultur, sondern die Neigung einer wohlhabenden, manchmal im Fernhandel erfolgreichen Lindauer Bürgerschaft,

sich außerhalb der engen Insel einen Landsitz zuzulegen, der anfangs aus schlichten so genannten Campagnahäusern, seit dem 19. Jahrhundert zunehmend aus stattlichen Villen bestand und zum Teil sogar noch bis nach dem Ersten Weltkrieg auch landwirtschaftliche Produktion und Selbstversorgung einschloss. Prominentestes Beispiel: Villa Lindenhof (1842–1845), – heute »Friedensräume«, Museum der katholischen Pax-Christi-Bewegung –, die mit ihren Nebengebäuden, einem Schweizerhaus, einem Angestellten- und einem Gärtnerhaus, einst auch Ställen und Volieren die Grundidee eines Landhauses nachvollziehen lässt. Die Grundlinien der ursprünglichen Anlage des schönsten Lindauer Parks mit Weinberg, Ziergärten, Laubengängen und Alleen durch den Landschaftsarchitekten Maximilian Friedrich Weyhe ist wenigstens zum Teil mit Ufermauer, Freitrepppe, Rondellen und kostbarem altem Baumbestand noch erkennbar. Für die Ausführung des Lindenhofparks war es freilich nötig, wie auch bei der Villa Alwind, 40 Obst- und Rebgärten aufzukaufen, wie sie seit Jahrhunderten die kleinräumige Uferlandschaft geprägt hatten. Dankbar ist man heute, dass damit eine Zersiedlung dieser Uferpartie verhindert wurde.

Der Erbauer der Villa Lindenhof, Friedrich Gruber (1805–1850), steht für eine bürgerliche Oberschicht, während Prinzregent Luitpold, der 1848 die Villa Amsee als Sommersitz errichtete, im Zentrum einer aristokratischen Bauherrenschaft steht. Beide Gruppen griffen fast ausschließlich auf Münchner Architekten, Schüler Friedrichs von Gärtner zurück, auf sogenannte Civil-Architekten, die sowohl für die Eisenbahnen Bayerns wie für den Villenbau tätig waren: unter anderen Franz Jakob Kreuter, Anton Harrer und Josef Widmann. Ihre Markenzeichen sind symmetrische, axial ausgerichtete Bauten, vergleichbar den klassizistischen eines Friedrich Schinkel, jedoch mit »alpenländischem« Einschlag – etwa Sichtziegelbauweise und gotischen Zierelementen im Außenbau. Einer der erfolgreichsten Außenseiter war der aus St. Gallen stammende Johann Christoph Kunkler, dessen Villa Alwind am deutlichsten den Schinkelschen Spätklassizismus zeigt. Der oft verachtete Historismus der Gründerzeit hat in Lindau ausgesprochen originelle Bauten hervorgebracht. Die aus ganz Süddeutschland stammenden Architekten – Johann Baptist Rapp, Georg von Hauberrisser (Villa Holdereggen), Eugen Drollinger (Villa Elena) –, sind nun keine Civil-Architekten, sondern echte

»Baukünstler«, ihre Villen opulent, vielgestaltig und zeigen phantasievoll gotische und Renaissance-Stilelemente. In Kontrast zu dieser Üppigkeit hat die Reformarchitektur schlichtere Bauten hinterlassen, die landschaftstypische Elemente wie Satteldach, Erker und Gaupen verwenden, aber in der Villa Rasteck mit ihrem Architekten Heinrich Metzendorf schon mit Fertigbauweise aus Holz experimentiert. Stilistisch am fortschrittlichsten ist wohl das von einem Turm bekrönte Hotel Bad Schachen, errichtet 1909 von den europaweit erfolgreichen Bäderarchitekten Hermann Billing und Wilhelm Vittali aus Karlsruhe im Stil einer monumentalen Frühmoderne. Das Hotel mit seinem eleganten, von Max Littmann errichteten klassizistischen Freibad, muss als integraler Bestandteil der Villenlandschaft gelten, zumal es auf seinem Gelände neben zahlreichen Nebengebäuden einschließlich Stallungen und Schnapsbrennerei als Dependancen noch drei qualitätvolle Villen des 19. Jahrhunderts aufweist.

Mit großen Vergnügen kann man in Hölz' Buch auch zahlreiche Interieurs ansehen. Wandmalereien und Skulpturen spiegeln den ökonomischen und Bildungshorizont der Erbauer, etwa in der Villa Lindenhof des in Italien tätigen Fernhändlers Gruber antike und Renaissance-Reminiszenzen, Malereien im pompejanischen Stil, in der Villa Elena Szenen vom Tabakanbau auf Sumatra des Unternehmers Wilhelm von Seutter. Eine leider unzugängliche Kostbarkeit sind Interieurs des großen Architekten Peter Behrens im schönsten Jugendstil in der Villa Wacker.

Gärten und Parkanlagen sind integrale Bestandteile der Villen, und sie sind das eigentliche Thema von Lucrezia Hartmann. Sie blickt zurück auf die Geschichte des »Traums von Arkadien« seit der Antike, den man am Lindauer Ufer dank des südländischen Klimas, das auch südländische Vegetation begünstigte, der Kulisse von See und Bergen träumen konnte. Deutsche und eben auch Lindauer Gartenanlagen des 19. Jahrhunderts orientieren sich am damals verbreiteten Leitbild des englischen Landschaftsgartens, der den Eindruck des Natürlichen verbreiten soll: Es geht um abwechslungsreiche Modellierung des Bodens und der Wegeführung, um bewegte Bachläufe, Gruppenbepflanzung, Ruheplätze. Doch sie pflegen auch die Kunst des architektonischen Gartens mit geometrisch angelegten Beeten und Terrassen – sehr kunstvoll etwa bei der Villa Alwind –, die sich als »pleasure ground« meist um die Villen gruppieren – sie folgen einem »gemischten Stil«.

Naturgemäß sind Gärten stärker als Gebäude der Veränderung unterworfen, und das galt in Lindau in verstärktem Maße, weil man sie hier oft erst lange nach den Villen unter Denkmalschutz stellte. Auch das nützte nicht immer: Ein Jahr, nachdem man die Villa Amsee, einst gesellschaftlicher Mittelpunkt der Villenlandschaft, 1981 unter Schutz stellte, wurde sie abgerissen, mit ihr verschwand auch bis auf karge Reste der Park. Oft sind nur noch die Baumreihen am Ufer und einzelne Baumgruppen einst prächtiger Parks erhalten, wie etwa bei der Villa Toskana. Wo einst bei der Villa Engel »Lindaus schönster Waldpark« lag, erstreckt sich heute die Stadtgärtnerei. Abgerissen wurde 1969 die städtliche Villa Lotzbeck, doch hier blieb wenigstens als städtischer Park ein großer Teil der Anlage mit wunderschöner Blickachse auf den See erhalten. Oft blieb von einstiger räumlicher Weite vom Park nur ein begrenztes Gelände, wenn auch gelegentlich mit stattlichen Baumgruppen – wie bei der Villa Holdereggen und der Villa Daume. Und manchmal gibt es Glücksfälle: Die Villa Leuchtenberg war fast dem Verfall überlassen, bevor 2008 ein mutiger Investor das Haus so gut wie möglich restaurierte und den Park nach einem Plan von 1894 mit seiner Mischung aus Landschaftsgarten und geometrisch angelegtem »pleasure ground« neu belebte. Sorgsam gepflegt hat sich dagegen der vom Liebhaber exotischer Pflanzen, dem Industriellen Alexander Wacker angelegte und als einer der schönsten geltende Park erhalten – als Privatbesitz ist er nicht zugänglich. Immerhin kann sich, wenn auch möglichst nach Absprache mit den Eigentümern, ein größeres Publikum an einem Musterbeispiel der Gartenanlage des »gemischten Stils« bei der 2005 zum Hotel umgewidmeten Villa Alwind erfreuen.

Es ist ein großes Verdienst von Lucrezia Hartmann, dass sie dem je eigenen Schicksal der wichtigsten Lindauer Parks nachgeht, auf Spurensuche geht nach Plänen und alten Fotografien und im heutigen Bestand das Vergangene aufspürt. Dabei verknüpft sie anhand von historischen Dokumenten, Briefen, Erinnerungen das Leben der Gärten mit dem Leben der Menschen, die hier einst gewohnt und ihre Sommerfrische genossen haben – dies alles in einem persönlichen, gut lesbaren erzählenden Stil. Abgerundet wird ihr Buch durch einen Beitrag von Maria Weininger über die Geschichte der Grünanlagen auf der Lindauer Insel, beginnend bei den privaten Lustgärten über das öffentliche Grün und endend in

der zum Spazieren einladenden Beschreibung des Inselwegs.

Beide erwähnten Bücher unterscheiden sich – trotz vieler sachlich bedingter Übereinstimmungen hinsichtlich der Baugeschichte, inhaltlich und in Aufmachung und Umfang voneinander. Christoph Hölz' Arbeit »Weite Blicke«, als Hardcover im Deutschen Kunstverlag erschienen, setzt einen hohen ästhetischen Standard. Auf dem Titel geht der von Sandsteinsäulen gerahmte Blick über einen Garten auf den See: Einband und Schrift nehmen deren blau-sandfarbenen Farbklang dezent wieder auf. Diese Ästhetik zeichnet das gesamte Buch aus. Der Fotograf Markus Traub, der durch vier Jahreszeiten hindurch das Thema Lindauer Villen verfolgt hat, sichert einen gleich bleibend hohen Standard. Seine Aufnahmen zeichnet eine kühle Sachlichkeit aus, die die Verführungskraft der Objekte positiv auf Distanz hält. Im Layout sind Ansichten, Pläne, Porträts, Familienbilder großzügig mit ausreichend Freiraum gesetzt. Die Voraussetzungen für das Buch von Lucrezia Hartmann »Schau an der schönen Gärten Zier« waren wohl von vorneherein bescheidener. Erschienen in der Reihe des Lindauer Neujahrblattes und herausgegeben vom Historischen Verein Lindau, war es als Reihentitel möglicherweise an eine Broschur im A5-Format gebunden, was zwar nicht ihren Texten, wohl aber gelegentlich den oft kleinformatigen Fotos, die, soweit es nicht um Pläne und historische Ansichten geht, mehrheitlich von der Autorin stammen, trotz ihrer überzeugenden Qualität gelegentlich Abbruch tut. Von der oft sehr schlichten Aufmachung der Schriftenreihe unterscheidet sich dieses Buch immerhin durch das Cover-Bild einer »Fantasie«-Villa vor Lindauer Kulisse. Doch unterscheiden sich die Bücher auch im Preis – fast 20 Euro mehr muss man für den schönen Band von Christoph Hölz anlegen.

Eva Moser

Peter Eitel: Geschichte Oberschwabens im 19. und 20. Jahrhundert. Band 1: Der Weg ins Königreich Württemberg (1800–1870), 400 Seiten mit 260 großteils farbigen Abbildungen, Verlag Jan Thorbecke, Ostfildern 2010, € 29,90

Einleitend definiert Peter Eitel sein Untersuchungsobjekt. »Oberschwaben« ist für ihn das unter Napoleon württembergisch gewordene Gebiet zwischen Donau, Iller und Bodensee, das heute auch landläufig als Oberschwaben bezeichnet wird.

Auch wenn dieser Landstrich 1806 in einen einheitlichen staatlichen Rahmen eingefügt wurde, so war doch unter der Oberfläche die aus dem Alten Reich überkommene Vielgestaltigkeit noch lange wirkmächtig. Sieben Reichstädte, zwölf Reichsklöster, neun Reichsgrafschaften, eine Deutschordenskommende, dazu eine große Zahl von Reichsritterschaften und 27 weitere Klostergemeinschaften prägten die Region. Ein Drittel der landwirtschaftlichen Fläche befand sich vor der Säkularisierung in der Hand von Ordensgemeinschaften. Ein großer Teil dieser enteigneten Ländereien wurde vom neuen Königreich verpachtet oder verkauft, also einem modernen Bodenverkehr zugeführt. Das galt nicht für die in Adelshand befindlichen und über diverse Lehensformen ausgegebenen Agrarflächen. Auch der neue Landesherr verhielt sich in Hinsicht auf die feudalen Rechtsverhältnisse widersprüchlich. Auf der einen Seite dehnte er sie auf neue Untertanen aus und zwang zum Beispiel die in ihrem Bewußtsein immer noch freien Reichsstädter aus Biberach, für ihn Frondienste bei der Treibjagd zu leisten, auf der anderen Seite behandelte er alle Untertanen ohne Unterschied, stellte sie also rechtlich gleich. Von den Mächten des Alten Reichs waren die alteingesessenen und die als »Entschädigte« neu hinzugekommenen Adeligen als einzige einflußreiche Gruppe übrig geblieben. Für das um die Jahrhundertmitte immer noch weitgehend agrarische Oberschwaben war deshalb die im Zusammenhang mit der Revolution von 1848/49 forcierte Bauernbefreiung von zentraler Bedeutung.

Für die protestantischen Altwürttemberger blieb das Oberland immer eine fremde Welt. Die Unterschiede in der Agrarstruktur, der Verteilung des Wohlstands, den Glaubensformen und der gesamten Mentalität hätten zwischen Ober- und Unterland nicht größer sein können. Der gegenseitigen Wahrnehmung wird von Eitel zurecht ein eigener Abschnitt gewidmet. Diese Konfrontation hat im zersplitterten Oberland vielleicht zum ersten Mal so etwas wie ein gemeinsames Bewußtsein entstehen lassen.

Trotz der gemeinsamen Strukturmerkmale wie dem dominierenden katholischen Glauben, den tendenziell großbäuerlicher Strukturen, dem Export landwirtschaftlicher Produkt, der großen Macht des Adels, der inselhaften Städtelandschaft, der bestenfalls inselhaften Entwicklung der Industrie war Oberschwaben weit von einer Einheit entfernt. Daran

hat der vergleichsweise sehr früher Anschluß an das Eisenbahnnetz nicht viel zu ändern vermocht.

Um so mutiger ist der Versuch von Peter Eitel diese heterogene Landschaft einer gemeinsamen Darstellung zu unterziehen.

Das Buch zeichnet sich vor allem durch eine bildhafte, mit konkreten Beispielen durchsetzte Beschreibung der Prozesse aus, was heute umso notwendiger erscheint, weil jüngeren Generationen ein eigener, wie auch immer entfernter bildhafter Zugang zu diesen Zeiten fehlt. Die Welt zwischen 1806 und 1870 wird durch Eitels Darstellung konkret faßbar und damit sprichwörtlich begreiflich. Unterstützt wird dies durch eine exzellente Bebilderung und eine zahlenmäßige Beschreibung der historischen Prozesse. Viele Tabellen und Graphiken bekräftigen so das entworfene Bild.

Der Aufbau folgt im übrigen einem klassischen Prinzip. Zunächst wird die allgemeine und die politische Entwicklung im chronologischen Überblick geboten. Dieser Teil nimmt etwa ein Drittel des Buches ein. Dann folgt die Darstellung einzelner Bereiche in geschlossenen Kapiteln. Abgehandelt werden Landwirtschaft, Handwerk, beginnende Industrialisierung, Verkehr, Handel, Bevölkerungswachstum, ländliche Bevölkerung, städtische Bevölkerung, Juden, Fürsorge und Gesundheitswesen, Katholische Kirche, Protestantische Kirche, Volksschulen, Fortbildungsschulen, Literatur, Theater, Musik, Malerei und andere bildende Künste und schließlich die Denkmalpflege. Abgeschlossen wird das Buch mit einem Kapitel »Mentalität, Lebensweise, Werktag und Feiertag«. Dieses Darstellungsprinzip vermag der Tatsache, dass alles mit allem zusammenhängt und fließend in einander übergeht nur eingeschränkt gerecht zu werden. Da können die zahlreichen Querverweise nur bedingt Abhilfe schaffen. Freilich ist das ein grundsätzliches Darstellungsproblem geschichtlicher Prozesse, das man so oder so, meist nur mehr oder weniger gut lösen kann. Der Leser hofft am Ende auf die Fortsetzung.

Gert Zang

Kurt Badt: »Mir bleibt die Stelle lieb, wo ich gelebt«. Erinnerungen an den Bodensee. Hg. und mit einem Nachwort von Manfred Bosch (Südseite. Kultur und Geschichte des Bodenseekreises, Bd. 2) 342 S. zahlreiche s/w und drei Farbbildungen, UVK Verlagsgesellschaft, Konstanz 2012, € 29,99

Als zweiten Band der von Kulturamtsleiter Stefan Feucht vom Bodenseekreis herausgegebenen Reihe »Südseite« veröffentlicht der einschlägig bekannte Literaturhistoriker Manfred Bosch die Erinnerungen des Berliner Malers und Kunstwissenschaftlers Kurt Badt (1890–1973) an den Bodensee. Das Manuskript liegt im Original im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg und wurde von dem jüdischen, freilich zum Katholizismus konvertierten Exilanten 1940/41 in London niedergeschrieben, also in großer zeitlicher Nähe und vor allem nicht aus dem Blickwinkel der Jahre nach 1945. Seine Erinnerungen sind vom Herausgeber mit insgesamt 56 Anmerkungen, in der Regel inhaltliche Korrekturen, sparsam kommentiert, was dem Verständnis des Textes freilich nicht schadet. Für die Edition des Manuskripts wurde auf ein Personen- wie Ortsregister verzichtet. Das Nachwort von Manfred Bosch stellt eine gehaltvolle biographische Skizze dar. Die Tatsache, daß die Erinnerungen nicht zur Veröffentlichung vorgesehen waren, da sie wesentlich der Bewältigung des Heimatverlustes des Exilanten dienten, erlauben einen unverstellten, zu keiner Rücksicht verpflichteten Blick auf die Verhältnisse der 1920er und 1930er Jahre am westlichen Bodensee, wo er 1924 in Bodman »eine rote italienische Villa« erbaute und acht Jahre später den großen Gutshof Rimpertsweiler im nördlichen Hinterland des Bodensees zwischen Salem und Markdorf erwarb.

In den Erinnerungen wird der gesamte Bodenseeraum beschrieben, von Salem bis Überlingen, von Radolfzell bis Konstanz und von Friedrichshafen bis Lindau. Es handelt sich bei den Badt'schen Aufzeichnungen zweifellos um einen der wichtigsten Beiträge zur Bodenseeliteratur der letzten Jahre. Dabei sind die Schilderungen der Zeitumstände durchaus sozialkritisch. Einerseits ist Badt zwar fasziniert von der Schönheit des Bodanrücks mit dem außergewöhnlichen Blick auf Untersee und Schweizer Berge, andererseits beschreibt er auf seinem Weg von Bodman nach Konstanz die sozialen Verhältnisse: »Das nächste Dorf Langenrain ist gerade so schmutzig und unansehnlich wie das vorige [Liggeringen], es

besteht nur aus wenigen Fachwerkhäusern mit alten schwärzlichen Dächern, die tief über die Mauern herabhängen. Kinder spielen auf der Straße, barfuß und zerlumpt, die Hühner scharren auf den schmierigen Misthäufen« (S. 195). Auch die schwierigen politischen Veränderungen an seinem Wohnort beschreibt er, die er – freundschaftlich mit dem Obstbauern und Kunstmäzen Paul Weber verbunden – wahrnimmt. Dabei fällt die Scheu auf, trotz der schützenden Distanz des Exils, die Protagonisten des neuen NS-Staates beim Namen zu nennen, vor allem die gestürzten »alten Kämpfer« der Bewegung: »Die national-sozialistische Bewegung wurde im wesentlichen von dem Hauptlehrer und einigen Jugendlichen getragen. Es hatte sich aber auch ein Mann eingefunden, der sich als Stützpunktleiter der Bewegung im Orte ausgab. [...] Der Stützpunktleiter kam nie zur »Regierung« in Bodman. Er verschwand bald darauf und wurde vergessen.« (S. 170 f.). Warum nannte er nicht im schützenden Exil in London Roß und Reiter?

Als Privatgelehrter ist Kurt Badt im Herbst 1952 an den Bodensee zurückgekehrt und hat bis zum gemeinsamen Suizid am 22. November 1973 mit seiner Frau in Überlingen gelebt und gewirkt. An die Haustüre hatte seine Frau eine Schild angebracht mit der Aufschrift: »Bitte nicht stören«. Zweifellos wäre Kurt Badt heute nicht mehr präsent, hätte ihn Manfred Bosch nicht durch Veröffentlichung dieser einzigartigen Quelle der Vergessenheit entrissen. Dieses Verdienst gebührt allein dem Herausgeber.

Jürgen Klöckler

Meersburg unterm Hakenkreuz 1933–1945. Hg. im Auftrag des Museumsvereins Meersburg von Heinrich Frey, Sybille Kopp, Margret Meier und Peter Schmidt. 448 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, Verlag Robert Gessler, Friedrichshafen 2011, € 19,90/sFr 30,50

Auch heute noch, 80 Jahre nach dem Beginn des NS-Regimes, behandeln viele Chroniken kleinerer Gemeinden und Dorfgeschichten die Zeit des Nationalsozialismus recht stiefmütterlich – wenn überhaupt. Diese Lücke möchte für Meersburg ein vierköpfiges Autorenteam des örtlichen Museumsvereins schließen. Der umfangreiche, reich illustrierte Band sieht sich selbst als »wissenschaftliche Aufarbeitung der Meersburger Geschichte von 1933–1945« (S. 446) und legt vor allem Wert auf detaillierte Vollständigkeit, die mit einer beeindruckenden Materialvielfalt und Quellenkenntnis belegt wird. Das einleitende

Kapitel zur Stadtpolitik versucht den Bogenschlag vom wenig aussagekräftigen »Sog der Weimarer Republik« (S. 10) über den in diesem Kapitel etwas deplatziert wirkenden »Bund der Frontsoldaten« (Stahlhelm) und die »letzten ›freien‹ Wahlen« (die die Autoren allerdings erst am 12. November 1933 mit Reichstagswahl und Volksabstimmung über den Völkerbundaustritt sehen) bis hin zu einem Überblick über die Bürgermeister. Dazwischen geht es um Rassenpolitik, NSDAP-interne Intrigen und die »Umsetzung der ideologischen Ziele« (S. 14), wobei es unter letzterem Titel lediglich um Hakenkreuzflaggen und Uniformen geht. Nach einem Kapitel über die quellenmäßig stets schwer zu erfassenden NS-Formationen und -Organisationen wird das Hauptaugenmerk der Arbeit auf die Alltagsgeschichte gerichtet: Auf 193 Seiten wird die Forcierung des damals schon wichtigen Fremdenverkehrs ebenso geschildert wie die örtliche Festkultur des Nationalsozialismus oder die ubiquitären Versorgungsengpässe.

Ausführlich wird weiter die Einrichtung einer Reichsfinanzschule (die übrigens eine Taubstummenanstalt aus Meersburg vertrieb) im Seminar, einem der Meersburger Wahrzeichen, und ihr schwieriges Verhältnis zu Stadt und Bürgern beschrieben. Die Unterkapitel über die Funktion der Stadt als Namensgeberin für Schiffe oder auch einen Bunker (!) sowie die Schilderung von Autounfällen, Wirtshausverboten oder der Methoden zur Bekämpfung einer Wühlmausplage wirken etwas bemüht – zwar fand auch dies »unterm Hakenkreuz« statt, allerdings stellt sich hier die Frage nach der Relevanz für die Stadtgeschichte. Das vierte Kapitel über die »kriegsbedingten Veränderungen« knüpft an den alltagsgeschichtlichen Ansatz an und zeigt auf, dass der Segen des Tourismus mit seinen vielen Unterküften für das beschauliche Meersburg (in den 1930er Jahren knapp über 2000 Einwohner) im Krieg zum Fluch wurde. Die Stadt war durch Kinderlandverschickung, Truppeneinquartierungen und andere wohnraumlenkende Maßnahmen chronisch überfüllt, nicht zuletzt fanden neben Wehrmachtseinheiten und -stäben auch Teile der Reichs- und Landesverwaltung in Meersburg ihren Zufluchtsort – beispielsweise Abteilungen des Reichssicherheitshauptamtes, des Oberkommandos der Wehrmacht oder des badischen Kultusministeriums. Interessant beschrieben ist, dass auch Meersburg bereits Mitte der 1930er Jahre den Luftschutz intensiv vorantrieb, oder dass die Firma Dornier sich dafür entschied, einen Teil ihrer Jäger-

produktion in die Abgeschiedenheit Meersburgs zu verlegen. Das letzte Kapitel über »Kriegseinsatz und Ende« schildert die Kriegserlebnisse Meersburger Bürger an den Fronten des Zweiten Weltkriegs und präsentiert etwas zu unkritisch die Gedenkkultur des Dritten Reiches, die durch Ehrenmäler und Erinnerungsstätten das Soldatische und Kriegerische zu heroisieren suchte. Der Band schließt mit kommentarlos abgedruckten Zeitzeugenerinnerungen und Tagebuchauszügen, die, so die Überschrift, »das Ende« – also die letzten Kriegstage bis zur Besetzung durch die Franzosen – beschreiben.

Der Band des Meersburger Museumsvereins, für den neben hauptsächlich populärwissenschaftlichen Darstellungen die städtischen Akten und das Gemeindeblatt ausgewertet wurden, trägt eine Flut von Informationen zusammen, läuft dabei allerdings Gefahr, unter dieser Flut von Details begraben zu werden. Quellen werden in großer Länge zitiert, ohne sie in den entsprechenden Kontext einzuordnen, die Relevanz bestimmter Belege wird nicht immer deutlich und die Kleinteiligkeit der Untersuchung macht es einer stringenten Argumentation schwer. Allgemein fehlt die Distanz zum Untersuchungsgegenstand. Beispielhaft sei hier die von den Autoren unkommentierte Schilderung (S. 173) des wohl gemäßigten Nationalsozialisten Friedrich Vogt, Parteigenosse seit 1930 und Bürgermeister ab 1937, über seine flüchtige Begegnung im Jahre 1937 oder 1938 mit dem russischen, pro-westlichen Außenkommissar Maksim Litvinov erwähnt: Litvinovs Charakterisierung liest sich besonders vor seinem familiären (jüdischen) Hintergrund alles andere als neutral. Von einer »wissenschaftlichen Aufarbeitung« der Meersburger Geschichte »unterm Hakenkreuz« zu sprechen, ist aufgrund des fehlenden analytischen Ansatzes wohl etwas zu hochgegriffen, allerdings gebührt den Autoren das große Verdienst, ein Forschungsdesiderat erkannt und erste Ergebnisse geliefert zu haben – auch dafür erhielt das Autorenteam den Landespreis für Heimatforschung in Baden-Württemberg; andere Gemeinden können sich zumindest an der Sicherung der historischen Fakten ein Beispiel an der Meersburger Dokumentation nehmen. Zukünftige und notwendige Forschungen besitzen mit der Arbeit einen guten Quellenfundus, der durch seine Detailvielfalt überrascht und für Meersburg eine erste Bresche in den häufig leider wenig begangenen Wald nationalsozialistischer Lokalgeschichte schlägt.

Sebastian Hausendorf

Jürgen Klöckler: Selbstbehauptung durch Selbstgleichschaltung. Die Konstanzer Stadtverwaltung im Nationalsozialismus (Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen, Bd. XLIII) 482 S. mit 39 s/w Abbildungen, Verlag Jan Thorbecke, Ostfildern 2012, € 39,-

Wer in den frühen 1980er Jahren noch Gelegenheit hatte, betagte ehemalige Akteure aus der öffentlichen Verwaltung der NS-Zeit zu interviewen, begegnete oft einem stereotypen Rechtfertigungsmuster: Befragt, weshalb der Zeitgenosse, der selbstverständlich von sich behauptete, kein Anhänger des Nationalsozialismus gewesen zu sein, damals auf seinem Posten geblieben sei oder gar in öffentlichen Ämtern Karriere gemacht habe, lautete die Antwort nicht selten: »Ich bin geblieben, um Schlimmeres zu verhindern.«

Jürgen Klöcklers Buch »Selbstbehauptung durch Selbstausschaltung« entlarvt am Beispiel der Konstanzer Stadtverwaltung in den Jahren 1933 bis 1945 solche Abwehrstrategien einmal mehr als hartnäckige Lügen und als den – nach 1945 erfolgreichen – Versuch, die wirkliche Rolle der öffentlichen Verwaltung auf lokaler und regionaler Ebene in der praktischen Durchsetzung der NS-Ideologie zu verschleiern. Schicht um Schicht legt der Konstanzer Stadtarchivar und Privatdozent der Universität Konstanz die tatsächliche Rolle der angeblich unpolitischen, sich im Abwehrkampf gegen die ideologischen Zumutungen »von oben« verzehrenden Kommunalverwaltung frei. Das Ergebnis, in richtungsweisenden Arbeiten des historischen Fachs mehrfach theoretisch begründet, ist auch am hier untersuchten Fallbeispiel niederschmetternd: Zur Sicherung der eigenen Machtbasis und Erhalt der beruflichen Positionen vollzog das Personal der Konstanzer Stadtverwaltung, bis auf wenige Ausnahmen, ab 1933 eine rasante Selbstgleichschaltung. In kurzer Zeit drang das »Gift der NS-Rassenideologie«, der Großraumutopie und des Postulats der »Volksgemeinschaft« durch den rabiaten Ausschluss von Minderheiten »in immer höheren Dosen in den Verwaltungskörper ein«, wie Klöckler bilanziert. Unter dem Eindruck der existenziellen Gefährdung der eigenen beruflichen Basis und im festen Willen, die errungene Machtposition unter veränderten politischen und ideologischen Vorzeichen keinesfalls preis zu geben, arbeitete die Verwaltung »als tragende Säule staatlichen Handelns geschlossen dem Führer entgegen«, wie eine Selbsteinschätzung der Zeit lautete. Nach dem zynischen Diktum

des Staatsrechtlers Otto Mayer von 1924 verriet die kommunale Funktionselite in Konstanz wie in Tausenden anderen Kommunen die rechtsstaatliche Basis der bisherigen Demokratie: »Verfassungsrecht vergeht, Verwaltungsrecht besteht.«

Klöcklers Arbeit, eine für den Druck überarbeitete Fassung seiner an der Universität Konstanz erfolgreich angenommenen Habilitationsschrift, bleibt auf 482 Seiten den Quellenbeweis für jede ihrer Thesen nicht schuldig: Akribisch untersucht der Autor Herkunft, Karrieren, politische Positionen und konkretes Verwaltungshandeln des kommunalen Spitzenpersonals vom opportunistischen neuen OB Albert Herrmann, über den ideologischen Scharfmacher, Bürgermeister Leopold Mager, zum überaus wandlungsfähigen früheren Zentrumsolitiker und gläubigen Katholiken Franz Knapp, der, als Bürgermeister 1933 gestürzt, als Rechtsrat ins Rathaus zurückkehrt und dem Maßnahmenstaat in allen Phasen der Radikalisierung in der leisen Fachlichkeit des Schreibtischtäters den Schein quasi-rechtsstaatlichen Handelns verlieh. Vom Aufbau des lokalen NS-Herrschaftssystems, über die Etablierung des Verfolgungs- und Unterdrückungsapparats bis zur eigeninitiativ »von unten« betriebenen, profitablen Teilhabe der Kommune an der Ausplünderung, Ausgrenzung, Vertreibung und schließlich Deportation der jüdischen Bürger reicht Klöcklers quellengestützte Analyse. Erhellend schließlich auch sein Blick über 1945 hinaus: So eifertig und skrupellos das Personal der Kommunalverwaltung ab 1933 den Unrechtsstaat des Nationalsozialismus mit durchsetzte, so bruchlos kehrte die von drastischen Säuberungsmaßnahmen überwiegend verschont gebliebene Masse der Mitarbeiter des öffentlichen Dienstes nach 1945 zu den Regeln des Rechtsstaats zurück. Der einstige nationalsozialistische Scharfmacher, Bürgermeister Leopold Mager, verließ das Entnazifizierungsverfahren gar als »Entlasteter« und saß von 1953 bis 1962 für die Freien Wähler im Gemeinderat. Klöcklers Buch ist in seiner Materialfülle schwere Kost, zugleich aber Pflichtlektüre für alle, die über die lokale Geschichte des Nationalsozialismus hinaus etwas lernen wollen über die zeitlose Gefährdung des Rechts und der Freiheit durch Opportunismus und die Verheißung von Machtteilhabe.

Tobias Engelsing

Claudio Hils: Abseits – aside – à l'écart. Vorwort von Ministerpräsident Winfried Kretschmann. Textbeiträge von Peter Renz, Walle Sayer und Manfred Schmalriede. 148 Seiten mit 51 ganzseitig auf Kunstdruckpapier gedruckten Farbfotos, Verlag Klöpfer & Meyer, Tübingen 2012, € 39,-

Im Rahmen des LEADER-Projekts der Aktionsgruppe Oberschwaben »L(i)ebenswertes Dorf« ist ein in drei Sprachen verfaßter Text- und Bildband erschienen, der wiederum als Katalog eine Ausstellung von Photographien von Claudio Hils begleitet. Der baden-württembergische Ministerpräsident Kretschmann beklagt im Vorwort die »Verödung von Dorfkernen und des ländlichen Raumes insgesamt« (S. 13), die von Peter Renz in seinem Beitrag »Vom Verschwinden der Rückständigkeit« näher ausgeführt wird.

Der ökonomisch-finanzielle Nutzen, und nur er, bestimmt immer mehr das Bild der Dörfer im ländlichen Raum zwischen Bodensee, Donau und Allgäu. Dem Einzigartigen, dem Althergebrachten, dem Nutzlos gewordenen wird kaum mehr Beachtung geschenkt. Durch Adaption des Kleinstädtischen verwandeln sich die Dörfer – nicht nur an ihren Rändern – zusehends in reine Schlafsiedlungen. In den Ortskernen halb abgerissene Höfe, ausgerangiertes und verrottetes landwirtschaftliches Gerät, draußen

Plastikverpackte Silage, Hagelschutznetze über Obstbaumkulturen, fabrikartige Biogasanlagen und Viehgroßställe, und vor allem: allenthalben dieselbe Baumarkt-Ästhetik, die sich breitmacht, von der immer gleichen Knochensteinpflasterung bis hin zu den weißen Gipsfiguren. Das interpretiert Peter Renz als »hilflose Gesten von Verschönerungswut« (S. 77). Ohne genaue Vorstellungen von der innerdörflichen Entwicklung zu haben, scheint vielen politischen Gremien das Heil in der Ausweisung immer neuer Baugebiete zu liegen, und das trotz eines offensichtlich nicht mehr umkehrbaren demographischen Wandels: »Unser Dorf soll größer werden!« (S. 79). Die vorzüglichen Photographien von Claudio Hils zeigen auf den Seiten 19 bis 75, daß die über Jahrhunderte geformte dörfliche Lebenswelt bereits weitgehend untergegangen ist. Der Zusammenhang von Leben und Arbeiten auf dem Land ist zerstört. Claudio Hils gelingt es, den scheinbar in vielen Köpfen nicht ausrottbaren schönen Schein der ländlichen Idylle mit der Wirklichkeit zu konfrontieren: Der im Gang befindlichen massiven Veränderung der Dörfer und die zunehmende öko-industrielle Nutzung der durch sie geprägten Kulturlandschaft.

Jürgen Klöckler

BUCHANZEIGEN

Hubert Weitensfelder: »Römlinge« und »Preußen-seuchler«. Konservativ-Christlichsoziale, Liberal-Deutschnationale und der Kulturkampf in Vorarlberg, 1860 bis 1914. Wien: Verl. für Geschichte und Politik, 2008. – 258 S. (Schriftenreihe des Instituts für Österreichkunde) (Österreich Archiv) – ISBN 978-3-205-77798-4 (€ 29,90/sFr 43,90)

Anhand von Zeitungsartikeln und Archivalien wird ein lebhaftes Bild der konfliktreichen Zeit der Industrialisierung in Vorarlberg bis zum Ersten Weltkrieg nachgezeichnet. Es werden die lokalen politischen Akteure – Vereine und Zeitungen – und ihr Wirken vorgestellt. Beispiele aus der Textilindustrie sowie dem Bildungs- und Schulwesen lassen detailreich die Konfliktlinien zwischen den beiden politischen Lagern der Konservativ-Christlichsozialen und der Liberal-Deutschnationalen aufleben. Eine Einordnung der lokalen Wirtschafts- und Sozialgeschichte Vorarlbergs in größere Zusammenhänge runden das Werk ab.

Werner Heinz: Benedikt von Wagemann. Arzt und Dichter aus Schwaben (1763–1837). – Bergatreute; Aulendorf: Eppe, 2008. – 211 S. (Die oberschwäbische Bibliothek 1) – ISBN 978-3-89089-450-8 (€ 14,90)

Im ersten Teil des Buches wird das Leben von Benedikt von Wagemann erzählt. Der oberschwäbische Arzt und Dichter aus Altdorf/ Weingarten verfasst im Laufe seines 73-jährigen Lebens zahlreiche Dichtungen, die die politischen Geschehnisse seiner Zeit (Revolutionskriege, Napoleon) kritisch und satirisch verarbeiten. Einzelne Episoden verschaffen Einblicke in die medizinischen Praktiken seiner Zeit. Der zweite Teil des Buches enthält Wagemanns politische Fabel

»Die konstitutionelle Macht der Thiere«, ergänzt um erläuternde Fußnoten des Autors.

Peter Steuer/Konrad Krimm (Bearb.): Gesamtinventar der Akten und Amtsbücher der vorderösterreichischen Zentralbehörden in den Archiven der Bundesrepublik Deutschland, Bd. 2. Vorderösterreichische Regierung und Kammer in Ensisheim und Freiburg bis 1752. – Stuttgart: Kohlhammer, 2009. – 1135 S. (Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg 50,2) – ISBN 978-3-17-021193-3 (€ 75,-)

UND

Peter Steuer/Konrad Krimm (Bearb.): Gesamtinventar der Akten und Amtsbücher der vorderösterreichischen Zentralbehörden in den Archiven der Bundesrepublik Deutschland, Bd. 7. Vorderösterreichische Regierung und Kammer 1753–1805, Oberamt Stockach und Stadt Konstanz. – Stuttgart: Kohlhammer, 2008. – 519 S. (Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg 50,7) ISBN 978-3-17-020483-6 (€ 47,-)

UND

Konrad Krimm/Petra Schön/Peter Steuer (Bearb.): Gesamtinventar der Akten und Amtsbücher der vorderösterreichischen Zentralbehörden in den Archiven der Bundesrepublik Deutschland, Bd. 9. Vorderösterreichische Regierung und Kammer 1753–1805, Oberämter Bregenz, Tettnang, Winnweiler und Offenburg. – Stuttgart: Kohlhammer,

2008. – 395 S. (Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg 50,9) – ISBN 978-3-17-020484-3 (€ 37,-)

Im Rahmen des von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Erschließungsprojekts werden die Inventare der verzeichneten Akten und Amtsbücher der vorderösterreichischen Regierung und Kammer in mehreren Bänden zusammengestellt. Band 2 umfasst die in Ensisheim und Freiburg entstandenen Inventare bis 1752. Die Bände 7 und 9 enthalten die Inventare der Oberamtsbezirke Bregenz, Tettnang, Winnweiler, Offenburg, Stockach sowie der Stadt Konstanz von 1753 bis 1805. In Band 5 des Gesamtinventars (Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg; 50,5) werden die Projektgeschichte, Gliederung des Gesamtinventars, der Aufbau der einzelnen Bände, die Verzeichnungsgrundsätze und die Behandlung der Provenienzen dargelegt.

Bruno Eppe: Vor allem der See: erinnerte Kindheit. – Tübingen: Klöpfer & Meyer, 2009. – 156 S. – ISBN 978-3-940086-30-3 (€ 16,-/sFr 29,50)

Waschweiber, Klavierunterricht, Ferien im Allgäu ... In zahlreichen Episoden erweckt Bruno Eppe seine Abenteuer, Gefühle und Eindrücke als achtjähriger Junge wieder zum Leben. Die persönlichen Kindheitsgeschichten vermitteln einen Einblick in das Familienleben und bäuerlich geprägte Umfeld von Radolfzell im Jahr 1939.

Geschichtsverein Landkreis Tuttlingen/Kreisarchiv Tuttlingen (Hg.): 600 Jahre Haus Enzberg im Raum Mühlheim/Tuttlingen 1409–2009. – Ostfildern: Thorbecke, 2009. – 272 S. – ISBN 978-3-7995-0841-4 (€ 24,90)

In dem Sammelband beleuchten 15 Beiträge die Geschichte rund um die Adelsfamilie Enzberg und ihren Herrschaftsbereich an der Oberen Donau. Es kommen Mitglieder der Familie Enzberg und Historiker zu Wort, die sich der Herrschaftsgeschichte der Familie, den Beziehungen zu den Städten Mühleim und Rottweil sowie zu der Hegau-Ritterschaft widmen. Darüber hinaus werden Einblicke in die Familienhistorie gegeben.

Jochen Kelter/Hermann Kinder (Hg.): Bodenseegeschichten. Tübingen: Klöpfer & Meyer, 2009. – 375 S. – ISBN 978-3-940086-32-7 (€ 22,90/sFr 33,20)

Die Anthologie versammelt Tagebuchaufzeichnungen, Briefpassagen, Dichtungen und Erzählungen namhafter Dichter und Autoren aus mehreren Jahrhunderten bis heute. Die teils gekürzten Texte haben die Bodenseeregion zum Gegenstand, sei es als Hauptprotagonist, sei es als Kulisse des Geschehens. Im Anhang geben Kurzbiographien der Autoren Aufschluss über ihren literarischen Bezug zum Bodensee.

Adolf Laufs (u. a.): Das Eigentum an Kulturgütern aus badischem Hofbesitz. Stuttgart: Kohlhammer, 2008. – 343 S. + 1 CD-ROM (Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg / B 172) – ISBN 978-3-17-020578-9 (€ 48,-)

Zur Klärung von Eigentumsfragen von Kulturgütern zwischen dem Land Baden-Württemberg und dem Haus Baden wurde 2006 ein Gutachten von einer eigens dafür gebildeten Expertenarbeitsgruppe in Auftrag gegeben und mit dem vorliegenden Buch veröffentlicht. Das umfangreiche Werk zeigt im ersten Teil die rechtlichen Grundlagen und im zweiten Teil die Folgen für die einzelnen Vermögensgegenstände auf. Mit einer Zusammenfassung, Quellenbeilagen, Orts- und Personenindex sowie einer beiliegende CD wird das Gutachten beschlossen.

Mathias Moosbrugger: Der Hintere Bregenzerwald – eine Bauernrepublik? Neue Untersuchungen zu seiner Verfassungs- und Strukturgeschichte im Spätmittelalter. Konstanz: UVK-Verlagsges., 2009. – 389 S. (Forschungen zur Geschichte Vorarlbergs N.F. 9). – ISBN 978-3-86764-161-6 (€ 39,-)

Die Dissertation setzt sich mit der grundherrschaftlichen Besitzgeschichte und den pfärrlichen Strukturen außerhalb der Gerichtsgemeinde sowie den gerichtsgemeindlichen Strukturen des Hinteren Bregenzerwaldes des 14. und 15. Jahrhunderts auseinander. Die Ergebnisse werden im Kontext der Forschung von Benedikt Bilgeri, dem zentralen Historiker für dieses Thema, kritisch diskutiert. Einen besonderen Akzent setzt Moosbrugger auf die von ihm verwendete hermeneutische Forschungsmethodik.

Peter Rückert (Hg.): Die Visconti und der deutsche Südwesten. Kulturtransfer im Spätmittelalter. Ostfildern: Thorbecke, 2008. – 346 S. (Tübinger Bausteine zur Landesgeschichte 11). – ISBN 978-3-7995-5511-1 (€ 27,50)

Der wissenschaftliche Tagungsband aggregiert in drei Teilen Beiträge über die mittelalterlichen Beziehungen zwischen Oberitalien und dem deutschen Südwesten. Eingangs werden politische und kulturelle Hintergründe zwischen beiden Regionen thematisiert. Der mittlere Teil beschreibt verschiedene internationale Heiraten in der Mailänder Familie Visconti mit einhergehendem kulturellen Austausch und politischen Bestrebungen. An Beispielen aus Literatur, Kunst, Mode und Münzen wird im letzten Teil der Kulturtransfer zwischen beiden Regionen dargelegt. Dieser ging meist von der höfischen Kultur Oberitaliens aus und war gen Norden ausgerichtet.

Walter Rügert (Hg.): Buch der Kindheit / Emanuel von Bodman. – Frauenfeld: Huber, 2009. – 231 S. (Werkauswahl / Emanuel von Bodman 6.) – ISBN 978-3-7193-1449-1 (€ 25,50/sFr 38,90)

In zahlreichen Episoden versammelt der Dichter Emanuel von Bodman (1874–1946) Kindheitsgeschichten des »Knaben Siegmund«. Die biographisch gefärbten Erinnerungsstücke aus der Lebenswelt des Bürgertums spielen meist in Friedrichshafen, Emmishofen / Kreuzlingen und Konstanz. Ein Essay von Suzsanne Gahse und Anmerkungen des Herausgebers Walter Rügert rahmen Bodmans Erzählungen ein.

Heidi Schänzle-Geiger/Gerhard Dammann (Hg.): Alois und Auguste. Geschichten über das Vergessen – Alzheimer und Demenz. Frauenfeld: Huber, 2009. – 283 S. – ISBN 978-3-7193-1514-6 (€ 19,90/sFr 36,90)

Die Herausgeber des Sammelbandes, Psychologen der Psychiatrischen Klinik Münsterlingen im Thurgau, haben mit diesem Buch einen literarischen Weg für die Annäherung an das Thema Vergessen gewählt. Als Ergebnis eines Aufrufs an hunderte von Autoren kreisen rund 60 Geschichten und Gedichte um Alzheimer und Demenz, aber es wird auch vom Vergessen in gesunden Zusammenhängen erzählt.

Ulf Wendler: Chur in Klafter und Schuh: der Kartograph Peter Hemmi (1789–1852) und sein Werk. Stadtarchiv Chur. Chur: Verl. Desertina, 2008. – 88 S. (Quellen und Darstellungen zur Geschichte der Stadt Chur 1). – ISBN 978-3-85637-356-6 (sFr 65.–)

Das großformatige und optisch ansprechende Buch würdigt das Werk des Churer Kartographens Peter Hemmi. Soweit mit der lückenhaften Quellenlage möglich, werden seine Biographie und die Hintergründe seiner Vermessungsarbeiten rekonstruiert. Am Beispiel von Hemmis Arbeiten geben moderne Grafiken Einblicke in die Landvermessungstechnik des frühen 19. Jahrhunderts. Der Kartenteil wartet mit hochwertigen, farbigen Reproduktionen und transkribierten Legenden auf. Im Anhang veranschaulicht eine mehrseitige Transkription des Vermessungsberichts Hemmis zum Churer Stadtgebiet 1826/27 die Vorgehensweise der trigonometrischen Geländearbeiten.

Peter Witschi (Hg.): Ab in die Ferienkolonie. Blickpunkt Appenzellerland. Baden: hier+jetzt, 2012. – 192 S. – ISBN 978-3-03919-258-8 (€ 39.–/sFr 49.–)

Ausgehend von der Stadt Zürich wurde das 1876 von Pfarrer Walter Bion geschaffene und erstmals in Appenzell Ausserrhoden umgesetzte Ferienkolonie-Modell schnell europaweit zum Aushängeschild der Jugendfürsorge. Fünf Beiträge beleuchten die Entwicklung der Ferienkolonien von den Anfängen bis zur Gegenwart. Gründer und Trägerschaften, Architektur und Infrastruktur, Erziehung und Kolonialtag, Hygiene und Gesundheit, Eindrücke und Erinnerungen bilden die Hauptthemen. Mit Blick auf das Geschehen in Europa und der Schweiz widerspiegelt das Beispiel Appenzellerland wesentliche Aspekte von Kontinuität und Dynamik dieses langlebigen Phänomens.

VEREIN FÜR GESCHICHTE DES BODENSEES UND SEINER UMGEBUNG

EHRENPRÄSIDENT

Prof. Dr. Helmut Maurer, Konstanz

EHRENMITGLIEDER

Prof. Eduard Hindelang, Langenargen

Priv.-Doz. Dr. Ernst Ziegler, St. Gallen

VORSTAND

- Präsident: Univ.-Prof. Dr. Alois Niederstätter,
Direktor des Vorarlberger Landesarchivs,
Kirchstr. 28, A-6900 Bregenz
- Vizepräsident: Prof. Dr. Stefan Sonderegger, Stadtarchivar, Stadtarchiv (Vadiana),
Notkerstr. 22, CH-9000 St. Gallen
- Schriftführer: Dr. Bernd M. Mayer, Leiter der Fürstlichen Kunstsammlungen
Chorherrngasse 3, D-88364 Wolfegg
- Schatzmeisterin: Susanne Hölzer, Baden-Württembergische Bank,
Bachstr. 12, D-88214 Ravensburg
- Schriftleiter
der Jahreshefte: Priv.-Doz. Dr. Jürgen Klöckler, Leiter des Stadtarchivs Konstanz,
Benediktinerplatz 5, D-78467 Konstanz
- Beisitzer: Donat Büchel Lic. phil., Wissenschaftlicher Leiter des Landesmuseums
Liechtenstein, Städtle 43, FL-9490 Vaduz
Dr. Eveline Dargel, Leiterin des Kreisarchivs des Bodenseekreises,
Schloß Salem, D-88682 Salem
Priv.-Doz. Dr. Harald Derschka, Wissenschaftlicher Mitarbeiter,
Universität Konstanz, Postfach 5560, Fach D 108, D-78457 Konstanz
Dr. Peter Eitel, Historiker, Pfänderweg 6, D-88212 Ravensburg
Markus Huber, Dipl. nat., Sporrenngasse 7, CH-8200 Schaffhausen
Dr. Jörg Heiligmann, Leiter des Archäologischen Landesmuseums
Baden-Württemberg, Benediktinerplatz 5, D-78467 Konstanz

Priv.-Doz. Dr. Oskar Keller, Geologe, Falzigenweg 1,
CH-9050 Lüchingen
Jürgen Oellers M.A., Stadtarchiv Friedrichshafen,
Katharinenstr. 55, D-88045 Friedrichshafen
Ursula Reck, Studiendirektorin a. D., Allgäuer Straße 14,
D-88045 Friedrichshafen
Mag. Dr. Wolfgang Scheffknecht, Prof. an der Pädagogischen
Hochschule Vorarlberg, Jahnstr. 3, A-6890 Lustenau
Heiner Stauder M.A., Stadtarchivar, Maximilianstr. 52, D-88131 Lindau
Prof. Dr. Andreas Schwab, Pädagogische Hochschule Weingarten,
Kirchplatz 2, D-88682 Weingarten
Dr. Daniel Studer, Direktor des Historischen Museums,
Museumsstr. 50, CH-9000 St. Gallen
Dr. Hans-Ulrich Wepfer, Historiker und bis 2011 Leiter des
Seemuseums, Seeweg 3, CH-8280 Kreuzlingen

GESCHÄFTSSTELLEN DES VEREINS UND MITGLIEDSBEITRAG

Für Deutschland:

Stadtarchiv, Katharinenstr. 55, D-88045 Friedrichshafen
Baden-Württembergische Bank, Konto Nr. 4 507 231 (BLZ 600 501 01)
Jahresbeitrag für Einzelmitglieder: € 15,-
für Kollektivmitglieder: € 20,-
für Schüler und Studenten: € 7,50

Für die Schweiz und das Fürstentum Liechtenstein:

Verein für Geschichte des Bodensees, Stadtarchiv (Vadiana), Notkerstr. 22,
CH-9000 St. Gallen
Ersparnisanstalt St. Gallen, Konto Nr. 30-38219-3
Jahresbeitrag für Einzelmitglieder: SFr. 30,-
für Kollektivmitglieder: SFr. 40,-
für Schüler und Studenten: SFr. 15,-

Für Österreich:

Vorarlberger Landesarchiv, Kirchstr. 28, A-6900 Bregenz
Hypothekenbank Bregenz, Konto Nr. 11 887 112 (BLZ 580 00)
Jahresbeitrag für Einzelmitglieder: € 15,-
für Kollektivmitglieder: € 20,-
für Schüler und Studenten: € 7,50

MANUSKRIPTE

deren Veröffentlichung gewünscht wird, sind an den Schriftleiter, Herrn Priv.-Doz. Dr. Jürgen Klöckler (Leiter des Stadtarchivs Konstanz, Benediktinerplatz 5, D-78467 Konstanz) zu richten. Die Übersendung des Manuskripts muss als Datei entweder auf Diskette oder aber als attachment an eine eMail (KloecklerJ@stadt.konstanz.de) erfolgen. Die Richtlinien für die Textgestaltung, die konsequent einzuhalten sind, können im Internet eingesehen (http://www.bodensee-geschichtsverein.eu/richtlinien_textgestaltung.html) und dort auch heruntergeladen werden. Wird der Beitrag angenommen und im Jahressheft publiziert, hat der Autor Anspruch auf Belegexemplare. Durch den Autor verursachte Druckkorrekturen gehen zu dessen Lasten. Für den Inhalt der Beiträge sind die Verfasser verantwortlich. Dies gilt auch für die Buchbesprechungen.

SENDUNGEN

an die Vereinsbibliothek sind ausschließlich zu richten an die Bibliothek des Bodensee-geschichtsvereins (Bodensee-Bibliothek), Katharinenstraße 55, D-88045 Friedrichshafen. Diejenigen unserer Mitglieder, die Arbeiten über das Bodenseegebiet in anderen Zeitschriften veröffentlichen, bitten wir, der Vereinsbibliothek jeweils einen Sonderdruck zur Verfügung zu stellen.

SCHRIFTENLAGER

Das Schriftenlager des Vereins wird geführt von Frau Ursula Reck (Schriftenlager des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung, Katharinenstr. 55, D-88045 Friedrichshafen). Hier können frühere Jahrgänge ab 68 (1941/42) zum Preis von € 7,50 pro Heft angefordert werden.

BODENSEE-BIBLIOTHEK

Katharinenstraße 55, D-88045 Friedrichshafen.

Tel. 07541-209-153 Fax 07541-209-190

E-Mail Adresse: bodenseebibliothek@friedrichshafen.de

Homepage Bodenseebibliothek:

<http://www.bodenseebibliothek.de>

Die Bodensee-Bibliothek der Stadt Friedrichshafen führt mit dem Grundbestand der Bibliothek des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung deren ursprüngliche Bestimmung fort. Sie sammelt und ergänzt alle historisch bedeutsam erscheinenden Quellen und Veröffentlichungen zur Geschichte und Naturkunde des Bodenseeraumes. Hierzu gehören die in den Jahresschriften des Vereins besprochenen Bücher, sowie generell die jährlich in der Bodensee-Bibliographie verzeichneten Neuerscheinungen, Aufsätze und Beiträge. – Für die Mitglieder des Vereins ist mit Ausnahme

weniger, sekretierter Bücher die Entleihung auf dem Postwege möglich. Erforderlich ist mit der genauen Titelangabe die einmalige Ablichtung des Mitgliedsausweises und die schonende Behandlung und Rücksendung nach vier-, maximal achtwöchiger Leihdauer. Persönlich verantwortlich für das Leihgut bleibt das genannte Vereinsmitglied. Die Bibliotheksverwaltung erwartet die Einhaltung der jeweils mit übersandten Leihordnung.

Die Bodensee-Bibliothek in Friedrichshafen will mit diesem Angebot den Auftrag des Bodenseegeschichtsvereins unterstreichen: Landesgeschichtliche Studien zu fördern und die Vereinsmitglieder über die Lektüre an den Ergebnissen teilhaben zu lassen.

Die Betreuung und Ergänzung der Bodensee-Bibliothek erfolgt durch das Stadtarchiv Friedrichshafen.

Das internationale Bodensee-Jahrbuch versammelt aktuelle Forschung und Information zur Geschichte und Naturkunde des gesamten Bodenseeraums.

Neue archäologische Ausgrabungen dokumentieren einleitend die bauliche Entwicklung des Konstanzer Kaufhauses, das erst seit rund 150 Jahren gemeinhin als »Konzil« bezeichnet wird. Die Weingartner Kaiserchronik sowie die spätgotischen Wandmalereien in der Sankt Wendelinskapelle auf dem Ramsberg zwischen Überlingen und Pfullendorf behandeln Aspekte der mittelalterlichen Geschichte des nördlichen Bodenseeraums. Sozialgeschichtlich von großem Interesse sind die Aktivitäten einer Räuberbande in der Frühen Neuzeit, zu der auch ein Beitrag über das sogenannte Säcken in der Reichsstadt und Republik St. Gallen zu zählen ist. Schifffahrtsgeschichtliches Neuland betritt eine Untersuchung über die Flösserei auf dem Alpen- und Hochrhein. Zeitgeschichtliche Themen behandeln die Verfolgung der Zeugen Jehovas nach 1933 und die aktuelle Diskussion um Straßennamen als prekäre Erinnerungsorte. Kompakt wird der Band mit einer überblicksartigen Geologiegeschichte des Bodenseeraums abgeschlossen.

Das Jahrbuch wird unter der Schriftleitung von Jürgen Klöckler (Konstanz) herausgegeben vom Verein für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung.



Jan Thorbecke Verlag



www.thorbecke.de

DIESES PRODUKT WURDE IN DEUTSCHLAND HERGESTELLT

ISBN 978-3-7995-1719-5

